<36604956160014

<36604956160014

Bayer. Staatsbibliothek

Paed. Pr. Wilmsen

4411 v

L. Wolf. del. B. Dörbeck sc.

Franz von _ Sickingens _ Tod.

Den 7ten May 1523.

Pantheon
Deutscher Helden.

Ein
Historisches Lesebuch
für
die Jugend
zur
Belebung der Vaterlandsliebe und des Eifers für die Wissenschaft.

Von

F. P. WILMSEN.

Berlin, 1830.

Verlag der Buchhandlung von C. F. Amelang.

{Brüder-Str. N.o 11.}

F. Jättnig sc.

G. m. 3049

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Die gute Aufnahme, welche des Verfassers Heldengemälden zu Theil geworden ist, ermunterte ihn, sie durch dieß Pantheon fortzusetzen, und sich dabei das Verdienst zu erwerben, solche ausgezeichnete historische Monographieen gemeinnützig zu machen, die, ihrer ganzen Anlage und Ausführung nach, nur den eigentlichen Historikern bestimmt, und nur für diese recht genießbar sind, aber wegen ihrer Gründlichkeit und kräftigen Darstellung verdienen, einem größeren Kreise von Lesern mitgetheilt zu werden. Daher verhehlt der Verfasser nicht, daß er folgende Schriften nicht nur benutzt, sondern zum Theil sogar im Auszuge gegeben, und häufig die Darstellung ihrer Verfasser beibehalten habe, wenn er sie für die angemessenste und kräftigste anerkennen mußte. Daß er dieß nicht that, um sich seine Arbeit desto bequemer zu machen, wird sich ergeben, wenn die Leser sich die Mühe geben wollen, die Seitenzahl der benutzten Schriften mit derjenigen zu vergleichen, welche in dem vorliegenden Buche für den Gegenstand aufgewandt worden ist. Diejenigen, welche es versucht haben, große Begebenheiten und ein thatenreiches Leben in gedrängter Kürze, und doch vollständig und befriedigend darzustellen, wissen, daß es nicht leicht ist, alles zu entfernen, was mehr zur Ausführlichkeit, als zur Vollständigkeit des Berichts gehört,

und die Hauptsachen an einander zu reihen, ohne die kleineren Umstände und Ereignisse, welche ein Licht auf jene werfen, mit der Umständlichkeit, die sich der Biograph erlauben darf, hinzustellen, und sie nur zu berühren, ohne dadurch dunkel zu werden.

Bei der Darstellung Heinrichs des Löwen wurde benutzt: Heinrich der Löwe, Herzog der Sachsen und Baiern, von C. W. Böttiger, Hannover 1819, S. 482, 8. — Bei Franz von Sickingens Leben E. Münch's treffliche Schrift: Franz von Sickingens Thaten, Plane, Freunde und Ausgang, drei Bände, 8., Stuttgard 1827. Die kurze Darstellung Bernhards, Herzogs von Weimar, ist aus bekannten allgemeinen historischen Werken genommen. Bei dem Leben Wallensteins, Herzogs von Friedland, wurde benutzt: Wallenstein, historischer Versuch von Joh. Sporschill, Leipzig 1828, und die merkwürdige Schrift: Albrechts von Wallenstein, des Herzogs von Friedland und Mecklenburg, ungedruckte, eigenhändige vertrauliche Briefe — mit einer Charakteristik des Lebens und der Feldzüge Wallensteins, herausgegeben von F. Förster, zwei Theile, Berlin 1828. Für das Leben Zietens diente zum Führer: Lebensbeschreibung Hans Joachims von Zieten, dritte Aufl., zwei Theile, Berlin 1805, und für Blüchers Leben: Varnhagen von Ense Preußische biographische Denkmale, zweiter Theil, in welchem auf 617 Seiten das Leben des Helden dargestellt ist. Die Charakteristik Blüchers am Schlusse, S. 466 u. f., ist genommen aus L. v. Voß Ahnungen und Lichtblicke ꝛc., Berlin 1826.

Berlin, im Juli 1829.

Wilmsen.

Inhalt.

Seite

Heinrich der Löwe 1

Franz von Sickingens Leben und Thaten 121

Bernhard, Herzog von Weimar 175

Albrecht, Graf von Wallenstein 187

Hans Joachim von Zieten 227

Fürst Blücher von Wahlstadt 312

Anhang.

Ein Brief Wallensteins an den Obersten von Arnim . . 474

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACHENSIS

Heinrich der Löwe,
Herzog der Sachsen und Baiern.

Die Zeit Karls des Großen war es, in welcher ein in der Geschichte ausgezeichnetes Geschlecht, das der Welfen, im Süden Deutschlands hervortrat. Graf Welf zu Altdorf, bei Ravensburg im Algau, steht als Stammvater einer langen Reihe von Nachkommen geschichtlich da, unter welchen Heinrich der Löwe am meisten glänzt. Der Besitz vieler Gebiete in den julischen Alpen und in Schwaben, der ihm selbst den Herzogstitel einbringt, läßt auf ein längeres Bestehen dieses Geschlechts schließen.

Während zwei jüngere Söhne Welfs an dem fränkischen Hofe ihr Glück versuchten, und seine Tochter Judith Gemahlinn Ludwigs des Frommen wurde, blieb der älteste Sohn Eticho in den Stammgütern zwischen dem Bodensee, dem Lech und der Donau frei und unabhängig auf eigenem Erbe. Einen seiner Nachkommen, Heinrich, verleiteten Ehrgeiz und Habsucht, 4000 Mannwerk Landes vom Kaiser Arnulf zum Lehn zu nehmen, und so seine Freiheit zu verscherzen. Ein Welf, der mit dem Kaiser Heinrich II. in Italien gewesen war, wagte es,

um das Jahr 1027, sich dem Kaiser Konrad, dem Salier, mit den Waffen in der Hand zu widersetzen, indem er sich an Herzog Ernst von Schwaben anschloß, der sich empörte, und seine Partei durch mehrere Große verstärkte, jedoch sich bald unterwerfen mußte. Welf mußte durch einen empfindlichen Verlust seinen Ungehorsam büßen. Dennoch wagte es auch dessen Sohn, sich dem Kaiser zu widersetzen. Als dieser ohne Erben starb, sorgte seine Gemahlinn für das Wiederaufblühen des Stammes, indem sie einen Welf aus Italien herbeirief, den Sohn eines italienischen Markgrafen, der Welf des Dritten Schwester zur Gemahlinn hatte, und bedeutende Landschaften in Italien besaß. Auf diese Art wurden zwei der mächtigsten Häuser in Deutschland und Italien mit einander verbunden, und dieß war der merkwürdige Stamm, aus welchem Heinrich der Löwe entsproß. Die Geschichte giebt weder die Zeit noch den Ort seiner Geburt mit Sicherheit an. Doch scheint er 1129 zu Ravensburg in Schwaben geboren zu seyn. Sein Vater, Heinrich der Großmüthige, hatte die Waffen mit ausgezeichnetem Erfolg geführt, und starb 1139 in der Blüthe des Lebens, im Begriff, ein Treffen zu liefern, durch welches der Streit Lothar's gegen die Hohenstaufen, welche den Kaiserthron zu behaupten suchten, seiner Entscheidung nahe gebracht werden sollte.

Ueber seine Erziehung ist wenig überliefert. Sie mag im Geiste jener Zeit gewesen seyn. Unter den Augen seiner Mutter — der Vater hat ihn wohl wenig gesehen — wuchs er zum Knaben heran. Dann spaltete sich gemeiniglich alle Erziehung der Edlen in die geistliche oder weltliche. Häufig waren beide vereint. Der Burgpfaff theilte seine Weisheit im Lesen und Schreiben (letzteres hieß ja die geistliche Kunst), das bewaffnete Hofgesinde

die Uebung der Waffen mit. Oder eine Dom- und Stiftsschule mit ihrem Trivium oder Quatrivium nahm den jungen Edeln auf. Hier wurde ihm manche Gesangesweise, vor allem aber unbedingte Ehrfurcht gegen die Geistlichen beigebracht, die dann in Stiftungen und Donationen reichlich zu wuchern pflegte. Darauf lief das Christenthum, welches dort gelehrt wurde, meist hinaus. Das Uebrige mag wenig mehr, als unverständliches Formelwesen und dialectische Spitzfindigkeit gewesen seyn. Wie wenige Geistliche waren damals, die mehr zu geben vermochten! Und doch war selbst dieses Wenige wichtig, weil es die Ehrfurcht gegen die Geistlichkeit unterhielt, und in einer wilden unbändigen Zeit wenigstens Eine Schranke gegen den Mißbrauch roher Gewalt und Anmaßung errichtete. — Heinrich soll in der Stiftsschule zu Hildesheim gewesen seyn; dort also mag in ihm der Eifer, das Christenthum einst in den Heiden zu verherrlichen, und den Urquell alles Heils im gelobten Lande selbst aufzusuchen, zuerst entzündet worden seyn. Doch bedurften solche Ideen nicht erst der Erweckung durch Stifts- und Klosterschulen, sie lagen auch schon im Geiste jener Zeit, und griffen tief in alle Verhältnisse des höhern Lebens ein. Christenthum und Ritterwesen verschmolzen in einander; ja ein junges, feuriges Gemüth konnte nur in ihrer Vereinigung die Aufgabe und die Lösung seines Daseyns finden. Kräftiger und ihm entsprechender war Heinrichs körperliche Ausbildung. Als Knabe lernte er, was er als Mann einst üben sollte. Ritterliche Uebungen aller Art brachte er zu einer solchen Vollkommenheit und Fertigkeit, daß er es allen seinen Gespielen zuvor that. So im Reiten, Wettrennen, im Schuß der Armbrust, Wurf der Lanze, Schlag des Schwertes. Uebertraf er aber alle Gefährten in diesen Kunstfertigkeiten, so

war er doch allen lieb und werth. So stärkte und bildete er seinen Körper zur Ertragung der Mühseligkeiten und Beschwerden, die ihm einst bevorstanden, aus und in dem so ausgebildeten Körper entwickelte sich sein gesunder, kräftiger Geist. Von Weichlichkeit des Körpers wie des Geistes gleich entfernt, liebte er das Kerngesunde, das Kräftige und Rechte in Wort und That. Das einmal als gut oder nützlich Erkannte verfolgte er aus allen Kräften; da schreckte ihn keine Gefahr, kein Hinderniß, nur ein Sporn es zu überwinden wurde es für ihn. Aber damit entwickelten sich auch alle jene Eigenschaften, die ihn später dem Tadel der Welt ausgesetzt haben, jene Unbeugsamkeit und Hartnäckigkeit in allem, was er behaupten zu können glaubte, jenes Streben nach Reichthümern, das ihn zu manchen Ungerechtigkeiten hinriß, eben weil er ihre Unentbehrlichkeit eingesehen hatte. Nicht um sie als todte Schätze zu bewahren, um das Auge kindisch an ihrer Menge, ihrem Glanze zu weiden, oder um sie zu Schwelgerei und Pracht zu verwenden; das alles war ihm fremd. Aber wohl schienen sie ihm begehrenswerth, um damit seine weiteren Plane zu unterstützen, seine Heereszüge, seine Reisen zu machen, seine Geistlichen und Kirchen auszustatten, seine Städte zu befestigen und zu verschönern. Wenige Fürsten brachten solche Ansprüche an Wiedererwerbungen, (bei seines Vaters Tode war fast kein Stück Landes, was er mit Sicherheit sein nennen konnte), solche Mittel und Gelegenheiten zu Eroberungen mit zu ihrer politischen Bahn, und war er im Erwerben und Erobern glücklich, wem verdankte er es, als seiner frühen Bekanntschaft mit den Waffen, und der Sicherheit und Stärke des Muthes, die ein gesunder Geist in einem gesunden Körper gewährt? Doch hat auch das Glück

seinen Antheil gehabt; aber das Unglück machte ihn groß, das Glück führte seinen Sturz herbei.

Der zehnjährige Heinrich besaß nichts weiter, als seine Erbgüter, da sein Vater, über den der König Conrad die Acht ausgesprochen hatte, 1139 plötzlich starb. Die beiden Herzogthümer Baiern und Sachsen, welche sich die Vorfahren durch Waffenthaten errungen hatten, waren dem Vater abgesprochen. Wer hätte es bei des Vaters Tode ahnen mögen, daß der so gedrückte Knabe bald wieder ein Günstling des Glücks, und dem Mächtigsten gleich werden würde. Gewiß, das Glück hatte viel gut zu machen! denn konnte es den schuldlosen Knaben entgelten lassen, was der Vater verbrochen hatte, oder verbrochen haben sollte?

König Conrad war in Verlegenheit, wie er die Achtserklärung des verstorbenen Herzogs Heinrich in's Werk setzen wollte, denn der Oheim des unmündigen Erben war mächtig genug, dem Könige die Spitze zu bieten. Daher versuchte er es, die junge Wittwe Heinrichs zu bewegen, daß sie dem von ihm eingesetzten Herzoge von Baiern ihre Hand gab, und sie nahm den Vorschlag an, um Baiern ihrem Sohne zu retten. Doch damit war der mächtige Oheim sehr unzufrieden, und kühn genug ergriff er die Waffen, um die Rechte seines Neffen geltend zu machen, da er hoffen durfte, von Italien aus unterstützt zu werden, wo Roger, König von Sicilien, die Waffen gegen den deutschen König führte, um sich den Besitz einiger Gebiete, auf welche dieser gerechte Ansprüche hatte, durch Gewalt zu sichern, nachdem er sie thörichter Weise vom Papst sich hatte schenken lassen. Es gelang dem kühnen Welf, bald in Baiern, bald in Schwaben und bald am Rhein mit immer frischen Streitkräften

aufzutreten, und, wenn auch oft geschlagen, doch seine Ansprüche auf das Herzogthum Baiern zu behaupten.

Prinz Heinrich verlor 1143 seine Mutter, und stand wahrscheinlich nun unter der Leitung einiger sächsischen Großen, verrieth aber bald einen kräftigen, nach Selbstständigkeit ringenden Geist, indem er seine Ansprüche auf Baiern dadurch hervorsuchte, daß er sich Herzog von Baiern und Sachsen nannte. Die Zeit schien sehr günstig, diese Ansprüche durchzuführen, denn es hieß, König Conrad sey entschlossen, einen Kreuzzug nach dem gelobten Lande zu machen, und es war zu hoffen, daß er unter diesen Umständen lieber diese Ansprüche anerkennen, als einen mächtigen Feind im Vaterlande zurücklassen werde.

Conrad brachte es indeß dahin, daß sein noch unmündiger Sohn Heinrich zum König und Mitregenten erwählt, und bald darauf zu Aachen gekrönt wurde.

Erzbischof Heinrich von Mainz wurde ihm als Regent zur Seite gestellt, und auch der Abt Wibald von Corvey und Stablo, ein Mann von seltener Umsicht und Klugheit, in des Reiches Angelegenheiten zur Berathung des jungen Königs aufgefordert. War es auch eine höchst ungewöhnliche Sache, daß ein römischer König, der noch nicht einmal die Kaiserkrone trug, sich in seinem unmündigen Sohne einen Mitregenten und Nachfolger wählen ließ, so schien die Zeit selbst dieß zu entschuldigen.

Als auf diesem Reichstage Herzog Heinrich erschien, und Baiern, als ein seinem Vater unrechtmäßig entrissenes Land, zurückforderte, wußte ihn der König zu beschwichtigen.

Es war damals noch die erste glänzende Periode der Kreuzzüge, viele bittere Erfahrungen waren damals noch nicht gemacht, ja die Deutschen erst jetzt recht eigentlich dafür gewonnen worden. War bei den Franzosen die

schimmernde Idee von ritterlicher Ehre, Minne und gottgeweihter Tapferkeit im Kreuzzuge vorherrschend, so verband der kerngesunde, mehr auf's Praktische gerichtete Sinn der Deutschen den materielleren Zweck von Erwerbung und Bereicherung mit geistlichen und leiblichen Gütern zugleich mit solchen Unternehmungen. Der Westfranke diente Gott auf gleiche Art, wie seiner Dame, das zierlich Leichte, das ritterlich Glänzende vereinigend; während der Deutsche das Gründliche und Derbe bedächtig vorzog. Bis auf späte Zeit herab mag man diesen Unterschied wahrnehmen, bis endlich der Eine über der Schale den Kern, über der Form den Geist vergaß, und der Andere sich beruhigte, daß es der Gottheit diene, sich auch neben Geist und Wahrheit noch sonst auf allerlei Weise verehren zu lassen.

Der Saracenen-Sultan Zenghi (Sanguinus) von Aleppo hatte schon **1144** Edessa, die Vormauer von Jerusalem, den Franken wieder abgenommen, und dadurch Europa in tiefen Schmerz versetzt. Jerusalem, das heiß erkämpfte, drohte zu fallen, und vielfache Botschaft um Hülfe kam aus dem Orient. Was damals dem Papst Urban, was dem Fanatiker von Amiens nicht geglückt war, das war jetzt dem an Beredsamkeit unvergleichlichen Bernhard, Abt von Clairvaux, gelungen; denn jetzt griffen auch Könige zu dem Kreuze. Ludwig von Frankreich hatte den Kirchenbrand von Vitry abzubüßen, und Conrads anfangs hartes Herz hatte Bernhard am Christfest **1146** zu Speyer erweicht; er nahm das Kreuz, und mit dem Könige eine unzählige Menge. Selbst sein zarter Neffe, Herzog Friedrich von Schwaben, dessen Vater krank darnieder lag, und dann aus Gram darüber starb, folgte dem königlichen Beispiele. Auch Welf, auf seiner Burg zu Bitengow, entschloß sich mit vielen seiner Ritter

und Mannen zum Kreuzzug, und als in Baiern Adam, Abt zu Eberach, (Februar 1147) zu Regensburg vor dem Könige predigte, nahmen Herzog Heinrich von Baiern, die Bischöfe von Regensburg, Freysingen und Passau, der Graf von Andechs und viele andere Große und Kleine das allgemeine Losungszeichen. Mit des Böhmenherzogs Ladislaus und Ottokars von Steyermark und Bernhards von Kärnthen Beitritt, zogen siebenzig tausend geharnischte Ritter, ohne die leicht Bewaffneten, und kaum zählbares Fußvolk, Freund und Feind, friedlich neben einander (denn alle vereinigte das große Erlösungszeichen) von Regensburg im Mai desselben Jahres fort.

Einen andern Weg, doch nicht zu Lande, nahm ein Pilgerheer von Flandrern, Engländern, Westphalen, Cölnern und vom Rheine, auf englischen und flandrischen Schiffen, unter Anführung des niederländischen Grafen Arnulf von Arschot. Im Begriff, das westliche Europa zu umschiffen, und durchs Mittelmeer nach Syrien zu segeln, wurden an den gallischen und portugiesischen Küsten viele Schiffe durch Sturm zerstreut. Viele landeten in Spanien, und feierten in St. Jago von Compostella das Pfingstfest. Diese lud Alfons der Eroberer, König von Portugal, ein, den Saracenen Lissabon entreißen zu helfen. Dieser Vorschlag gefiel, und wurde ausgeführt. Nach einer höchst mühseligen Belagerung, deren Erfolg die verzweifeltste Gegenwehr der Araber lange ungewiß gemacht hatte, ergab sich Lissabon am 21. October dieses Jahres. Nachdem man so in Portugal die Saracenen auf dem linken Flügel ihres durch drei Welttheile sich ausbreitenden Reiches glücklich bekämpft, wurde die Fahrt nach Syrien fortgesetzt.

Wenn die Fürsten des mittlern und nördlichen Deutschlands von der Begeisterung, welche Tausende nach

dem gelobten Lande trieb, nicht ergriffen wurden, so kam es nur daher, weil sie in ihrer Nähe ein ähnliches Verdienst erringen, das Heidenthum bekämpfen, und Streiter Christi werden konnten. Die Bekämpfung der heidnischen Slaven, der Obotriten, Luticier und anderer Stämme in Mecklenburg und Pommern, welche bisher unaufhörlich die Dänen und Sachsen bekriegt hatten, versprach sichere Vortheile, und daher entschlossen sich mächtige Fürsten zu diesem Kreuzzuge. Es bildeten sich zwei Heere in Sachsen, und eins in Dänemark. An diesem Kriegszuge nahm Heinrich, der junge Sachsenherzog, freudigen Theil.

Niclot, der Fürst der Obotriten, hatte bald vernommen, was ihm und allen Slaven seines Landes drohe, und traf schnelle Vorkehrungen. Er berief sein ganzes Volk, befestigte Dobbin als Zufluchtsort für die äußerste Gefahr, und sandte nun Boten an den Grafen Adolf von Holstein, ihn an ihr Bündniß erinnernd, und um eine Zusammenkunft bittend. Aber dieser verweigerte jetzt beides, aus Scham vor den deutschen Fürsten. Da machte ihm der Obotrite bittere Vorwürfe, weil ja in der Noth erst die Freundschaft erprobt werde, und kündigte ihm den bisher geleisteten Schutz seiner Länder auf. Den Vortheil des Angriffs kennend, lief er mit einigen Schiffen in die Mündung der Trave ein, überfiel den Lübecker Hafen, und verbrannte die beladenen Kaufmannsschiffe. Dann wurden zu Lübeck über 300 Menschen erschlagen, und unter ihnen Priester Rudolf. Zwei Tage lang wehrte sich das Schloß. Während dessen wurde ganz Wagrien von seinen Reitern durchschwärmt und verwüstet, und die Vorstadt von Segeberg hart mitgenommen. Vor allen aber litten die neuen Kolonisten harte Drangsale. Nur die Holsteiner jenseit der Trave wurden verschont, weil

man sie nicht reizen wollte, oder weil sie selbst erst die Slaven gegen die verhaßten neuen Kolonisten aufgehetzt hatten. Nur hundert Friesen vertheidigten sich in einer kleinen Befestigung gegen 3000 Slaven mit seltener Standhaftigkeit, bis endlich Graf Adolf mit seinen Schaaren herbeirückte. Da wichen die Slaven, mit Raub reich beladen, in ihre Schiffe zurück.

Dieser kühne Einfall Niclots beschleunigte endlich den Aufbruch der großen Kreuzheere gegen Mecklenburg und Pommern. Das eine dieser Heere zog vor Demmin an der Peene, das andere vor Dobbin. Zu letzterem gesellten sich die Dänen, die aber bei einem plötzlichen Ausfalle der Slaven eine große Niederlage erlitten, weil ihnen die Sachsen, durch einen Sumpf getrennt, nicht gleich zu Hülfe eilen konnten oder wollten. Ihre Flotte wurde von den Rügen übel zugerichtet. Ueber diesen lang ausgesehenden Belagerungen erkaltete unterdeß der Eifer der Sachsen. Namentlich waren es Herzog Heinrichs und Albrecht des Bären Krieger, die, vielleicht im Sinne ihrer Herren, eine friedliche Sprache zu führen begannen. »Ist nicht das Land, das wir verwüsten, das unsrige, das Volk, das wir bekämpfen, uns untergeben? Warum also gegen unsre Zinsner fechten, trifft nicht der Schade unsere eigenen Fürsten?« Solche Worte mögen sie von ihren Heerführern vernommen und weiter verbreitet haben. Immer matter wurde der Krieg und die Belagerung fortgesetzt, die geschlagenen Feinde nicht verfolgt, kein Platz genommen, der Krieg hörte schon im Kriege auf. Endlich glaubte man, der Pflicht des Krenzzuges Genüge geleistet zu haben, als die Slaven versprachen, das Christenthum anzunehmen, und die gefangenen Dänen zu befreien. Man war froh, diese Auskunft gefunden zu haben, und sah wenig auf die Erfüllung der Bedingung.

Denn es ließen sich zwar viele Slaven taufen, auch wurden Dänen freigegeben; allein jenes geschah nur zum Schein, und die Freigegebenen waren nur solche, die sie nicht mehr brauchen konnten, Greise und Krüppel, die Rüstigern behielten sie, und plünderten bald nachher, wie zuvor, die dänischen Küsten.

Dieß war der klägliche Ausgang jenes Kreuzzuges, der so viel versprochen hatte; man hatte schlecht gefochten, schlecht gesiegt, einen schlechten Frieden geschlossen. Es ist kein Zweifel, daß auch Herzog Heinrich seinen Antheil daran hatte, und daß er sich schon insgeheim Rechnung auf den Besitz des Landes machte. Gleiche Ansicht der Dinge mochte auch Albrecht von Brandenburg haben, der nach Erwerbung der Mark Brandenburg sich auch im Norden seines neuen Staates abzurunden hoffte. Es mußte also wechselseitiges Mißtrauen entstehen, und damit die ganze Unternehmung gelähmt werden. Doch war dieser Zug für Heinrich eine Schule mancher Erfahrung geworden. Er lernte ein Land kennen, das einst eine schöne Erwerbung für ihn allein werden konnte; er sah aber auch, daß die verachteten Slaven nicht auf einmal zu besiegen waren, und daß sie nur allmälig an das Joch der Deutschen gewöhnt werden könnten; ja er sah, wie die politische Unterwerfung und die Ausbreitung des Christenglaubens sich die Hände bieten müßten, und fußte auf diese Erfahrung bei seinen künftigen Kriegen. Ruhmlos kehrten Alle zurück, und nur der klägliche Trost sollte ihnen werden, daß auch im Oriente nichts Rühmliches geschehen war.

Bald nachher erhielt Heinrich Gelegenheit, sich Ansehen und Kriegsruhm zu erwerben, indem er die Ditmarsen, die ihren Grafen Rudolf erschlagen hatten, bekriegte, und sie zum Gehorsam brachte. Zugleich zeigte

er sich ihm als ein Beschützer der christlichen Kirche, indem er den Bischof Vicelin, der die Bekehrung der Heiden mit großem Eifer in diesen Gegenden betrieb, mit Grundstücken beschenkte, und seines Schutzes versicherte.

Mit Ruhm kehrte Heinrich zurück, aber in ein verödetes Haus, in welchem keine Seele zu finden war, die sich seines Ruhmes freute. Dieß Gefühl der Verlassenheit trieb ihn, eine Gattinn zu suchen, und er fand sie in der Tochter des Herzogs Conrad des Zähringers, Clementia, welche ihm das Schloß Baden, und 500 Mansus Land als Mitgift zubrachte.

Sehr bald erhielt er neue Veranlassung, seine Kampflust zu befriedigen; die Obotriten zeigten sich auf's neue feindselig gegen ihre christlichen Nachbaren, und sie mußten für ihren Abfall gezüchtigt werden. Bei dieser Unternehmung aber trat dem Herzog ein ehrgeiziger Priester entgegen, der eben zum Erzbischof von Bremen und Hamburg, und zwar widerrechtlich, war erhoben worden, Hartwich, ein Mann aus dem alten Geschlechte der Grafen von Stade. Dieser versuchte es, seine geistliche Macht der weltlichen als eine unumschränkte entgegen zu stellen, und hätte gern ein nordischer Papst seyn mögen. Daher errichtete er neue Bisthümer, ohne sie ausstatten zu können, und ohne die Zustimmung des Landesherrn einzuholen. Heinrich aber war nicht gesonnen, die Beschränkung, welche er, als Herzog von Sachsen, durch die Uebermacht der Geistlichen ertragen mußte, auch in den neuen Erwerbungen zu dulden. Die Bisthümer unter den Slaven sollten sein Werk, und die Bischöfe der Slaven seiner Macht unterworfen seyn. Daher weigerte er sich mit einer unerschütterlichen Festigkeit, die Bisthümer anzuerkennen, welche der hochmüthige Hartwich in Mecklenburg und Altenburg errichtet hatte, und die Noth

zwang endlich den neuen Bischof, den ehrwürdigen Vicelin, dem es an christlicher Demuth nicht fehlte, der aber Hartwichs Rache zu fürchten hatte, das Bisthum durch das Stäblein aus des Herzogs Händen anzunehmen. Dieß geschah zu Lüneburg, als sich eben der Herzog zu einem Zuge nach Baiern rüstete, und nun gab ihm dieser allerlei Beweise seiner Gnade. Heinrich hatte dadurch königliche Macht ausgeübt, und zugleich den Ehrgeiz eines mächtigen Prälaten gedemüthigt, aber er hatte auch nun alles von der Rache dieses Prälaten zu fürchten.

Heinrich hatte seine Ansprüche auf Baiern weder vergessen noch aufgegeben. Conrad hatte ihm die Zusicherung gegeben, daß er nach vollendetem Kreuzzuge diese Angelegenheit vornehmen und beendigen wolle. Jetzt war der Kreuzzug, und zwar unglücklich genug, vollendet, und der König schon im Mai **1149** bei Pola in Istrien auf deutschem Boden gelandet, und hatte zu Regensburg eine Fürstenversammlung gehalten. Aber schon vor ihm war Welf, Heinrichs Vaters-Bruder, von einer Krankheit befallen, von Palästina abgereiset, und nach Sicilien gekommen. Dort hatte ihn sein alter Freund Roger mit großer Freude aufgenommen, und mit Wort und Geld zu neuen Unternehmungen gegen Conrad aufgemuntert. Während also Conrad am Feste Mariä Reinigung **1150** zu Speyer war, benutzte Welf des Königs Entfernung, und griff das Hohenstaufische Schloß Flochberg an. Doch hatte Conrad, um Welf zu beobachten, weislich seinen Sohn, den König Heinrich, anderthalb Rasten davon zu Horburg an der Jaxt gelassen, der nun mit schnell gesammelten Truppen den Herzog umzingelte, angriff, und in die Flucht schlug. Welf entkam nur durch Begünstigung der Nacht. Dieser Schlag zerstörte Welfs Kriegsmacht gänzlich, denn **300** seiner Reiter waren gefangen,

viele getödtet und verwundet. Er nahm also die Vermittelung des jungen Herzogs Friedrich von Schwaben, der ihm wie dem Könige gleich nah verwandt war, an, und so kam zwischen Beiden ein Friede zu Stande, in welchem Welf einige Reichsgüter und den Ort Märdingen erhielt.

Welfs Aussöhnung schlug aber noch keinesweges Heinrichs Ansprüche auf Baiern nieder. Heinrich hatte sich schon vorher gerüstet, das Recht, welches er durch Unterhandlungen zu erhalten verzweifelte, mit Gewalt sich zu verschaffen. Er ordnete also seine sächsischen Angelegenheiten, empfahl die Sorge für die slavischen dem Grafen Adolf, und ließ auch unter seinem Schutz und Rath die Herzoginn Clementia in Lüneburg zurück. Hierauf begab er sich nach Schwaben, um von dort aus, mit Hülfe seiner Freunde, und vor allen Conrads des Zähringers, in Baiern einzufallen, und seinen Stiefvater Heinrich von Oestreich zu vertreiben. Zwar beschied ihn Conrad zur rechtlichen Entscheidung seines Streites auf den 13. Januar nach Ulm, und als er hier nicht erschien, auf den St. Barnabas-Tag (11. Juni) nach Regensburg. Heinrich sah entweder ein, daß von Conrad und den ihn umgebenden Fürsten wenig zu erwarten sey, weil Ersterer noch immer äußerte, daß kein Reichsfürst zwei Herzogthümer besitzen dürfe, oder er glaubte, schon zu weit gegangen zu seyn, um noch einen günstigen Friedensspruch erwarten zu können, und blieb auch hier weg. Doch schrieb er, um den König sicher zu machen, an den Abt Wibald, daß er ihm bei dieser Tagfahrt als Zeuge und Rathgeber beistehen möge. Aber das Glück war auch seinen kriegerischen Unternehmungen nicht günstig, da Heinrich von Oestreich von Conrad unterstützt wurde. Dadurch reifte bei seinem alten Gegner, Mark-

graf Albrecht von Brandenburg, ein Plan, dem Herzog in seinem eigenen Lande einen gefährlichen Streich zu spielen, und ihm auch das, was er schon hatte, über dem, was er erstrebte, zu entreißen. Albrecht lud den König Conrad ein, schleunigst nach Sachsen aufzubrechen, und Braunschweig mit dem ganzen Lande wegzunehmen. Doch scheint auch Conrad selbst mit einem solchen Plane umgegangen zu seyn, da Heribert, sein Capellan, als Kundschafter damals Sachsen durchwandert hatte, um die Stimmung des Landes zu beobachten. Daß er alles ruhig befunden, zeigt Wibald dem Könige an, und räth, die günstige Gelegenheit zu nützen. Wirklich eilte der König am Ende des Jahres 1150 nach Goslar, um von dort aus den Zug zu unternehmen. Der Herzog schien in Schwaben völlig eingeschlossen, und sorgsam hatte man alle Wege nach Sachsen ihm verstellt. Allein eine List rettete Heinrich. Er berief öffentlich alle seine Vasallen und Anhänger in jener Gegend zur feierlichen Begehung des Weihnachtsfestes in eine Stadt, und schläferte dadurch die Wachsamkeit der Feinde ein. Darauf trat er, bei Nachtzeit, verkleidet, und nur von wenigen Getreuen umgeben, den Weg nach Sachsen an, und kam auch glücklich durch alle seine Feinde hindurch, ehe noch der König selbst vor Braunschweig erschienen war. Dort verwandelte sich sogleich die Angst über Conrads Annäherung in allgemeinen Jubel. Kaum verbreitete sich die Nachricht im königlichen Lager zu Heningen, der Herzog sey in seiner Stadt, so kehrte Conrad schnell nach Goslar zurück. Es schien bedenklich, den Löwen in der Höhle anzugreifen. Doch mag auch Heinrich vor der Hand Bedenken getragen haben, der Waffen Glück in Baiern noch einmal zu versuchen.

In Heinrichs Abwesenheit hatte die kluge Clementia

den Grafen Adolf zu einem Zuge gegen die Slaven, die sich gegen Niclot, den Obotritenfürsten, ihren Oberherrn, empört hatten, aufgefordert und kräftig unterstützt, und die Empörer hatten mit schwerem Golde den Frieden erkaufen müssen.

Seit dieser Zeit hielt der dankbare Niclot mit dem Grafen von Holstein treue Freundschaft, kam oft mit ihm zu Lübeck oder Travemünde zusammen, und durch den festen Frieden nahm Beider Länder Anbau, Handel und Wohlstand sichtbar zu. Immer besuchter wurde der Markt zu Lübeck, immer beladener und zahlreicher die Flotte der Kaufleute. Der Bischof Vicelin hatte seine Wohnung zu Bosow unter einer Buche aufgeschlagen, bis Hütten für ihn und die Seinigen erbauet waren. Dort begann er, dem Apostelfürsten Petrus eine Kirche zu bauen, und das Land zum Acker umzuschaffen. Aber noch flossen seine Einkünfte nur sehr spärlich.

Was Heinrich der Löwe nach des Königs Rückzuge von Braunschweig unternommen, wird nirgends gesagt. Unstreitig sah er, daß er mit Baiern eine günstigere Zeit, vielleicht des seit dem Kreuzzuge immer kränklichen Königs Tod, oder wenigstens den Zug nach Italien, zu dem sich jener eben rüstete, abwarten müsse. Darum scheint er sich auch nicht an den gegen ihn mit dem Könige verbundenen Fürsten gerächt zu haben. Ja er trat sogar mit Conrad wieder in freundschaftliche Verhältnisse, und versprach ihm, wie er gewünscht, die Güter der Abtei von Corvey in seinen Schutz zu nehmen.

König Conrad starb noch vor Eröffnung eines Reichstages, den er zu Bamberg halten wollte, 1152 in dieser Stadt, wo er neben dem Kaiser Heinrich dem Zweiten ruht, ohne die Kaiserkrone getragen zu haben, die er sich

noch

noch in diesem Jahre auf einem sogenannten Römerzuge zu holen gedachte.

Die deutschen Fürsten, in zwei Partheien getrennt, und größtentheils entweder welfisch oder hohenstaufisch gesinnt, sahen ein, daß eine herrscherlose Zeit das Gefährlichste für Deutschland sey, und vereinigten sich daher bald, den Neffen des Verstorbenen, den dieser als den Würdigsten zur Krone angedeutet hatte, auf den deutschen Thron zu erheben. So einstimmig waren noch wenige Könige gewählt worden, aber auch wenige vereinigten in so zweifelhaften Zeitumständen so viel Empfehlendes in sich; denn außer einer Menge guter Eigenschaften, Muth, Klugheit, Tapferkeit, Billigkeit und Beredsamkeit, bestach vorzüglich seine mit beiden streitenden Häusern gleich nahe Verwandtschaft zu der Hoffnung, daß jene Feindschaft durch ihn ein glückliches Ende finden werde.

Allem Anschein nach waren auch Herzog Heinrich der Löwe und sein Oheim Welf bei der Wahl gegenwärtig, und Beide stimmten bei, den eigenen wie des Reiches Vortheil erwägend. War dem Herzog Heinrich in Conrad ein im Haß gegen die Welfen fast ergrauter Feind gestorben, so hatte schon Friedrich seine Versöhnlichkeit in jener welfischen Fehde gezeigt, und die nähere Verwandtschaft gleich sehr, als seine Eigenthümlichkeit, berechtigte zu den größten Hoffnungen. Wohl ihnen Beiden, daß sie nicht voraussehen konnten, wie so enge Bande einst schrecklich reißen sollten!

Nach Pfingsten hielt der neue König seinen ersten Reichstag zu Merseburg. Hier erschien Heinrich der Löwe mit harter Klage gegen Albrecht den Bär, seinen alten Feind. Beide Männer, von der Natur schon durch ihre Verwandtschaft zu Freunden bestimmt, an Geschlecht gleich edel, an Tapferkeit gleich ausgezeichnet, in ihrer Politik

gleich groß und umsichtig, standen durch ein seltsames Geschick einander entgegen. Hier endlich verglichen sie sich wegen ihrer Ansprüche auf dieselben Landstriche, nachdem sie lange genug einer des andern Gebiet mit Feuer und Schwert verwüstet hatten. Die Angelegenheit wegen Baiern blieb leider abermals unentschieden, weil der vorgeladene Herzog von Baiern nicht erschien.

Gegen seinen Vasallen Adolf, Grafen von Holstein, erlaubte sich in diesem Jahre Heinrich der Löwe eine Gewaltthätigkeit, bei welcher er nur das Recht des Stärkeren geltend machte. Er verbot, voll Eifersucht über Lübecks blühenden Handel, seinen Unterthanen, ihre Waaren dorthin zu bringen, und da auch die Salzwerke des Herzogs zu Lüneburg durch die des Grafen zu Oldesloh Abbruch erlitten, so ließ er süßes Wasser in die Salzquelle von Oldesloh leiten, und sie verderben.

Der alte Streit zwischen Heinrich von Oestreich und Heinrich von Sachsen, wegen des Herzogthums Baiern, mußte endlich von dem neuen Könige entschieden werden, wenn er seinen Römerzug thun, und sich die Kaiserkrone aufsetzen wollte, denn unmöglich konnte er Deutschland verlassen, ohne Heinrich den Löwen, auf dessen mächtigen Beistand und erprobte Tapferkeit er hierbei am meisten rechnete, zufrieden gestellt zu haben.

Im Anfange des Juni **1154** begab sich der König von Magdeburg, wo er das Osterfest gefeiert hatte, nach Goslar, seiner Stadt, wohin er beide Fürsten zur endlichen Entscheidung der Sache gebührend vorgeladen hatte. Hier schien es wie gewöhnlich gehen zu sollen, denn nur Heinrich der Löwe war gekommen, der andere Heinrich ausgeblieben. Allein hier wurde nun nach Fürstenrecht und Spruch dem Oestreicher das Herzogthum Baiern abgesprochen, und dem Herzoge von Sachsen zuerkannt.

Freilich war damit der schwierige Knoten nicht aufgeknüpft, sondern sogleich zerhauen worden, und doch damit das Werk nur halb gethan. Denn noch fehlte viel, daß Heinrich der Löwe auch damit sogleich in den wirklichen Besitz gekommen wäre. Dieß schien bei Heinrichs von Oestreich Hartnäckigkeit ohne Krieg kaum möglich, und dieser hätte Friedrichs Römerzug noch mehr verschoben. Wahrscheinlich hatte also Heinrich sich gleich verpflichten müssen, mit der völligen Wiedereinsezzung sich bis nach dem italienischen Zuge zu gedulden. Ihm konnte es genügen, Baiern sich wenigstens rechtskräftig zugesprochen zu wissen. Einen bedeutenden Zuwachs seiner Macht und seines Ansehens erhielt er durch eine Urkunde des Königs, welche ihm das Vorrecht zusprach, in den Ländern jenseit der Elbe Bisthümer und Kirchen zur Verbreitung des kirchlichen Glaubens zu errichten, und sie nach eigenem Bedünken mit den Gütern des Reichs auszustatten. Für die slavischen Länder bekam er dadurch fast königliche Gewalt, aber auch erbitterte Feinde.

Der Kaiser sammelte auf den Ebenen um Augsburg das Heer, mit welchem er nach Italien ziehen wollte, und Heinrichs Schaaren waren fast den königlichen gleich.

Unweit Placentia, am südlichen Ufer des Po, liegen die Roncalischen Felder, wo die Könige der Deutschen auf ihren Römerzügen Rast zu machen pflegen. Hier wird ein Schild am hohen Pfahle aufgehängt, und allen Vasallen die Lehenwache bei dem Fürsten durch den Herold angesagt; wer hier fehlt, ist seines Lehens verlustig, er sey weltlich oder geistlich. So wurden auch hier die Schaaren gemustert, und von den Fürsten, Heinrich, der Markgraf von Oestreich, bisher Herzog von Baiern, Al-

brecht von Brandenburg, Hartwich, der Erzbischof von Bremen, Ulrich von Halberstadt und mehrere andere vermißt. Hartwich und Ulrich verloren ihre Lehen. Aus böser Absicht waren sie zurückgeblieben.

So war der erste Zug Friedrichs nach Italien angetreten, das erste Glied einer unabsehlichen Kette von Ereignissen, die, während der ganzen Periode der Hohenstaufen, auf Deutschland und Italien den entschiedensten Einfluß haben sollten. Italien, durch die Alpen im Norden und das mittelländische Meer im Süden, Osten und Westen gegen das übrige Europa geographisch abgeschlossen, bildete eine Welt im Kleinen, und die verschiedenartigsten politischen Elemente waren hier zusammengehäuft. Im Süden waren die einzelnen Fürstenthümer und Gebiete zu einem monarchischen Ganzen von dem normännischen König Roger von Sicilien vereinigt. In der Mitte der Halbinsel herrschte der Papst (damals Adrian IV.) über Länder von weniger politischer, als historischer Wichtigkeit; über Rom, das zwar noch mit dem Namen die Eitelkeit jener Weltherrscherinn, aber längst ihre Kraft nicht mehr hatte, und über Gebiete, die mehr Anmaßung der Kirche, und erschlichene Schenkungen, als rechtlich begründete Ansprüche ihm erworben hatten. Allein was Staaten-Besitz nicht vermag, gelingt der Allmacht der Meinung. Durch sie beherrschte Rom zum zweiten Mal die Welt, und das alte Weltreich hatte sich jetzt zu einer geistigen Universal-Monarchie umgestaltet. Wie der Kaiser durch den Papst der weltliche Herr der Erde werde, so sey der Papst der geistliche, als Erbe des Apostels Petrus, Christi Statthalter auf Erden. Wie beim Reichsapfel über der Weltkugel noch das Kreuz, so stehe auch die Kirche über dem Staate. — Anders hatte sich bei den Lombarden die politische Verfassung gestaltet. Dort

hatten sich, alt=römischer Municipal=Verfassung eingedenk, mächtige Städte gebildet, und sich zu Beherrschern des Landes aufgeworfen; selbst des Landes Adel, sonst das geborne Gegengewicht der Städte, hatte sich zum größern Theil gezwungen mit ihnen verschmolzen, und Bürgerrecht genommen, vielleicht, weil er noch in ihnen fortherrschen zu können meinte. Jener Freiheitsliebe erlag das Ansehen der kaiserlichen Statthalter seit der Ottonen Zeit, wo Italien wieder in nähere Verbindung mit den deutschen Königen gekommen war. Die Päpste selbst begünstigten sie öffentlich oder insgeheim, weil sie in ihnen gegen die Kaiser ein Bollwerk sahen, an dem sich erst der deutsche Muth und Zorn anprallend brechen möge. Doch der Funke der Herrschaft, einmal entzündet, glimmt fort. In Zeiten, wo die deutschen Herrscher zu sehr im eigenen Lande beschäftigt waren, kehrten die Städte ihre Waffen gegen sich selbst. Wie die griechischen Freistaaten und Städte, strebten auch hier die Größern und Mächtigern nach Hegemonie. Oft, bei gleichen Kräften, war es nur ein Schwert, welches das andere in der Scheide hielt; oft brach es zu blutigen Kriegen aus. Vor allen drohte das stolze Mailand (es zählte in seinen Mauern 60,000, die Waffen trugen) den übrigen Städten Unterjochung, und mehrere derselben hatten sich schon, gezwungen oder freiwillig, seinem Schutze unterworfen, andere verbanden sich gegen dasselbe, und so herrschte Partheiung so lange, bis eine drohende Macht von außen entweder Einigkeit räthlicher machte, oder mit höherer Klugheit die eine Parthei für sich zu gewinnen wußte. Die wenigen noch unabhängigen Großen hielten es theils mit den Städten, theils mit den deutschen Königen, wie es eines Jeden Lage oder Vortheil heischte.

Bei dem Kaiser waren schwere Klagen über Mai=

lands Uebermuth geführt worden. Um die Mailänder seinen Zorn fühlen zu lassen, rückte Friedrich vor das Schloß Rosate, in der Nähe von Mailand, und zerstörte es nebst einigen andern festen Plätzen. Dann ging der Zug über Vercelli und Turin, und so in einem großen Bogen nach Pavia. Chieri und Asti, über welche Markgraf Wilhelm von Montferrat sich schwer beklagt hatte, wurden unterweges theils geplündert, theils zerstört. So langte man endlich vor dem festen Tortona an, das sich auf seinen Bund mit Mailand und auf seine durch Kunst und Natur gleich feste Lage trotzig verließ.

Keck hatte Tortona die kaiserlichen Befehle bisher verspottet, jetzt war die Stunde der Züchtigung gekommen, und ihre Vernichtung war beschlossen. Aber man hatte es mit einer hartnäckigen Gegnerinn zu thun, die der feindlichen Tapferkeit Entschlossenheit, und alle Stärke, die Verzweiflung giebt, entgegensetzte. Hier war es, wo Heinrich der Löwe vor Allen sich auszeichnete, denn gleich im ersten Sturme nahm er mit kühner Hand die festen Vorstädte ein. Ein heftiges Ungewitter vereitelte das weitere Vordringen. Man mußte nun zu einer langsameren Belagerung schreiten. Mauerbrecher und Wurfmaschinen wurden der Stadt genähert, häufige Ausfälle mit Tapferkeit zurückgeschlagen. Auch das Wasser suchte man ihr abzuschneiden; aber alles umsonst. Fast von allen Seiten mit Felsen und Klippen umgeben, war sie nur an einer Stelle zugänglich, aber auch gerade hier von einem ihrer stärksten Thürme geschützt. Diesen suchte man durch Untergraben zum Sturz zu bringen. Allein die Belagerten trieben Gegenminen, und vereitelten so das Unternehmen. Endlich suchte man den einzigen ihnen noch zugänglichen Brunnen, durch hineingeworfene Leichen und brennenden Schwefel, zu verderben. Darüber war

das Osterfest herangenahet, und Friedrich gebot für diese Tage Waffenruhe, denn auch im Kriege ehrte er die fromme Sitte und der Kirche Lehren. Endlich, als Hungersnoth und Durst die Stadt auf das äußerste gebracht hatten, erfolgte am 13. April die Uebergabe. Die einzige Gnade, die den Einwohnern verstattet wurde, war die Erlaubniß, mit dem, was jeder tragen könnte, auszuwandern. Hinter ihnen ging die Stadt in Zerstörung unter. Am Sonntag Jubilate nahm Friedrich zu Pavia die lombardische Krone, feierte dann zu Bologna das Pfingstfest, und eilte nun auf Rom los.

Als Friedrich an der Spitze seines siegreichen Heeres sich auf dem Wege nach Rom befand, kamen ihm Gesandte der römischen Bürgerschaft entgegen, und eröffneten in einer pomphaften Rede, wie die Römer dem Könige nicht anders den Einzug gestatten würden, als wenn er, alter Kaisersitte eingedenk, im Purpur und auf goldenem Triumphwagen, besiegte Könige vor seinem Wagen, und die Reichthümer der Völker mit sich führend, anlange. Außerdem müsse er der Stadt, dem Haupte der Welt, die gebührende Ehre geben, und dem Senate die vorgeschriebenen funfzehn tausend Mark Silber zahlen, damit er dessen Gunst, und dadurch erst die Ehre des Triumphs erlange. Dann solle ihm, den die Fürsten des Reichs zum Könige erkoren, aus den Händen des römischen Senats die Kaiserkrone werden. Deß lachte der König, wie Mißverhältniß zwischen dem Verlangten und Verlangenden immer lächerlich ist, und jene kehrten voll böser Rathschläge zurück.

Friedrich ließ sich, als er zum ersten Mal mit dem Papst Adrian, dem Bauernsohn aus England, zusammentraf, zu der demüthigenden Sitte herab, dem Papste beim Absteigen den Steigbügel zu halten.

Immer näher kam man der Stadt Rom, dem Ziele des langen beschwerlichen Heerzuges. Da sendete der König gegen tausend wohlbewaffnete Krieger in der Stille der Nacht, begleitet von Boten des Papstes, um die Leoninische Vorstadt und die Peterskirche mit ihren Befestigungen zu besetzen; heimlich wurden sie eingelassen, und am 18. Juni wurde er von dem Papst und den Kardinälen an den Stufen der wohl bewachten Kirche empfangen und zum Kaiser gekrönt. Dann zog er sich in das Lager vor die Stadt zurück. —

Friedrich war fast eher gekrönt, als die Römer nur seinen Einzug erfahren hatten; denn noch berathschlagten sie darüber mit dem Senate auf dem Kapitol, als die Nachricht von der geschehenen Feierlichkeit ihnen zukam. Viele waren auch auf der von den Deutschen besetzten Brücke zurückgehalten worden. Wüthend, daß ihre Hoffnung so listig getäuscht worden sey, stürzten sie sich auf die Kirche, wo einige noch im Heiligthume zurückgebliebene Deutsche ermordet wurden; dann drangen sie über die Tiber, und aus der Stadt hinaus gegen das Lager der Deutschen vor. Schon hatte, von ihrem Gebrüll aufgeweckt, der Kaiser die kaum gelagerten Truppen sich wieder rüsten lassen, und Heinrich der Löwe, dessen Lager zunächst an der Mauer war, hielt mit Entschlossenheit den ersten Angriff auf. Dann brach er durch zerbrochene Mauern in die Stadt, und griff den Feind im Rücken an. Eine grimmige Schlacht erhob sich am Thurme des Crescentius und an der Brücke, welche die Leoninische Vorstadt mit Rom verbindet, und an den Fischteichen am Janiculus. Gegen Tausend wurden getödtet, oder in die Tiber gesprengt, zweihundert gefangen, unzählige verwundet. Durch diesen Muth entschied Heinrich den Tag, und bewahrte seinen Kaiser vor einer har-

ten Niederlage. Männlich, wie der Löwe, seines Schildes und seines Namens Zierde, hatte er gefochten, und nach dem Siege wurde sein Lob von dem ganzen Heere erhoben. Auch der Papst Adrian sandte ihm ehrenvolle Geschenke.

Von Rom wandte sich der Kaiser, aus Mangel an Lebensmitteln, nach den Apenninen hin, und zerstörte Spoleto, weil es seiner Befehle gespottet hatte, zog dann nach Ancona, und entließ hier einen Theil seiner Kriegsmacht, indem er sich durch die Jahreszeit gezwungen sah, den Zug nach Apulien aufzugeben.

Heinrich der Löwe scheint den Kaiser begleitet, und die Gefahren, die bei Verona und an der Etsch ihm droheten, redlich mit ihm getheilt zu haben. Denn eine Brücke über die Etsch bei Verona sollte, während des Ueberganges des Kaisers, zertrümmert und so ein Theil des kaiserlichen Heeres abgeschnitten, und mit leichter Mühe von den Italienern aufgerieben werden. Als aber dieß mißlungen, und den Feinden zum Theil zum eigenen Verderben ausgeschlagen war, suchte man den Kaiser in einem engen Paß an der Etsch aufzuhalten. Allein durch einen Seitenweg kam Otto von Wittelsbach den Feinden in den Rücken, und nahm die meisten gefangen. Nachdem auf diese Weise der Paß geöffnet war, langte man in Deutschland an, und der Rest des Heeres und die Fürsten gingen aus einander.

So hatte Kaiser Friedrich seinen Römerzug vollendet. Nur der Hauptzweck, die Kaiserkrone, war erlangt, vieles Andere, wie die Züchtigung Mailands, die Vertreibung Wilhelms von Sicilien aus Unter-Italien, und die völlige Beruhigung des ganzen Landes sollte die Aufgabe eines baldigen neuen Zuges seyn. Treu und tapfer war Heinrich der Löwe seinem Könige an der Seite gewe-

sen, und hatte an dem, was man ausgerichtet hatte, entscheidenden Antheil gehabt. Beide Fürsten hatten wichtige Erfahrungen gemacht, sie waren sich einander näher gekommen, und was einst ihre Häuser getrennt hatte, schien vergessen; einer erkannte sich mächtig und stark durch den andern, zu dem Bande der Verwandtschaft kam das dauerhaftere wechselseitiger Achtung. Aber Heinrich hatte auch seine eigene Wichtigkeit für den Kaiser erkannt, und, welchen Ruhm die kriegerische Tapferkeit verleihe, selbst erfahren. Gewiß eine gefährliche Kenntniß für einen jungen feurigen Helden! Tausende von Feinden hatte er besiegen helfen, nur den schlimmern Feind in sich selbst ahnete er noch nicht, und als er ihn einst ahnete, sollte es zu spät seyn.

Dankbar für die Dienste, welche ihm der tapfere Heinrich geleistet hatte, suchte der Kaiser den östreichischen Heinrich, durch persönliche Unterhandlungen, zur Abtretung Baierns zu bewegen, und als dieß nicht gelang, ward jenem zu Regensburg, in der feierlichen Versammlung der Fürsten, das Herzogthum vorläufig übergeben. Die Großen Baierns mußten ihm huldigen und schwören, und die Hauptstadt sogar Geißeln stellen. Dabei blieb es aber für jetzt.

An dem Erzbischof Hartwich von Bremen, einem herrschsüchtigen und harten Manne, erhielt Heinrich jetzt einen entschiedenen und gefährlichen Feind. Der treue Vicelin war ein Opfer seines Amtseifers, und Bischof Gerold war sein Nachfolger geworden. Dieser hatte auf mancherlei Weise in Heinrichs Abwesenheit den Groll empfinden müssen, den Hartwich gegen den Herzog Heinrich, und Alle, die ihm angehörten, im Herzen trug, und der Erzbischof hatte sich mit Heinrichs Gegnern geflissentlich verbunden, um herrschsüchtige

Entwürfe auszuführen. Jetzt wurde der Herzog, zu seiner Freude, vom Kaiser selbst beauftragt, den hochmüthigen Hartwich zu züchtigen, denn dieser war bei dem Römerzuge seiner Lehnspflicht nicht nachgekommen. Daher erschien er in Begleitung eines kaiserlichen Bevollmächtigten, und nahm dem Erzbischofe alle seine Güter, Schlösser und Höfe, die er vom Reiche und als Reichsvasall besaß, und eben diese Strafe hatte auch der Bischof Ulrich von Halberstadt zu erdulden.

Die Bestrebungen Gerolds, die Slaven, und besonders ihren Fürsten Pribislaw, zum Christenthum zu bekehren, hatten keinen günstigen Erfolg. Vergebens zerstörte Gerold in seinem Bekehrungseifer das Heiligthum der Slaven heimlich, welches er in einem Walde auf seinem Wege entdeckte, und keine Bitte und Drohung vermochte, die christlichen Priester zu befreien, die sie in harter Gefangenschaft hielten. Sie klagten, daß man sie bis auf's Blut drücke, und daß ihnen, bei den harten und unerschwinglichen Abgaben, nichts übrig bleibe, als ihr Leben auf dem Meere, in den Strudeln und Klippen kümmerlich zu fristen, und ihren Unterhalt den Dänen und den Kaufleuten abzujagen.

Gerold begab sich hierauf nach Artlenburg, Lauenburg gegenüber, am linken Elbufer, wohin der Herzog einen Landtag ausgeschrieben hatte. Dort erschienen, auf des Herzogs Ladung, auch die kleinen Könige der Slaven, und hier forderte der Herzog selbst, auf des Bischofs Bitte, die Slaven zum Christenthume auf. Da entgegnete Niclot, Fürst der Obotriten, dem Herzoge: »Mag immerhin jener Gott im Himmel dein Gott seyn, du selbst sey unser Gott, das genügt uns schon, verehre du jenen, wir wollen dich anbeten.« Für solche Lästerung schalt ihn der Herzog, doch zeigt sie deutlich, wie tief

dies Volk gesunken war, wo selbst einer ihrer Fürsten solche Rede führen konnte. Zum Besten des Bisthums und der Kirche war dort nichts vom Herzoge zu erlangen, da er neue Schenkungen oder den Erlaß der Steuern scheute; denn jener Römerzug hatte seine Kassen erschöpft. Darum wurde auch den Slaven keine Erleichterung, dem Bischofe keine Unterstützung gegeben. Heinrich begab sich, nach gehaltenem Landtage, nach Braunschweig zurück; ihn begleitete Gerold, und hielt sich an seinem Hofe auf, um zur günstigen Stunde den Herzog für sein Bisthum anzugehen. So stellte er ihm, fast nach Jahresfrist, endlich vor, wie er seinem Hofe und ihm zur Last fallen müsse, da er in Wagrien nichts zu leben habe; es wäre ihm besser gewesen, das Amt, das seinen Mann nicht nähre, gar nicht angenommen zu haben. Da berief endlich der Herzog den holsteinischen Grafen, und forderte Rechenschaft über die 300 Hufen, die dem Bisthume zum Unterhalt ausgesetzt worden wären, die aber Adolf wohl zurückbehalten hatte. Dies wirkte, denn bald nachher erhielt das Bisthum seinen Sitz in Eutin, einer Stadt, welche der Bischof anlegte. Nach Altenburg wurde eine holsteinische Kolonie geführt, und neunzig Jahre nach der Zerstörung unter Gottschalk stieg auch der Tempel, Johann dem Täufer gewidmet, dort wieder empor; den Slaven wurde Beerdigung der Todten auf dem Kirchhofe, und Besuch des Gottesdienstes geboten, dagegen Schwören bei den Bäumen, Quellen oder Steinen streng untersagt, und ihre Haine zerstört. Auch Süsel, Lützenburg und Rathekow erhielten Kirchen; zu Plön wurde Schloß und Markt angelegt. Der Slaven wurden allmälig immer weniger, viele wurden Christen, viele aber lobten sich die alten Götter und die alten Sitten. Doch

nahm im Ganzen in Wagrien wie im Polaben=Lande der Christenglaube und besserer Anbau des Landes zu.

Zu Würzburg erschien im folgenden Jahre (1156) Heinrich bei der Vermählung des Kaisers mit Beatrix von Burgund, und bald nachher auf einem Reichstage zu Regensburg, wo endlich der achtzehnjährige Streit, wegen des Herzogthums Baiern, beigelegt, und Heinrich feierlich in den Besitz desselben eingesetzt wurde. Ladislaus von Böhmen las das Endurtheil der Versammlung vor: »Heinrich von Oestreich giebt das Herzogthum Baiern dem Kaiser, und dieser dasselbe Heinrich dem Löwen zurück. Dafür entläßt Heinrich der Löwe die ganze östliche Mark, so bisher von Baiern zu Lehen gegangen, dieser Verbindung, und tritt sie als freies und unabhängiges Herzogthum an Heinrich von Oestreich ab.» Darauf gab der Letztere durch sieben Fahnen seine Markgrafschaft mit den dazu gehörigen Grafschaften, und das Herzogthum Baiern in die Hände des Kaisers, der sie dem Herzoge von Sachsen überreichte. Friedrich gab nun zwei Fahnen für die diesseit der Ems sehr erweiterte Mark Oestreich und ihre Grafschaften dem Oestreicher als Zeichen der Belehnung wieder. Alle Lehnsverbindung zwischen Baiern und dem Herzogthum Oestreich hörte auf, und dieß letztere wurde mit großen Privilegien und Vorrechten ausgestattet. — So trat Heinrich der Löwe wieder in sein väterliches Herzogthum Baiern ein, und sein Gegner wurde der nächste nach den vier großen National=Herzögen der Deutschen. Dann kehrten Alle, über die Vermittelung hoch erfreut, in die Hauptstadt Regensburg zurück. Dem Kaiser war die große Aufgabe zu lösen gelungen, zwei gleich nahe verwandte, gleich mächtige und stolze Herzöge zu versöhnen, und so die alte Quelle unseliger Zwietracht in Deutschland zu verstopfen. Wie ihn Alle den Vater

des Vaterlandes priesen, so hat er auch selbst diesen Tag den glücklichsten seines Lebens genannt. Es wurde darauf für ganz Baiern ein allgemeiner Landfrieden festgesetzt, der bis nächstes Pfingstfest über ein Jahr gehalten werden sollte.

Unaufhörliches Steigen seiner Macht bezeichnete diese Periode in dem Leben Heinrichs des Löwen. Jetzt, im Besitz der zwei größten Herzogthümer Deutschlands, gewährten zugleich die Eroberungen unter den Slaven die Aussicht zu einem neuen selbstständigen Reiche. So stand im sieben und zwanzigsten Jahre seines Lebens der Herzog als des Kaisers Freund, und als ein gefürchteter und gefeierter Held, in glänzender Größe da. Unbedenklich stand er jetzt dem Kaiser an Macht und Einfluß am nächsten, er konnte für den zweiten politischen Pol Deutschlands gelten. Selbst Kaiser Friedrich hatte nur der Nothwendigkeit nachgegeben, wenn er Baiern seinem rechtmäßigen Herrn wiedergab; aber auch er hatte ein gefährliches Spiel gespielt, indem er das welfische Haus zu solcher Höhe wieder emporzog, und dadurch Deutschlands politische Einheit von neuem gefährdete.

Heinrich der Löwe glaubte jetzt seine ganze Thätigkeit auf seine slavischen Erwerbungen richten, und auf dem bereits gelegten Grunde weiter bauen zu müssen. Halb gethan wäre hier nichts gethan gewesen. Vor allem bedurfte es noch einer geographischen und politischen Abrundung derselben, und eines fest begründeten Verhältnisses mit Dänemark, einem Reiche, welches schon, wegen seiner Nachbarschaft, den wichtigsten Einfluß auf Holstein und die slavischen Länder haben mußte. Günstiger als je schien dazu der Augenblick, denn noch herrschte dort die größte Verwirrung. Zwar war auf dem Merseburger Reichstage (1152) die Sache vom Kaiser dahin entschie-

den worden, daß Suen, Erichs des Merkwürdigen Sohn, die Krone, Kanut aber die Insel Seeland erhalten sollte. Allein bald nach der Rückkehr brach der alte Streit von neuem los, bis Kanut, statt Seeland, wo sich Suen noch seine Erbgüter vorbehalten hatte, mit einzelnen Lehen in Jütland, Seeland und Schonen sich entschädigen ließ. König Suen regierte aber so schlecht, daß er sich bald den allgemeinen Unwillen seines Volkes zuzog, und daß auch Herzog Waldemar, Knut Lawards, des ehemaligen Wendenkönigs, Sohn, bisher sein Freund, auf seines Gegners Kanut Seite trat. Daher suchte Suen den Herzog Waldemar ganz aus dem Wege zu schaffen, und lud ihn (1153) freundlich zu einer Reise zum Markgrafen Conrad von Meißen, des Königs Schwiegervater, ein, der ihn als Gefangenen zurückbehalten sollte. Doch wurde Waldemar von Hartwich wie von Heinrich dem Löwen gewarnt, und der edle Conrad selbst erklärte, er werde sich im Alter durch eine That nicht entehren, die er schon als Jüngling verabscheut haben würde. Beschämt, aber nicht gebessert, kehrte Suen zurück, mußte sich aber bald, von seinen beiden Gegnern vertrieben, wieder zum Meißner Markgrafen flüchten, und einige Jahre hier als Flüchtling zubringen. Erst als dieser dem Weltlichen entsagte, und sich in seine Schöpfung, auf dem Petersberge bei Halle, zurückzog, dachte er auf die Rückkehr. Um diese Zeit zog Herzog Heinrich vom Regensburger Reichstage zurück, und wurde nun von Suen gebeten, ihn in sein Reich zurückzuführen. Ob er der Eitelkeit, einem Könige sein Reich zurückzugeben, oder Suens Gelde nicht widerstehen konnte, bleibt unentschieden. Wirklich wurde noch im Winter dieses Jahres ein Heer gesammelt, und damit Schleswig und Ripen genommen. Aber der Zulauf, auf welchen Suen den Herzog vertröstet hatte,

blieb aus, ja alles floh vor ihnen. Auch in ein Treffen wollte sich niemand mit ihnen einlassen. Wegen der ungünstigen Jahreszeit mußte man also (1157) umkehren, und Suen begab sich nun zu Niclot, dem Fürsten der Obotriten. Doch befahl Heinrich den Obotriten und Wagriern, den König zu unterstützen, der darauf mit ihrer Hülfe die Inseln Laland und Fünen besetzte. Waldemar suchte ihn dort anzugreifen, ließ sich aber bald eine Theilung des ganzen Reichs gefallen, in welcher er König von Jütland, Kanut König von Schonen wurde, und Suen nun Seeland und die übrigen Inseln behielt. Zu Roschild wollte man sich feierlich versöhnen, doch eben hier suchte Suen sich seiner Gegner zu entledigen. Während des Versöhnungsmahles wurde Kanut von Suens gedungenen Mördern niedergehauen, Waldemar aber, obwohl verwundet, entkam nach Jütland. Dort sammelte er ein Heer, und stand gerüstet, als Suen mit seinem Heere in Jütland landete. Bei Wiborg auf der Grathe-Haide (am 23. October 1157) traf man zusammen, und hier verlor Suen die Schlacht, und gleich darauf das Leben, denn ein Bauer spaltete dem Flüchtlinge den Kopf mit der Axt. Blutig, wie er gelebt hatte, war auch sein Ende. Jetzt erst war Waldemar I. der einzige Herr und König, ein Mann an Körper wie an Geist gleich ausgezeichnet. Dieß hatte zunächst für Holstein und Wagrien sehr günstige Folgen, denn König Waldemar schloß mit dem Grafen Adolf eine enge Freundschaft, weil er des Mannes Wichtigkeit für sich wohl erkannte, und Adolf schloß sich um so lieber an ihn an, weil er damals mit Heinrich dem Löwen wieder in neuen Streit gefallen war.

Lübecks blühender Handel erregte ohne Aufhören Heinrichs Eifersucht. Vergeblich hatte er durch Anle-

gung

gung einer neuen Stadt an der Wakenitz, die er Löwenstadt nannte, diesen Handel in seine Staaten zu ziehen versucht. Jetzt zeigte sich unerwartet eine Gelegenheit, Lübeck zu erwerben. Eine Feuersbrunst hatte diese Stadt gänzlich vernichtet, und die unglücklichen Einwohner wandten sich an den Herzog, der jetzt den Grafen auf's neue durch große Versprechungen zu bewegen versuchte, ihm Lübeck abzutreten. Dießmal fand er sich dazu geneigt, und nun baueten die betriebsamen Einwohner, im Jahre 1158, ihre Stadt mit Kirchen und Mauern wieder auf. Heinrich aber lud die Kaufleute des Nordens zum freien Handel ein, und verlieh der Stadt das Münz- und Zollrecht, nebst andern Vorzügen.

Nachdem Heinrich zu Regensburg einen Landtag abgehalten, und die Vorrechte und Freiheiten des Landes bestätigt hatte, traf er zu Goslar mit dem Kaiser zusammen, der nun ernstlich an einen Zug nach Italien dachte, bei dem er auf Heinrichs Beistand rechnete. Dieser mußte aber zuvor seinen Ländern den Frieden mit den raubsüchtigen Slaven sichern, und schloß zu dem Ende ein Bündniß mit dem Dänenkönig Waldemar, ließ den Slavenfürsten Niclot eidlich geloben, bis zu seiner Rückkehr Frieden mit den Dänen und Sachsen zu halten, und die Seeräuberschiffe auszuliefern.

Nachdem Heinrich den Grund zu einer neuen Stadt in Baiern gelegt hatte, zu dem heutigen München, wobei er sich abermals eine gewaltthätige Handlung gegen einen geistlichen Fürsten, den Bischof von Freisingen, erlaubte, folgte er dem Aufgebot des Kaisers zu einem Zuge nach Italien mit 1200 Geharnischten.

Unter Heinrichs Geleite zog auch die Kaiserinn Beatrix ihrem Gemahle zu. Unterweges wurden jene friedbrüchigen Grafen, Heinrich und Friedrich, aufgesucht,

und für den Straßenraub, den sie im vorigen Jahre an den Kardinälen begangen hatten, hart gestraft. Die Geißeln wurden befreit, und den Grafen Genugthuung auferlegt. Schon im Juli stieß Heinrich bei Krema zu dem Kaiser, der ihn mit Ungeduld erwartet hatte.

Viel Großes war von diesem unterdessen ausgerichtet, manche Gefahr überstanden, manche Stadt genommen worden. Schon war Brescia gefallen, das übermüthige Mailand, des Zuges Hauptursache, welches Pavia unterjocht, und das kaiserlich gesinnte Lodi fast zerstört hatte, war vorgeladen, und sodann geächtet worden. Nach erzwungenem Uebergange über die Adda war Tretium gefallen, und mit Hülfe der Cremoneser, Lodenser und Pavesaner, Mailands Belagerung begonnen worden. Den Waffen hatte es besser widerstanden, als dem Hunger. Es begann zu unterhandeln, und der Kaiser machte ehrenvolle Bedingungen. Da zogen die Geistlichen, unter Vortritt des Erzbischofs, bloßen Fußes, dann die Konsuln und Großen der Stadt, blanke Schwerter auf den Nakken gebunden, in des Kaisers Lager hinaus, nahmen seine Bedingungen an, und ihre gefangenen Kinder, Verwandte und Freunde zurück. Am 8. September 1158 wurde auf diese Weise der Friede mit Mailand geschlossen. Dann hatte sich der Kaiser nach Mozza begeben, und einen großen Theil der ihn begleitenden Fürsten nach Deutschland wieder entlassen. Mozza, Komo und Lodi wurden auf des Kaisers Befehl wieder aufgebaut, und Abgeordnete aller Fürsten und Städte Italiens zu einem Reichstag auf den Roncalischen Feldern berufen. Dort wurden nach dem Ausspruche der vier großen bolognesischen Lehrer des römischen Rechts, des Bulgarus, Martinus, Jacob und Hugo, die Güter des Reichs, und die Regalien, bisher auf mancherlei Art veruntreut und vernachlässigt, dem

Kaiser zurückerkannt, aber doch die bisherigen Besitzer derselben von Reichs wegen damit belehnt. Der kaiserliche Schatz gewann dabei gegen 30,000 Pfund. Nicht ohne guten Grund hatte der Kaiser das römische Recht hier sprechen lassen. Die hohe Achtung, deren es bei den Italienern genoß, heiligte seine Ansprüche, und eine Gesetzgebung, die den römischen Kaiser als Herrn der Welt betrachtete, und den Glauben bestärkte, daß die neueren Kaiser, als Nachfolger der älteren, dieselbe Macht und Würde hätten, die überhaupt der monarchischen Form so günstig war, konnte einem Kaiser, wie Friedrich, nicht anders als willkommen seyn. Auch das Recht, die Obrigkeiten in den Städten zu ernennen, wurde dem Kaiser zugesprochen, und wichtige Verordnungen für den Landfrieden und das Lehnwesen gegeben. Das Weihnachtsfest des Jahres 1158 feierte der Kaiser zu Alba, wo er den größten Theil des Winters zubrachte.

Nicht gleichgültig hatte Adrian IV. jene Machtvergrößerung des Kaisers mit angesehen, und vor allem hatte ihn beleidiget, daß auch von den Städten des römischen Kirchengebietes Abgaben eingefordert wurden, und die hohen Geistlichen für die Regalien dem Kaiser huldigen sollten. Er versagte also die Bestätigung eines von der Kirche zu Ravenna auf Friedrichs Betrieb gewählten Erzbischofs, und suchte die Mailänder, und andere Städte zum Friedensbruche zu verleiten. Ohnehin hatte sich in Mailand der Gehorsam bald in Widersetzlichkeit gegen den Frieden und die Roncalischen Beschlüsse aufgelöset. Placenz und Krema weigerten sich, ihre Befestigungen niederzureißen, und verjagten die kaiserlichen Abgeordneten. Gleiches geschah auch zu Mailand, wo der Kanzler Reinold und Markgraf Otto einen neuen Magistrat einsetzen wollten. Der aufgereizte Pöbel stürmte die Wohnungen

der Abgeordneten, die kaum nur mit Lebensgefahr sich aus der Stadt retten konnten. Solcher offenbarer Treubruch verdiente strenge Züchtigung; doch dazu bedurfte Friedrich ein neues Heer aus Deutschland, denn des vorigen Heeres allzuzeitige Entlassung hatte eben den Städten den Muth zur Meuterei gegeben. Nachdem also die Boten nach Deutschland, und vor allen an Heinrich den Löwen, den die Italiener wohl kannten, abgesendet worden waren, befestigte Friedrich Komo und Lodi, zwang Asti, eine Besatzung einzunehmen, und erklärte Mailand in die Acht. Neue Unterhandlungen mit dem Papste waren fruchtlos. Trotzig rüstete sich Mailand, schickte Meuchelmörder gegen den deutschen Kaiser, Mordbrenner gegen Lodi, verband sich mit Brescia und Krema. Dagegen führte Friedrich von Bologna aus seine Truppen in das Mailändische, mußte sich aber mit der bloßen Verwüstung des flachen Landes begnügen, und wandte sich sodann nach Lodi, und von da gegen Krema, welches in die Acht erklärt, und im Juli eingeschlossen wurde. So war die Lage der Sachen, als endlich Herzog Heinrich der Löwe mit seinen Schaaren aus Baiern und Sachsen, und viele andere Große, weltlichen und geistlichen Standes, im Lager vor Krema eintrafen. Ihnen folgte etwas später Herzog Welf mit seinen Truppen nach.

Heinrich fand das Heer vor Krema schon in voller Thätigkeit, die nun durch seine Gegenwart, und die mitgebrachte Verstärkung verdoppelt wurde. Ungeheure bewegliche Belagerungsthürme, Mauerbrecher, Sturmdächer, und ähnliche Gerüste waren errichtet worden. Aber auch Krema hatten Natur und Kunst gleich stark befestigt.

Obgleich die Stadt auf's engste eingeschlossen war, entfiel doch den Bürgern der Muth nicht; durch tägliche Ausfälle suchten sie den Feind zu ermüden, kreuzigten die

Gefangenen; und warfen sie zerstückelt in's Lager hinab. Gleiche Grausamkeiten verübten die Deutschen, und banden desgleichen die Söhne und Verwandten der Belagerten an ihren Thurm, um dem Schießen von der Mauer Einhalt zu thun. Diese Unglücklichen riefen den Männern auf der Mauer zu: »Rühmlicher sey es, und schöner, zu sterben, als ein Leben der Knechtschaft und der Verzweiflung zu leben. Besser sey es, für's Vaterland zu fallen, als den Untergang desselben zu erleben, besser, todt zu seyn, als die Stadt in Pavia's und Kremona's Händen zu sehen.« So haben sie mit ihren Wurfmaschinen die eigenen Väter, Brüder und Söhne zerschmettert. Nur Wenige blieben am Leben, weil der Thurm bald der Ausbesserung bedurfte. Noch auf andere Weise ist unmenschlich von beiden Seiten gewüthet worden. So hieben die Kremenser ihren Gefangenen Hände und Füße ab, und ließen sie so in ihrer Stadt umherkriechen, bis sie verblutend starben. Hinter den Lücken, die der Mauerbrecher stieß, erstanden neue Mauern, und gegen die Belagerungsthürme wurden, aber vergebens, Minen gegraben. Endlich ging ein geschickter Rüstmeister der Kremenser zu dem Kaiser über, und erbaute ihm einen Thurm, von dem eine Brücke, 20 Ellen lang, auf die Stadtmauer herabgelassen werden konnte. Doch auch dieser wurde von den Kremensern durch Steinlasten zerschmettert. Aber die täglichen Kämpfe, die nächtlichen Wachen, die heimliche Flucht so mancher der Ihrigen, die Wunden, welche fast ein Jeder aufzuzeigen hatte, und die Betrachtung der Zukunft machte, daß sie endlich zu Unterhandlungen ihre Zuflucht nahmen. Sie wendeten sich deshalb an Peregrin, den Patriarchen von Aquileja, und an Heinrich den Löwen, der, selbst ein Held, auch Helden zu ehren wußte. Diese meldeten es dem

Kaiser, und es wurde beliebt, daß die Mailänder und Brescianer ohne Waffen, die Kremenser aber mit dem, was jeder mit sich tragen könnte, ungestört abziehen sollten. So geschah es am 27. Januar 1160, nach sieben-monatlicher Belagerung. Zwanzigtausend zogen aus der Stadt, um nicht zurückzukehren. Des Kaisers Zorn war besänftigt, ja er trug, wie er vorher selbst auf die Feinde geschossen hatte, nun auch einen Kranken selbst aus der Stadt heraus. Hinter den Unglücklichen ging die Stadt in Flammen auf, weil man sich über eine regelmäßige Plünderung nicht vereinigen konnte. Der Kaiser brach nach Pavia auf.

Bei einem heftigen Streit, der bei dem Tode des Papstes Adrian IV. zwischen zwei Gegenpäpsten entstand, zeigte Friedrich seine kaiserliche Machtvollkommenheit, indem er, durch Berufung einer allgemeinen Reichs- und Kirchenversammlung zu Pavia, als Schiedsrichter in diesem Streite auftrat. Da nur der eine von den Gegenpäpsten, Victor, erschien, so wurde dieser vom Kaiser anerkannt. Hierauf erhielt Heinrich Erlaubniß, nach Deutschland zurückzukehren. In Braunschweig mußte er laute Klagen über die Slaven hören, und als diese auf seine Vorladung keine Gesandten zu dem ausgeschriebenen Landtage schickten, beschloß er ihre Züchtigung. Zur Zeit der Ernte sollte ein Zug gegen sie unternommen werden. Als Niclot merkte, was gegen ihn und die Seinigen im Werke war, beschloß er zuvorzukommen, und Lübeck zu überrumpeln. Er sendete also seine Söhne, Pribislaw und Wertislaw, zum heimlichen Ueberfall ab. Aber die Wachsamkeit eines Lübecker Priesters, Athelo, der schnell noch die Zugbrücke über die Wackenitz aufzog, rettete die Stadt. Der Priester wurde zur Belohnung bald darauf der erste Propst der Stadt. Heinrich legte nun eine

Besatzung dahin. Darauf fiel er mit starker Mannschaft in das slavische Land ein, und verwüstete es mit Feuer und Schwert. Niclot wich zurück, und verbrannte seine eigenen festen Plätze Ilow, Mecklenburg, Schwerin und Dobbin, um die Gefahren einer Belagerung zu vermeiden, und dem Feinde selbst keinen haltbaren Punkt zu lassen. Nur das Schloß Wurle an der Warnow, beim Lande Kussin, erhielt er sich. Von dort machte er mit seinen Söhnen Ausfälle, um das Heer des Herzogs auszukundschaften, und die Unvorsichtigen aus dem Hinterhalte zu überfallen. So hatten auch eines Tages Niclots Söhne einige von des Herzogs Leuten, welche Futter holten, niedergestoßen. Andere aber von den Herzoglichen kamen dazu, fingen viele der Slaven ein, und brachten sie in's Lager, wo der Herzog sie zum Strange verurtheilte. Pribislaw aber, und sein Bruder kamen mit Verlust ihrer Pferde, und besten Krieger zurück. Da schalt sie der Vater weibische Memmen, und zog selbst mit seinen besten Streitern hinaus in den Hinterhalt. Aber dießmal waren unter den Futterknechten mehr denn sechzig verkappte, und wohl geharnischte Soldaten. Niclot sprengte mit verhängtem Zügel hervor, aber schon am ersten Panzer brach seine Lanze. Darauf wollte er zurückfliehen, aber er wurde umzingelt und niedergemacht, und sein Kopf in das Lager gebracht. Da flüchteten seine Söhne ihre Familien auf die Schiffe, zündeten Wurle an, und verkrochen sich in die Wälder. Unterdessen waren die Dänen mit ihrem Waldemar und Absalon, Erzbischof von Lund, in die Warnow eingelaufen, und hatten das von Einwohnern leere Rostock verbrannt. Hier stieß Waldemar mit dem Herzoge zusammen. So war das ganze Land der Obotriten in wenigen Wochen in des Herzogs Hände gefallen, welches er auch nun völlig als das seinige be-

trachtete, Schwerin erbaute, das Schloß befestigte, und Graf Gunzelin von Hagen zum Befehlshaber der hineingelegten Besatzung machte. Darauf fleheten Niclots Söhne des Herzogs Gnade an, und der menschliche Sieger gab ihnen Schloß Wurle, mit dem Lande der Kyssiner und Circipaner, mit seinem Gebiete wieder. Das ganze übrige Land der Obotriten aber vertheilte er unter seine Krieger. Zugleich benutzte er sein Investiturrecht, um die vorhandenen Bisthümer auszustatten, oder neue zu errichten.

Die Spaltung, welche in Rom wegen der Papstwahl entstanden war, führte in Deutschland manche Unruhen herbei, besonders da der alte Welf, des Herzogs Oheim, den vom Kaiser verworfenen Gegenpapst Alexander begünstigte.

Gegen einen ausgearteten Geistlichen, den Bischof Hartwich von Regensburg, gebrauchte Heinrich seine landesherrliche Gewalt, indem er das bischöfliche Schloß wegnahm, und Regensburg selbst bedrohete.

Auf's neue scheint der Herzog in Italien dem Kaiser zur Seite gestanden zu haben, obgleich die Geschichtschreiber seines Antheils an der Züchtigung des übermüthigen Mailands nicht ausdrücklich erwähnen. Der Kaiser war in Italien geblieben, und hatte vergeblich Mailand zu bezwingen gesucht. Erst als aus Deutschland die geforderten Verstärkungen eintrafen, konnte der Kaiser mit Nachdruck zu Werke gehen. Im August **1161** wurde Mailand enge eingeschlossen, und der Hunger zwang endlich die stolzen Bürger, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Am **1.** März **1162** unterwarfen sich die Consuln, und bald darauf die übrigen Bürger. Allein Friedrich hatte zu Pavia Mailands gänzlichen Untergang beschlossen, und die Einwohner erhielten Befehl, binnen

acht Tagen die Stadt zu räumen. Kein Jammer, kein Wehklagen erweichte den strengen Sinn Friedrichs. Nach Ablauf dieser kurzen Frist wurde das stolze Mailand von des Kaisers Truppen erst geplündert, dann bis auf einige Kirchen und Klöster völlig zerstört. Am thätigsten zeigten sich dabei die Bürger von Pavia, Kremona, Komo und Lodi; den Haß, den sie gegen die Einwohner Mailands hatten, mußten die todten Steine entgelten. Viele Ueberbleibsel einer klassischen Zeit wurden barbarisch vernichtet, die Gebeine der drei Weisen aus dem Morgenlande aber mit Sorgfalt und Ehrfurcht gerettet. Der Boden, sagt eine spätere Ausschmückung, wurde gepflügt, und Salz gesäet. Aber Friedrich tilgte nur die widerspenstige Flamme, ohne die Kohlen zu löschen. Politisch klüger, aber menschlich härter, hätte er die Einwohner nach Deutschland versetzen und vereinzeln müssen.

Heinrich fand seine norddeutschen Länder in einem erfreulichen Zustande, und besonders Lübeck, welches ihm vorzüglich am Herzen lag, und das er daher zu einer festen Stadt machte, zu einem Bisthum erhob, und mit einem Domstifte ausstattete.

Nachdem Heinrich in seinen baierschen Ländern manche kirchliche Anordnungen getroffen hatte, begab er sich, in Begleitung vieler baierschen Großen, nach Burgund, wo der Kaiser einen überaus glänzenden Reichstag hielt, zu dem sich selbst die Könige von Ungarn, Böhmen und Dänemark eingefunden hatten; aber nicht der ebenfalls eingeladene König Ludwig von Frankreich. Auf's neue wurde hier Victor als einziger, rechtmäßiger Papst anerkannt.

Zu Kostnitz, wo Friedrich einen Hoftag hielt, ließ sich Heinrich nach funfzehnjähriger Ehe von seiner Gemahlinn Clementia scheiden. Es wird nirgend erzählt,

welches der Grund dieser Scheidung war. Es war eine kinderlose Ehe. Eine natürliche Tochter wurde mit dem Slaven-Fürsten Borwin vermählt, und sie ist die Stammmutter des mecklenburgischen Hauses geworden.

Je einsamer es seither in Heinrichs Hofplatz zu Lüneburg gewesen war, desto lebhafter war es in den holsteinischen und slavischen Ländern geworden. Die Grafen von Schwerin und Ratzeburg hielten ihre Provinzen in strengem Gehorsam, und ihr eigener Vortheil war es, durch Herbeirufung neuer Ansiedler die Zahl ihrer Unterthanen zu vermehren. So zog Graf Heinrich aus Westphalen neue Kolonisten in sein Polabenland, und theilte ihnen nach der Meßschnur Ackerboden aus. Auch bei den Obotriten füllten sich Herzog Heinrichs feste Plätze immer mehr. Kirchen stiegen empor, und die Zehnten aller Früchte wurden dem Gotteshause gegeben. Der Götzendienst verschwand, die Haine standen öde, der Anbetung des Alleinigen wich die Nacht des Aberglaubens. Nur noch in Rügen diente man dem Swantevith, und lauschte seinen Orakelsprüchen. Mit dem Christenthume bildete sich auch im slavischen Lande die hierarchische Form, doch unter Heinrichs strenger Landesherrlichkeit. Die eingewanderten Holsteiner versuchten es, sich derselben zu entziehen, und versagten den Zehnten, welchen sie dem Bischofe entrichten sollten, wahrscheinlich von den Rüstungen der Slaven unterrichtet. Niclots Söhne, Wertislaw und Pribislaw, waren mit dem geringen Ueberreste ihrer väterlichen Länder, den man ihnen gelassen hatte, sehr unzufrieden, und benutzten Heinrichs Abwesenheit, um sich zu einem Eroberungskriege zu rüsten. Der Statthalter Gunzelin machte davon sogleich Anzeige, und 1163 rückte Heinrich mit starker Macht gegen Werle an, wo sich Wertislaw stark verschanzt hatte. Da die Sla-

ven, gegen ihre Gewohnheit, Stand hielten, so ließ Heinrich Kriegsmaschinen bauen. Pribislaw versuchte, den Ort zu entsetzen, und hatte wirklich ein günstiges Gefecht gegen die Holsteiner; aber desto heftiger wurde nun Werle angegriffen, und Wertislaw sahe sich bald zur Unterwerfung genöthigt. Die geforderte Erhaltung des Lebens und der Glieder wurde ihm zugestanden, doch unter der Bedingung, daß auch Pribislaw die Waffen niederlege. Da erneuerte sich das Schauspiel von Krema und Mailand. Die Schwerter auf den Nacken gebunden zogen Wertislaw und die Edelsten der Slaven aus, und unterwarfen sich des Herzogs Gnade. Er hielt, was er ihnen zugesagt hatte; aber ihre Freiheit war verfallen. Den vielen Dänen aber, die in Werle gefangen gehalten worden waren, gab er die Freiheit, und sie segneten einstimmig ihren Erretter. Das gemeine Volk aber ließ er in Werle, und gab ihnen Niclots Bruder, den alten Lubemar, zum Vorsteher des Platzes, wie des Landes. Die Edeln aber vertheilte er als Gefangene an verschiedene Orte, bis sie den letzten Heller für ihre Lösung bezahlt hatten. Wertislaw folgte in Fesseln dem Herzoge nach Braunschweig. Nun bat auch Pribislaw um Frieden, doch verlangte der Herzog noch Bürgen seiner Treue. Da entgegnete Pribislaw, daß er ja seinen Bruder, und die edelsten Slaven in seiner Gewalt habe, und diese als Geißeln gebrauchen möge. Damit begnügte sich der Herzog. Ihre Macht schien gebrochen, und wirklich genoß jetzt das slavische Land ein Jahr lang vollen Frieden.

Wichtiger wurde für Heinrich eine Fehde, welche im Jahre **1163** zwischen den Welfen und Hohenstaufen ausbrach, und zum Beweise dient, wie übel es in jener Zeit um den Landfrieden stand.

Der Kaiser befand sich eben mit Welf dem Aelteren

in Italien, als Hugo, Pfalzgraf von Tübingen, drei Ritter auf dem Straßenraube ergriff, von denen er zwei, seine eigenen Vasallen, entwischen, den dritten, Welfs Lehnsmann, aufhängen, und dessen Schloß Moringen schleifen ließ. Dafür verlangte Welf Genugthuung, welche Hugo verweigerte. Deswegen verwüstete Welf des Pfalzgrafen Länder mit Feuer und Schwert, und fand bald an Berthold von Zähringen einen mächtigen Beistand, so wie auf der andern Seite Hugo bei'm Herzoge Friedrich von Schwaben Hülfe fand. Bald gesellten sich immer mehrere zur Parthei. So traten die Bischöfe von Augsburg, Speier und Worms, die Markgrafen von Vohburg und Baden, und Andere auf Welfs Seite, während der König von Böhmen, und die Grafen von Zollern Friedrichs und Hugo's Macht verstärkten. Es kam im folgenden Jahre **1164**, wo Welf über **2000** Mann vor die festgelegene Pfalz führte, (am **6.** September) zu einer entscheidenden Schlacht. Das steile Neckar-Ufer, das nur mit Mühe von Wenigen erklettert wurde, machte alle Tapferkeit der Welfen zu Schanden. Sie mußten in ihr Lager zurück, und wurden nun von den Feinden überfallen und geschlagen. Welf verlor **900** Mann, und entfloh auf seine Burg Achalm bei Reutlingen. Um diese Zeit war der alte Welf aus Italien zurückgekehrt, und sendete nun, statt seiner, den Sohn dahin. Er stiftete im Jahre **1165** auf ein Jahr lang Friede, nachdem der Pfalzgraf die Gefangenen zurückgegeben hatte.

Der erledigte Bischofsstuhl zu Lübeck wurde dem leiblichen Bruder Gerolds, dem Abt Conrad von Riddagshausen, zu Theil, der aber diese Gunst, die ihm Heinrich erwies, mit bitterem Undank belohnte, indem er sich mit dem ränkesüchtigen Bischof Hartwich von Bremen gegen ihn vereinigte.

Der gefangene Wertislaw in Braunschweig sann auf Mittel, sich zu befreien, und ruhte nicht, bis er seinen Bruder Pribislaw dahin gebracht hatte, daß er die Waffen gegen den Herzog ergriff. Er überfiel Mecklenburg, erstürmte es, ermordete alle männliche Einwohner, und schleppte Weiber und Kinder in die Gefangenschaft. Darauf nahm er Malchow und Kussin weg, indem er der Besatzung freien Abzug gestattete.

Heinrich durchschauete deutlich den Plan seiner Feinde, und es blieb ihm nicht verborgen, daß die Fürsten von Pommern, Kasimir und Bogislaw, im Hintergrunde der ganzen Unternehmung standen. Er beschloß, den Slaven auf immer die Macht zu entreißen, ihm zu schaden, und lud daher Albrecht den Bär und König Waldemar ein, sich mit ihm zu vereinigen, um die Slaven gänzlich zu unterjochen. Er selbst ging, nachdem er Schwerins Besatzung verstärkt hatte, über die Elbe, und vereinigte sich bei Malchow mit dem Heerhaufen des Grafen Adolf. Hier, im Angesichte der feindlichen Besatzung, ließ Heinrich den gefesselten Wertislaw, den er mit sich geführt hatte, als ein schreckendes Warnungszeichen, aufhängen. Er starb, als ein unglückliches Opfer von Heinrichs Eroberungspolitik, und vermeintlicher Rache. Dann ließ er den Grafen Adolf mit allen Nordalbingern, Grafen Gunzelin, den Statthalter des Obotritenlandes, Reinhold, Graf der Ditmarsen, und Christian, die Grafen von Oldenburg und Friesland, mit aller ihrer Mannschaft, nach Verchem an der Peene vordringen. Der Herzog, mit den übrigen Fürsten, wollte von Malchow in wenigen Tagen nachkommen. Die Grafen thaten, wie ihnen befohlen, und schlugen dort ihr Lager auf. Zwei Meilen davon, in Demmin, war die slavische Hauptmacht, unter Kasimir,

Bugislaw, und dem dahin entflohenen Pribislaw, versammelt. Noch boten diese Unterhandlungen an, und wollten 3000 Mark, bald aber nur 2000 zahlen. Man sah, sie wollten nur Zeit gewinnen, um unterdeß sich über den Stand des feindlichen Heeres Kundschaft zu verschaffen, und den Feind sicher zu machen. Wirklich waren die Slaven in Graf Adolfs Heere Verräther, die ihre Landsleute in Demmin alles wissen ließen, was im Heere vorging. Unglücklicher Weise verließ den Grafen seine Vorsicht und Klugheit gänzlich. Auf alle Warnungen, daß die Slaven sich zur Schlacht rüsteten, gab er zur Antwort: »Ihre Kraft ist hin, sie halten Ruh' und Frieden,« und stellte keine Vorhut aus. Er sollte bald das Gegentheil davon, und zu seinem Verderben erfahren. Da der Herzog noch immer nicht nachkam, fehlte es bald dem Heere der Grafen an Lebensmitteln. Troßbuben sollten sie vom Herzoge holen. Kaum waren diese früh aufgebrochen, und auf den nächsten Hügel gekommen, als sie auf einmal das slavische Heer in vielen Abtheilungen, zu Pferd und zu Fuß, in vollem Anzuge erblickten. Sie eilten zurück, und weckten mit Geschrei das sorglos schlafende Heer, sonst wäre es sein Todesschlaf geworden. Graf Adolf und Reinhold, und einige Andere, die am ersten munter wurden, springen auf, den Slaven entgegen. Schon steigen diese den Hügel herab, doch gelingt es den Grafen, ihre erste Linie bis in den See (von Kummerow) zurückzuwerfen. Aber nun folgte der zweite Schlachthaufen, und eine neue Schlacht. Graf Adolf führt die Fahne, die Seinigen suchen ihn umsonst zur Flucht zu bereden; er fällt, wie ein ächter Streiter Gottes, fechtend und betend zugleich. Graf Reinhold, und die Tapfersten des Heeres hatten gleiches Schicksal. Das sächsische Lager wird erstürmt und geplündert. Gun-

zelin, und Christian von Oldenburg, mit etwa 300 Leuten, standen seitwärts vom Lager, unschlüssig, was zu thun sey. Da rief ein Haufen Knappen, die eben von den Slaven angefallen wurden, sie zu Hülfe, und so stürzen sie sich mit verhängtem Zügel, und blinder Wuth in die Feinde, und schlagen sich zu ihren Knappen durch. Dadurch ermuthigt, dringen sie wieder in's Lager vor, und treiben, mit Hülfe der von der Flucht wieder umkehrenden Sachsen, den Feind zum Lager hinaus. Dadurch wurde die Schlacht wieder hergestellt, und endlich der Sieg erfochten. Zweitausend und fünfhundert von den Slaven fielen. Jetzt erst traf der Herzog ein, aber noch zeitig genug, um, trotz des Sieges, den erlittenen Verlust zu sehen; freilich zu spät für den edlen Grafen Adolf. Doch hat er ihm reichliche Thränen gezollt. Seinen Körper ließ er, in Stücken zerlegt, auskochen und balsamiren. So wurde er nach Minden gebracht und beigesetzt. Nur der gewonnene Sieg mäßigte des Herzogs Schmerz. Die übriggebliebenen Slaven waren nach Demmin entkommen, hatten diese Festung angezündet, und sich dann in's innere Pommern zurückgezogen. So fand der Herzog am folgenden Tage Demmin. Doch ließ er einen Theil des Heeres daselbst, um den Wall dem Boden gleich zu machen, und den Verwundeten beizustehen. Mit dem übrigen Theile des Heeres ging er dem König Waldemar entgegen, und verwüstete, mit ihm vereint, das ganze pommersche Land, bis nach Stolpe. Die Slaven aber hielten nirgend Stand. Bei Waldemars Heere befanden sich auch die Rügier, und Prislaw, ein dritter Sohn Niclots, der schon früh nach Dänemark gegangen, und zum Christenthume übergetreten war. Waldemar setzte mit Heinrich den Verheerungskrieg fort. Das verlassene Gützkow wird zerstört, und Wolgast

eingenommen. Endlich baten die Pommern Waldemar'n um Frieden, den er ihnen erst nach des Herzogs Einwilligung vergönnen wollte.

Man war also in einem äußerst glücklichen Kriege begriffen, und die Eroberung des ganzen Pommerns schien nicht mehr fern. Die Slaven hatten ihre letzten Anstrengungen, und vergebens, gemacht. Aber mitten in jenen Siegen brach, zum Erstaunen Aller, Heinrich den Krieg ab. Boten kamen aus Braunschweig, mit der Nachricht, Gesandte des griechischen Kaisers (des Komnenen Manuel) begehrten ihm aufzuwarten. Der Herzog kehrte also eilig um, und ließ das Heer aus einander gehen. Was konnte wohl der Komnene so Wichtiges wollen, daß Heinrich seinen glücklichsten Feldzug so plötzlich aufgab? War es etwa Heinrichs Ruhm, der sich von Italien nach Griechenland verbreitet hatte, und den Kaiser zu einer ehrenvollen Sendung an den Helden antrieb? War es ein Bündniß, welches geschlossen werden sollte? Die Geschichte sagt nichts darüber. Leicht könnte man aber argwöhnen, daß diese Gesandtschaft nur für den Herzog der Vorwand war, schnell den Krieg abbrechen zu können, um Waldemar'n selbst seiner Hülfe zu berauben, und nicht im Slavenlande festsetzen zu lassen. Unstreitig hatte man sich wohl über eine Theilung des Eroberten im Voraus verglichen, und jetzt hatte Heinrich wenig Lust, sie zuzugeben. Ihm wäre mit Nachbaren, wie Waldemar und Albrecht, wenig gedient gewesen. Es genügte ihm also, die Macht der Pommern, mit Hülfe jener, gebrochen zu sehen; ihre völlige Unterwerfung schien zu einer andern Zeit ihm allein schon möglich. Das Obotritenland behielt er doch, freilich jetzt fast eine Einöde, wo Wenige mehr widerstehen, aber auch gehorchen konnten. Die Ueberbleibsel des unglücklichen Volks,

welche das Schwert verschont hatte, waren, aus Mangel an Lebensmitteln, zu den Pommern und Dänen geflohen, und wohl gar als Sclaven behandelt worden. Nur noch in den festen Plätzen Mecklenburgs mochten Menschen leben, von denen später der Anbau des offenen Landes wieder ausging.

Nachdem der Herzog die griechischen Gesandten empfangen, und gehört hatte, sahe er sich genöthigt, den Krieg gegen Pribislaw fortzusetzen, denn dieser hörte nicht auf, feindliche Streifereien zu unternehmen. Um ihn zu bändigen, war ein festeres Bündniß mit dem Dänenkönige unumgänglich nöthig. Beide bedurften einander zu sehr gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde, als daß sie länger hätten in Spannung leben können. Waldemar beherrschte Rügen, und die kleinen Inseln. Sie schlossen einen Vertrag, durch den sie den Tribut der eroberten Länder unter sich theilten, und sich zu einem Schutz- und Trutzbündnisse vereinigten.

Den Kaiser beschäftigten noch immer die Angelegenheiten des päpstlichen Stuhles. Zwar starb Victor im Jahre 1164; aber dieß konnte den Kaiser nicht bestimmen, den Papst Alexander anzuerkennen; unter des Kaisers Schutz und Einfluß wurde eine neue Papstwahl veranstaltet, und Paschal III. bestieg den päpstlichen Stuhl, doch ohne sich geltend machen zu können. Eine Reichsversammlung zu Würzburg, 1165, sollte diese wichtige Angelegenheit entscheiden. Heinrich der Löwe stand an der Spitze der hier versammelten weltlichen Fürsten, als der mächtigste nach dem Kaiser. Außer den weltlichen Fürsten waren gegen vierzig Bischöfe versammelt. Auf Evangelienbücher und Reliquien schwur Friedrich zuerst: Niemals den Schismatiker Roland oder einen von seiner Parthei Erwählten anzuerkennen, keinem seiner

Anhänger die kaiserliche Gunst zu schenken; dagegen Paschal, dem Papste, als allgemeinem Oberhaupte der Kirche, Schutz, Ehre und Gehorsam zu geben, und ihm treu zu bleiben; die von ihm erwählten Geistlichen stets anzuerkennen, und keine Entbindung von diesem Eide je zu fordern, noch anzunehmen; diesen Eid endlich auch für des Kaisers Nachfolger verpflichtend zu erachten. Darauf schwuren die Uebrigen denselben Eid: Heinrich der Löwe, Markgraf Albrecht der Bär, Conrad, Pfalzgraf am Rhein, Ludwig, Landgraf von Thüringen, die wichtigsten der weltlichen Fürsten. Die Bischöfe machten sich verbindlich, denselben Eid von ihren Prälaten und niederen Geistlichen zu fordern, und im Weigerungsfalle jeden abzusetzen. Auch die Gesandten des engländischen Königs traten in ihres Herrn Namen Paschal'n bei.

Eben dieser Beitritt Englands war für den Kaiser von großer Wichtigkeit. Dadurch verlor Ludwig von Frankreich, Alexanders eifrigster Vertheidiger, einen Rückhalt mehr. Aber auch für Heinrich den Löwen sollte dieser Umstand sehr wichtig werden. Denn der Kaiser sandte damals, um dieß Verhältniß noch enger und unauflöslicher zu machen, den Erzbischof Reinold von Köln, seinen Kanzler, an der Spitze einer bedeutenden Gesandtschaft, an Heinrich von England, in die Normandie, und bat für seinen kleinen Sohn, so wie für seinen Freund, den Herzog von Sachsen und Baiern, um zwei Töchter des Königs. Doch nur der Letztere erhielt die älteste Tochter Heinrichs, die edle Mathilde, zugesagt, ein Muster unvergleichlicher Zucht und Sitte, bestimmt, sein verödetes Haus wieder zu beleben, und mit neuem Glanze zu erhöhen, seine Leiden und seine Freuden, seine Größe, wie seinen Fall, zu theilen, und ihm eine bisher vom Schicksal versagte Nachkommenschaft zu hinterlassen, die

durch seltsamen Wechsel der Schicksale den Thron, von dem die Mutter ausgegangen, in späteren Jahrhunderten der Ahnherren würdig wieder besitzen sollte. Die Verlobung geschah wohl damals schon in England, aber zwischen Verlobung und Vermählung sollten noch der mühseligen Tage viele liegen.

Die Höhe der Macht und des Ansehens, zu welcher sich Heinrich empor geschwungen hatte, mußte die Eifersucht und Mißgunst der deutschen Fürsten um so mehr reizen, da er sie oft durch Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit, besonders gegen die geistlichen Fürsten, mißbrauchte, und diese nur zu geneigt waren, zu List und Ränken ihre Zuflucht zu nehmen, um herrschsüchtige Absichten zu erreichen. Man fand es unerträglich, daß er, der selbst durch nichts gezügelt werden konnte, Alle zügeln wollte, und vereinigte sich um so williger gegen ihn, da man wohl einsahe, daß kein Einzelner es mit ihm aufnehmen könne. Heimlich und hinterlistig rüsteten sich Heinrichs Feinde zu einem Angriffe, und gedachten die Mine springen zu lassen, sobald der Kaiser mit dem Heerzoge nach Italien gezogen seyn würde. Wirklich ging Kaiser Friedrich mit einem neuen Zuge nach Italien um, denn von neuem hatten die italienischen Städte sich gegen ihn verbunden, und sogar Alexandern, den ihm verhaßten Gegenpapst, nach Italien zu kommen eingeladen. Dieß heischte Züchtigung; sie sollte ihnen werden. Nur hielten den Kaiser noch vielfache Geschäfte des Reichs in Deutschland zurück. Schon seit dem Ende des Jahres **1165** befand er sich zu Aachen, wo, auf Betrieb des Königs von England, die Ueberreste Karls des Großen aus dem Grabe in der Marienkirche feierlich emporgehoben, und in einem kostbaren Sarge wieder beigesetzt wurden. Karl wurde darauf vom Kaiser, als Karl der Bekenner, unter die

Heiligen versetzt. Reinold, Erzbischof von Köln, und Bischof Alexander von Lüttich verrichteten die heiligen Gebräuche. Dann begab sich Friedrich nach Baiern, und hielt in der Mitte des Februars einen Tag zu Nürnberg. Hier traf Heinrich der Löwe mit dem Kaiser zusammen, und es wurde mit den versammelten Fürsten wegen des Zuges nach Italien Abrede genommen. Hier erschien endlich auch vor den versammelten Fürsten, und seinem Kaiser, der Erzbischof Conrad von Salzburg, und des österreichischen Herzogs Bruder, nachdem er mehrere Ladungen vernachlässigt hatte. Dieser mußte harte Vorwürfe hören, weil er sich nicht von dem Papste Paschal hatte bestätigen lassen, und vergeblich suchte ihn Heinrich der Löwe zu vertheidigen; er mußte bald nachher dem Ausspruche von Würzburg unterliegen.

Auf einem andern Reichstage, der zu Ulm gehalten wurde, machte der Kaiser einer höchst blutigen und verderblichen Fehde, in welcher Herzog Welf mit dem Pfalzgrafen von Tübingen seit Jahren begriffen war, durch den Ausspruch ein Ende, daß Hugo sich auf Gnade und Ungnade unterwerfen müsse. Vergeblich suchte Hugo jetzt durch einen dreimaligen Fußfall seinen Gegner zu versöhnen; dieser ließ ihn ohne Erbarmen als Gefangenen auf sein Schloß Neuburg in Verwahrung bringen, und gab ihn nicht wieder los. Zu Laufen wurde auf einer Tagsatzung mit gleicher, unerbittlicher Strenge gegen den Erzbischof von Salzburg verfahren, indem er in die Reichsacht, und von Paschal in den Bann gethan, aller seiner Besitzungen beraubt, und diese der Plünderung und Verheerung Preis gegeben wurden. Der edle Conrad, der ein besseres Schicksal verdiente, ließ zwar den Muth nicht sinken, sondern vertheidigte sich kräftig gegen diese Gewaltthätigkeiten; doch mußte er endlich der Uebermacht

unterliegen, da selbst Heinrichs des Löwen Gunst ihn nicht schützen konnte. Hierauf begleitete dieser den Kaiser nach Regensburg und Frankfurt, und ungewöhnlich lange dauerte also dießmal seine Abwesenheit von Sachsen, wo die eifersüchtigen Großen sich zu einem drohenden Bunde vereinigt hatten. Zu Merseburg war dieser feierlich geschlossen worden, und geistliche Fürsten standen an der Spitze: der kaiserliche Kanzler, Reinold, Erzbischof von Köln, der Erzbischof von Magdeburg, und der Bischof von Hildesheim. Von weltlichen Fürsten gehörten Albrecht von Brandenburg, der Markgraf von Meißen, der Reiche genannt, der Landgraf Ludwig von Thüringen, des Kaisers Schwager, und der Graf von Oldenburg zu diesem Bündnisse, dem sich zuletzt auch Hartwich, Erzbischof von Bremen, anschloß, der insgeheim seine Schlösser Freiburg und Haarburg befestigte, aber immer noch Freundschaft gegen den Herzog heuchelte.

Heinrich der Löwe hatte den Sturm, der gegen ihn im Anzuge war, wohl bemerkt, und männlich seine Anstalten getroffen. Furcht kannte er nicht, sobald einmal die Gefahr entschieden vorhanden war; nur das Ungewisse, von ferne Drohende kann Geister seiner Art erschrecken, aber nicht das Unglück, das man klar in's Auge fassen kann. Jetzt, als er wußte, wer und was ihm drohete, nahm er kalt besonnen seine Maßregeln. Da auch Goslar seinen Feinden sich zugesellt hatte, und von dort aus der Feind seiner Hauptstadt am meisten schaden konnte, befestigte er Braunschweig mit Wall und Graben, stellte Wachen aus, und legte, wie in die benachbarten Schlösser und Städte, Besatzungen hinein. Ja, um seinen Feinden zu versinnbilden, wen sie angriffen, stellte er vor seiner Burg zu Braunschweig einen ehernen Löwen in Lebensgröße, mit offenem Rachen, auf.

Nach Osten richtete er ihn, da von dort her die gefährlichsten Feinde droheten. Wer den Löwen in seiner Höhle aufreizt, mag es theuer bezahlen. Bei Hartwichs und der slavischen Fürsten zweifelhafter Treue, mußte er auch Holsteins gewiß seyn. Dort führte Mathilde, für ihren Knaben Adolf, die Regentschaft. Jetzt bedurfte es aber eines Mannes zur Verwaltung dieses wichtigen Landes, und Heinrich gab also dem jungen Grafen Adolf einen thüringischen Grafen, Heinrich, zum Vormund, den er als einen tapfern Krieger kannte. Den Eingebungen der Klugheit und Vorsicht folgend, söhnte er sich selbst mit Pribislaw aus, um sich den Rücken frei zu halten, versprach sogar seine natürliche Tochter Mathilde dem Sohne des Slavenfürsten zur Gemahlinn. Von dieser Zeit an war Pribislaw bis zum Tode der treueste Freund des Herzogs. Dieser mußte die schreckliche Unordnung, welche die Entsetzung Conrads von Salzburg in Baiern herbeiführte, ungerügt lassen, und seine ganze Aufmerksamkeit und Anstrenguug auf die Vertheidigung seiner sächsischen Länder richten; denn diese wurden, sobald der Kaiser nach Italien abgezogen war, von allen Seiten wüthend angegriffen.

Ludwig der Eiserne, Landgraf von Thüringen, drang von Mittag her gegen des Herzogs Lande vor, vereinigte sich mit Erzbischof Wichmann von Magdeburg, und den übrigen Fürsten des östlichen Sachsens, und fing nun an, des Herzogs Land und Städte zu erobern, und zu verwüsten. So wurde selbst das feste Haldensleben, unweit Magdeburg, mit Sturm eingenommen. Von Norden her drang Graf Christian von Oldenburg mit einem friesischen Heere gegen Bremen vor, zerstörte das Schloß Wege, und fand in Bremen, wo man des Herzogs Joch abschütteln wollte, freudigen Empfang. Heinrich glaubte

zuerst der drohendsten Gefahr in dem bei Magdeburg versammelten Fürstenheere begegnen zu müssen. Er brach daher in's östliche Sachsen auf, und suchte seine Feinde. Aber diese kannten des Löwen Muth, und hielten nirgend Stand. Er übte also nun das Vergeltungsrecht, und verwüstete ihre Länder von Magdeburg bis Thüringen. Nichts widerstand ihm, Städte fielen, Klöster brannten, Schlösser wurden zerstört, vielfache Grausamkeiten wurden verübt, weder Mönche noch Laien verschont. So hatte man auch in seinen Ländern gethan, und man sollte ihn nicht umsonst aufgereizt haben. Dann wendete er seine Waffen nach Westen, stand ganz unerwartet vor Bremen, und nahm die rebellische Stadt. Die Bürger und Graf Christian flohen in die Moräste Ostfrieslands. Heinrich drang ihnen nach, gegen Oldenburg vor, konnte aber anfangs wenig ausrichten. Er ging also zurück, holte Verstärkung, erklärte Bremen in die Acht, bis es endlich später, durch des Erzbischofs Vermittelung, mit mehr als 1000 Mark sich wieder lösete. Beim zweiten Zuge gegen Christian, zog sich dieser nach Oldenburg zurück, und starb nach vier Tagen. Da fiel die Stadt durch innern Streit in seine Hände.

Auch der undankbare Bischof Conrad von Lübeck führte gegen den Herzog Böses im Sinne, und suchte den Erzbischof Hartwich zur Verbindung mit den Fürsten anzutreiben. Dem Herzoge war dieß nicht unbekannt geblieben, und er hatte ihn bereits nach Artlenburg zu einem Gespräche eingeladen; allein Conrad, Heinrichs Zorn fürchtend, war, als in Geschäften des Erzbischofs, in das verdächtige Friesland abgegangen. Nach seiner Rückkehr erhielt er eine zweite Ladung, und erschien endlich unter des Erzbischofs Hartwich, und Berno's von Mecklenburg Geleite zu Stade. Dort stellte ihn der Her-

zog zur Rede, aber Conrad leugnete alles ab. Nach langem Streite wollte endlich Heinrich die alte Freundschaft mit dem Manne, den er einst so sehr geliebt hatte, wieder herstellen, und forderte nun von ihm den Huldigungseid für die Regalien seines Bisthums. Da aber sprang Conrad ab mit der Betheurung: Er werde sich seiner Freiheit nie begeben, und einem Andern sich unterwerfen, zumal da sein Bisthum für diesen Preis eine viel zu kärgliche Pfründe sey. Der Herzog ließ ihm die Wahl zwischen Gehorsam oder Räumung seiner Stelle, und als auch jetzt der Bischof auf seinem Sinne beharrte, ließ ihn der Herzog nicht mehr in sein Bisthum zurück, und zog dessen Einkünfte ein. Es blieb ihm nun nichts übrig, als, nach Hartwichs Rath, zum Erzbischof von Magdeburg zu entfliehen, wohin auch Hartwich bald nachher aufbrach. Nach Hartwichs Entfernung ließ der Herzog das befestigte Freiburg erobern, und dem Boden gleich machen, zog alle Einkünfte des Erzbischofs ein, der von seinen ganzen Besitzungen nichts, als Harburg behielt, weil dieß, durch seine Sümpfe, des Herzogs Leuten widerstand. Jetzt sollte auch Goslar noch gezüchtigt werden, und der Herzog zog selbst vor diese Stadt. Doch war sie zu fest, um mit Sturm genommen zu werden; Heinrich mußte sich also mit einer Einschließung begnügen, um ihr die Lebensmittel abzuschneiden, und sie durch Hunger zu bezwingen; allein die tapfere Stadt ertrug auch dieses, und der Herzog, entweder durch andere Züge beschäftigt, oder durch den Winter dieses Jahres abgehalten, gab die Belagerung auf.

In Baiern war indessen der Frevel auf's höchste gestiegen, weil hier Raubgier und Rache zugleich die Kriegsflamme anfachten. Vergeblich hatte der geächtete Conrad sich in ein Kloster zurückgezogen, man hörte nicht auf,

das unglückliche Land zu verwüsten, und selbst die Heiligthümer wurden endlich nicht mehr verschont. Von der ehrwürdigen Hauptkirche St. Ruprecht, zu Salzburg, stieg die Flamme empor, und legte dieses prachtvolle Gebäude, nebst dem größten Theil der Stadt, in Asche. Der unglückliche Fürst überlebte diese Gräuel der Verwüstung nicht lange.

Die Bedrückung, welche sich die kaiserlichen Statthalter in den lombardischen Städten erlaubten, zündete bald eine Empörung an; der Kaiser richtete jedoch vor allem seine Macht gegen den widerspenstigen Papst Alexander, und brach 1167 gegen Rom auf, um die Bannstrahlen zu hemmen, welche von hier aus gegen ihn geschleudert wurden. Wunderbarer Weise mußten hier Geistliche gegen das Oberhaupt der christlichen Geistlichkeit in die Schranken treten, denn die Erzbischöfe von Mainz und Köln machten die Vorhut des kaiserlichen Heeres, und brachten den Römern, bei Tusculum, eine bedeutende Niederlage bei. Am Ende des Juli langte Friedrich vor Rom an, und brachte bald den diesseit der Tiber gelegenen Theil der Stadt in seine Gewalt. Alexander und sein Anhang warfen sich in die incastellirte Peterskirche. Um auch von dort die Römer zu vertreiben, wurde die benachbarte Marienkirche in Flammen gesetzt, und so Alexander mit seinem Anhange auch aus der Peterskirche vertrieben. Hierauf wurde Paschal III. von Viterbo nach Rom geholt, und auf den von ihm lange nicht bestiegenen Stuhl Peters gesetzt. Friedrich und seine Gemahlinn ließen sich noch einmal von ihm krönen; Alexander aber entfloh nach Benevent.

Zwar hatte der Kaiser jetzt seine Absichten erreicht, aber durch Mittel, welche in ganz Italien nur Abscheu erregten, denn er hatte Feuer an die Heiligthümer der

Kirche gelegt, und über Brandstätten und Leichenhaufen seinen Papst in Peters Tempel geführt. Die öffentliche Meinung sprach einen schrecklichen Fluch über ihn aus, und schrecklich ging dieser in Erfüllung, denn auf einmal brach in seinem Heere eine schreckliche Seuche aus, und fast jeder Tag brachte neue Trauerbotschaft; das Heer schien dem Untergange ohne Rettung hingegeben. Reinhold von Cöln, die Bischöfe von Verden, Regensburg, Naumburg, Lüttich, Prag und Speier, und zwei dem Herzoge Heinrich nahe verwandte Fürsten, Welf der jüngere, sein Vetter, und Friedrich von Rotenburg, sein Schwiegersohn, wurden von der Seuche hingerafft; die Leichen der Gemeinen zählte man nicht mehr. Mit dem kläglichen Ueberreste seines Heeres zog Friedrich in die Lombardei zurück. Aber was vermochte Friedrich mit einem so geschwächten Heere gegen die Lombarden, die gleich nach seiner Abreise von Lodi, wo ihnen kein Recht geworden, in's untere Italien, einen gewaltigen Städtebund geschlossen, Mailand auf's neue gebauet, und die Feindseligkeiten mit der Zerstörung von Tretium begonnen hatten. Ohne etwas Bedeutendes gegen sie unternehmen zu können, mußte er die Winterquartiere zu Pavia beziehen. Die Reichsacht, die er gegen die Rebellen aussprach, verlachten sie im Gefühle ihrer Uebermacht. Hier kam auch dem Kaiser Kunde zu von dem, was während seiner Abwesenheit in Sachsen vorgefallen war. Er sendete also eilig Boten, mit geschärftem Befehle, Waffenstillstand zu schließen, bis er selbst in Deutschland als Schiedsrichter auftreten werde.

Recht böse Erfahrungen mußte der Kaiser während des Winters in Italien machen, die ihn hätten überzeugen können, daß er auf dem Wege der Gewalt nimmermehr dieß Land seinem Scepter unterwerfen werde, aber

Erfahrungen waren an einem Friedrich verloren. Er nahm vielmehr, als er nicht mehr angriffsweise verfahren, sondern sich nur noch mühselig gegen seine erbitterten Verfolger, die Mailänder, vertheidigen konnte, zu den grausamsten Mitteln seine Zuflucht, indem er z. B. die mailändischen Geißeln, die er mit sich führte, an der Straße aufhängen ließ, um die Mailänder zu schrecken. Vergeblich opferte er edle Fürsten in großer Zahl, in diesem Kampfe der Verzweiflung, und kam endlich im März mit dem kläglichen Ueberreste seines glänzenden Heeres in Deutschland an.

Indessen hatte Heinrich der Löwe seine Feinde siegreich bekämpft, so daß des Kaisers Befehl, die Waffen ruhen zu lassen, bis er selbst den Streit schlichten könne, kaum noch nöthig war, um dem Herzoge Ruhe zu schaffen, der mächtiger, als jemals, dastand, aber eben so wenig, wie der Kaiser, der Klugheit Gehör gab, sondern seine Feinde durch Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit immer wieder reizte, ohne zu bedenken, daß seine mächtige Stütze, der Kaiser, einmal brechen könne, und daß das Kriegsglück wandelbar sey.

Während der alte Welf mit schwerem Jammer seinen einzigen Sohn in dem von ihm gestifteten Staingadner Kloster begrub, und zu seiner Seele Heil, und seines Namens Gedächtniß, reiche Stiftungen machte, schickte Heinrich eine glänzende Gesandtschaft nach England, und ließ seine königliche Braut, Mathilde, nach Sachsen geleiten. Reiche Mitgift an Gold und Silber und vielen Kostbarkeiten brachte sie mit, aber schwerlich etwas Herrlicheres, als sie selbst, die Fürstinn, war. Zu Minden an der Weser, am ersten Februar, erfolgte die feierliche Einsegnung, durch Bischof Werner; die Hochzeit

selbst wurde mit würdiger Pracht zu Braunschweig vollzogen.

Durch mehrere Reichstage wurde der Streit zwischen Heinrich und seinen verbündeten Feinden geschlichtet, und einem Jeden das Seine zurückgegeben. Auch Bischof Conrad von Lübeck mußte jetzt den so lange verweigerten Huldigungseid leisten, und bald nachher sterben, wodurch der lange Streit über die Grafschaft Stade beendigt, und diese Heinrichs unbestrittenes Eigenthum wurde. Nur Wedekind von Dasenburg, ein tollkühner und frecher Räuber, wollte sich nicht unterwerfen, und da keine Maschine an sein Felsennest hinaufreichte, so berief endlich Heinrich rüstige Bergknappen von Goslar, welche einen Stollen in den Felsen trieben, und den einzigen Brunnen des Schlosses verstopften, wodurch die Ergebung erzwungen wurde. Jetzt hatte der Herzog wenigstens keinen offenbaren Feind mehr, aber den Haß und Neid konnte freilich kein Kaiserspruch ersticken.

Bald nach der Beilegung dieses Streites mit den Großen seines Landes machte Heinrich eine Reise zum Könige von England, in die Normandie. Ob er für Friedrichs Sohn von neuem um eine englische Prinzessinn angehalten habe, ob er einen Frieden zwischen Heinrich und Frankreichs Ludwig vermitteln sollte, oder ob er, was gleich möglich, die königlichen Eltern seiner Mathilde bloß aus Höflichkeit besuchte, bleibt unentschieden.

Während Heinrich sich auf diese Weise in seiner Macht befestigte, fing Welf, sein Oheim, die seinige zu zersplittern an. Ihm war ein lebenslustigerer Sinn zu Theil geworden, seitdem er für keinen Sohn mehr zu sparen hatte. Groß, wie früher, in den Waffen, wollte er nun in der Gastfreiheit erscheinen. Lustige Gelage erfüllten die verödeten Säle seiner Pfalzen zu Memmingen

und Ravensburg, Turniere seine Burghöfe, Jagden seine Forsten; jeder Rittersmann, jeder Geächtete und Flüchtling war ihm ein willkommener Gast, und zog reichlich beschenkt aus seinen Thoren. Selbst seine Uta, ihm selbst, oder dieser Lebensweise abgeneigt, mußte sich entfernen. Allen Großen Baierns und Schwabens, einer unzähligen Menge, gab er bei Gunzinlech einen prachtvollen Pfingstschmaus. Auch der frommen Werke vergaß der Welfe nicht, denn immer ist dieß seinem Geschlechte nachgerühmt worden. Staingaden und St. Peter von Augsburg erhielten fürstliche Schenkungen, und auch den Armen und Kranken wurde reichlich gespendet. Die Künstler und Meister, die ihm Staingaden gebaut, und herrlich ausgeschmückt, ernährte er auf Lebenszeit. Doch zu den frohen wie zu den frommen Werken mangelte oft das Geld. Daher setzte er über sein ganzes Eigenthum seinen Neffen, Heinrich den Löwen, feierlich zum Erben ein; doch sollte ihm dieser eine große Summe zahlen. Aber der Herzog von Sachsen, der wohl mit Unwillen seines Oheims Verschwendung wahrgenommen hatte, zögerte mit der Zahlung des geforderten Geldes, vielleicht durch böse Rathgeber, vielleicht auch durch die Berechnung verleitet, daß Welf bald sterben, und er dann leichtern Kaufes zur Erbschaft kommen könne. Welf, über die Vorenthaltung des bedungenen Geldes aufgebracht, trug nun dem Kaiser Friedrich, dem Sohne seiner Schwester Judith, die italienischen, und bald seine ganzen Länder an, und fand an ihm einen weit weniger zähen Erben. Was er verlangte, und noch mehr, gab ihm der Kaiser, und ließ ihm selbst den lebenslänglichen Besitz, behielt nur, zum Zeichen seines darauf erlangten Rechtes, einiges zurück, ersetzte aber dieß durch Einräumung von eigenen Besitzungen. So entging dem Herzog Heinrich,

durch eigene, wie durch fremde Schuld, eine Erwerbung, die seinem Hause seine Stellung gegen die Hohenstaufen hätte sichern können. Je mehr sich aber Heinrich den Verlust selbst zuzuschreiben hatte, desto tiefer fühlte er ihn, aber desto mehr war er auch geneigt, dem Kaiser deshalb zu zürnen. Wer trüge nicht gern die eigene Schuld auf ein fremdes Haupt über?

Nicht lange sollte Heinrich in Frieden leben; seine Freundschaft mit dem Dänenkönige konnte keinen Bestand haben, weil Beide von derselben Leidenschaft beherrscht wurden, und das slavische Land der Gegenstand ihres beiderseitigen Verlangens war. Vergeblich hatte Heinrich dem Dänenkönige bei der Unterjochung Rügens Beistand geleistet. Kaum sahe dieser sich im Besitz dieser Insel, auf welcher er Arkona, das Heiligthum Svantewiths, zerstörte, und dessen Schätze nahm, so zeigte er sich treulos, indem er seinem Bundesgenossen Heinrich den Antheil an dem Tribute Rügens versagte. Da sann der Herzog auf Rache, rief die slavischen Fürsten, und gebot ihnen, in Dänemark einzufallen. Lange hatte ihnen Heinrich nichts Willkommneres befohlen. Schnell waren die Sperrbäume der Hafen und Flußmündungen wieder weggenommen, unzählige Räuberkähne bedeckten das Meer, und droheten Dänemark Verderben. Die reichen Inseln wurden angefallen und verwüstet, die Einwohner als Gefangene zurückgeschleppt. Auf einem einzigen Markttage zu Mecklenburg hätte man 700 Dänensclaven kaufen können. Lange schwieg Waldemar, endlich setzte er aber mit einem Heere in's Land der Obotriten über, so wie sein Sohn Christoph die wagrischen Küsten angriff; doch Beide richteten wenig aus, und mußten bald zurück. Nun nahm Waldemar zur Unterhandlung seine Zuflucht, gab nach, und trug den schuldigen Tribut ab. Die Freundschaft

wurde sogar durch ein Ehebündniß befestigt. Heinrich gab Kanut, Waldemars Sohn, und bereits bestimmten Nachfolger, seine Tochter Gertrud, des schwäbischen Friedrich Wittwe, zur Gemahlinn. Die Slaven empfingen den Befehl, mit ihren Feindseligkeiten einzuhalten, mit großer Trauer, die noch durch jene engere Verbindung Heinrichs mit Waldemar vergrößert wurde. Doch hielten sie sich ruhig, und ließen sich, statt der gewohnten Räuberei, den Anbau ihres Landes angelegener seyn. Pribislaw erbaute die Schlösser Mecklenburg, Ilow und Rostock, und besaß sein Obotritenland, unter Heinrichs Hoheit, in Frieden.

Auf einem Reichstage zu Bamberg wurde der erledigte Bischofsstuhl zu Hamburg und Bremen durch Balduin, einen schwachen Mann, den Heinrich wünschte, besetzt, auch über des fünfjährigen Heinrichs Königswahl berathschlagt. Wirklich wurde dieser unmündige Sohn des Kaisers zum römischen Könige, und Thronfolger Friedrichs erwählt. Die Legaten des neuen Papstes (denn Paschal III. war gestorben), Calixt's III., waren auf diesem Reichstage anwesend.

Nicht ohne Sorge und Groll konnte Heinrich die Vergrößerungen der kaiserlichen Macht betrachten, besonders da diese in solchen Gegenden stieg, wo die Welfen, als die natürlichen Gegner der Hohenstaufen, am verletzbarsten waren. Doch hütete er sich, was in seinem Innern vorging, den Kaiser ahnen zu lassen. Er war vielmehr desselben treuer Begleiter, als er vom Anfange des folgenden Jahres **1170** an, Fürstenversammlungen und Hoftage zu Frankfurt, Fulda, Erfurt und Goslar hielt. Noch war es der Klugheit gemäß, sich fest dem Kaiser anzuschließen, denn noch bedurfte er dessen Ansehen, weil leicht der alte Zwist in Sachsen wieder ausbrechen konnte.

blieb in Braunschweig zurück; zu ihrem Schutz und Dienste wurden Heinrich, Vogt von Lüneburg, und Ecbert von Wolfenbüttel, Vogt von Braunschweig, bestimmt; Männer, auf deren Treue Heinrich damals rechnen zu können glaubte. Des Landes Obhut und Regentschaft wurde dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg anvertraut. So wußte der Herzog selbst einen seiner ehemaligen Feinde durch Großmuth und Vertrauen zu besiegen. Allein Heinrich wollte auch nicht, wie ein einzelner armseliger Pilger den Wanderstab ergreifen; schon seiner Sicherheit, aber auch seinem Range und dem griechischen Kaiser, der ihn mit einer Gesandtschaft beehrt hatte, glaubte er es schuldig zu seyn, mit einem wohlgerüsteten und stattlichen Gefolge einherzuziehen. Auch lag es wohl nicht außer seinem Plane, wenn sich anders die Gelegenheit dazu ergeben wollte, mit den Saracenen einen Kampf zu seines Glaubens Ehre zu bestehen. Viele mag der eigene Antrieb, unter Heinrichs mächtigem Schutze das wunderreiche Land des Heils zu sehen, ihm zugesellt haben, viele aber erwählte er selbst mit kluger Umsicht, Männer, deren Gegenwart ihm nützlich, oder deren Zurückbleiben ihm bedenklich scheinen mochte. Also zog mit ihm Fürst Pribislaw, jetzt auf Leben und Tod dem Herzoge treu, Conrad, Bischof von Lübeck, den das Unglück gebessert, und dem Herzoge wieder zum Freunde gemacht hatte, der unvergleichliche Abt von St. Aegidien zu Braunschweig, Abt Berthold von Lüneburg, Graf Gunzelin von Schwerin, und Graf Siegfried von Blankenburg, der Truchseß Jordan, und viele andere Große und Ministerialen. Reiche Schätze nahm er aus Sachsen, die Lebensmittel wohl erst aus Baiern mit.

Im Januar **1172** trat Heinrich seinen Zug an, und nachdem er zu Regensburg verweilt, und sein Ge=

folge vermehrt hatte, so daß es nun 1200 Streiter zählte, begab er sich nach Wien, wo sich Bischof Conrad von Worms zu ihm gesellte, der zum Gesandten des Kaisers an den griechischen Kaiser Manuel bestimmt war. Zu Wien wurden Schiffe angeschafft, mit Früchten, Wein, und anderen Bedürfnissen befrachtet, und so die Wasserreise auf den Krümmungen der Donau angetreten, während die Knechte mit den Pferden zu Lande Abends da ankamen, wo die Schiffe anlegten. Der Herzog von Oestreich begleitete Heinrich den Löwen. So gelangten sie an den Grenzort Mesenburg, wo Florentius, der Gesandte des Königs von Ungarn, die erlauchten Gäste im Namen seines Herrn empfing, und sie auf der Donau bis Gran geleitete. Dort aber kam den Herzogen eine bedenkliche Botschaft zu, denn in der Nacht vorher war der König, wie es hieß, an seines Bruders Bela Gift gestorben. Heinrich der Löwe war wegen der sicheren Fortsetzung seiner Reise, der andere Heinrich wegen der Königinn Agnes, seiner Schwester, und Stephans Wittwe, in schwerer Sorge. Man berathschlagte sich, und sandte endlich den Bischof Conrad von Lübeck, und die Aebte Berthold und Heinrich an den zu Gran eben gegenwärtigen Erzbischof, und dieser ließ, mit Genehmigung der Magnaten, den Baiern-Herzog unter Florentius Geleite die Reise weiter fortsetzen. Heinrich von Oestreich trennte sich von ihm.

Bald drohete eine neue Gefahr. Man kam auf der Donau an die Scheeren, eine Stelle, wo hohe Felsen, deren einer durch einen Thurm befestigt war, dem Strome nur einen engen Durchweg verstatteten. Das gepreßte Wasser schäumt unmuthig an dem Felsen in die Höhe, und stürzt dann mit gewaltigem Getöse wieder in die Tiefe hinab. Alle Schiffe kamen glücklich hindurch, nur das letzte

scheiterte, auf dem der Herzog mit dem Grafen von Schwerin, dem Truchseß Jordan, und andere Gefährten waren. Die Letzteren entkamen schwimmend, den Herzog aber retteten die im Thurme mit einem Kahne. Als das Schiff wieder ausgebessert war, gelangte man nach Brandiz, einer griechischen Stadt. Von hier mußte der Weg zu Lande fortgesetzt werden, weil die Donau für Schiffe zu seicht wurde. So gelangte man in den großen Bulgarenwald von Servien, wo aber Roß und Mann in tiefe Sümpfe sanken, die Pferde vor den Karren und Küchenwagen niederfielen, und die Wagen zerbrachen. In dieser Noth ließ Heinrich die Wagen zurück, und lud den Pferden was sie noch fortbringen konnten auf. So kam man endlich in die Stadt Ravanella, mitten im Walde. Wilder und ungeschlachter, als die Bestien des Waldes, waren die Servier, ohne Glauben und Gewissen, und nichts Gutes stand von ihnen zu erwarten. Umsonst gebot ein Abgesandter Manuels, im Namen seines Herrn, den Herzog wohl zu empfangen. Doch schlug der Herzog unweit des Ortes sein Lager auf, ließ ihnen sagen, daß er friedlich komme, und um Geleite bitte. Aber alles vergebens. Da vermahnte Heinrich die Seinigen mit kräftigen Worten, zu den Waffen zu greifen. »Der Gott unserer Väter wird mit uns seyn, da wir auf sein Geheiß Weib und Kind, Habe und Gut verließen; hier gilt's einen wackern Kampf, des Herrn Wille geschehe, denn ob wir leben oder sterben, sind wir des Herrn.« So mit geschwungenen Waffen, und fliegenden Panieren zogen sie kühn vor dem Platze vorüber, und schlugen nicht weit davon ein festes Lager auf. Die Servier aber sannen auf Ueberfall, und in tiefer Nacht unzählbar versammelt, stimmten sie, in vier Haufen getheilt, das Schlachtgeheul an, und hofften so die Deutschen in Furcht

und Flucht zu jagen, und dann sich leichten Spiels des Lagers zu bemächtigen. Doch so leicht sollte es ihnen nicht werden. Heinrich griff zu den Waffen, alle Streiter eilten zu ihren Pannern, und ein Kriegsrath wurde gehalten. Da flog mit einem Male ein vergifteter Pfeil unter die Versammlung der Führer, und die Nachricht kam, des Wormser Bischofs Lager sey genommen. Sogleich wurden zwanzig schwer Gepanzerte auf diesen Punkt geschickt, die tapfer eindrangen, und den feindlichen Führer erlegten. Da entsank den Räubern der Muth, und sie entflohen.

Am folgenden Tage brach der Zug der Wallbrüder wieder auf, und kam, obwohl von allen Seiten vom Feinde umschwärmt, nach Nicea in Bulgarien. Hier wurden sie mit aller Ehre, wie es der griechische Kaiser angeordnet, empfangen, und mit Allem reichlich versehen. Von da nahm man den Weg nach Philippopel und Adrianopel, und langte in der Mitte Aprils, kurz vor Ostern, an dem ersten Ruhepunkte der Reise, zu Konstantinopel, an. Kostbare Geschenke, so gut sie damals Sachsen bieten konnte, schön gesattelte und gezierte Pferde, Panzer, Schwerter, Scharlachtücher, und feine Leinwand wurden dem Kaiser vom Herzoge vorausgesendet, um eine günstige Aufnahme zu bewirken. Dann feierte der Herzog die heiligen Ostertage, und begab sich nach der Auferstehungsfeier an des Kaisers Hof. Glorreich saß Manuel auf seinem Throne im Kaiserornate, und um ihn die Fürsten und Großen des Hofes in voller Pracht. Dann begab man sich in feierlicher Procession in den unweit des Palastes gelegenen Thiergarten, der mit unzähligen Zelten von nie gesehener Pracht übersäet war; der Weg dahin war ganz mit Purpur belegt, darüber goldgestickte Decken, verziert mit goldenen Lampen und Kronleuchtern. Auf solchem

Wege zog man einher, voraus die Geistlichkeit, dann mit dem Kaiser der Herzog, darauf des Herzogs Gefolge. Der Weg führte zu des Kaisers von Gold und Perlen strahlendem Zelte. So hat der Grieche dem Abendländer seine Pracht zur Schau getragen, und sich im Gaste geehrt und geschmeichelt. Dann zog man zurück zur Kirche, wo der Kaiser auf einem Throne, und auf einem andern der Herzog saß. Nach gehaltenem Hochamte kamen die Freuden der Tafel. Genüsse, wie der verfeinerte Grieche sie bieten konnte, mochte der Herzog noch nicht gekannt haben.

Von dem Kaiser mit sammetnen Kleidern und kostbarem Pelzwerk für sich und sein Gefolge beschenkt, und mit einem Schiffe zur Ueberfahrt nach Asien versehen, gelangte der Herzog nach einer gefahrvollen Seereise glücklich an die asiatische Küste, und landete bei Accon, wo ihm die Templer und die Ritter vom Spitale mit großer Begleitung ehrerbietig entgegen kamen. Bei seinem Einzuge in Jerusalem erschollen geistliche Lieder und Hymnen zur Ehre Gottes, womit ihn die Geistlichkeit begrüßte. Dafür beschenkte er die Kirche und das heilige Grab auf's freigebigste, und schmückte die Kapelle, die das heilige Grab bewahrt, mit unvergleichlicher Arbeit von musivischer Kunst, und ihre Thore bekleidete er mit dem reinsten Silber.

Heinrich fand keine Gelegenheit, sein Schwert zur Vertheidigung des christlichen Glaubens zu ziehen, und verweilte daher nicht lange in dem heiligen Lande, wo er zwei seiner Gefährten durch den Tod verlor, den Bischof Conrad und den Abt Berthold.

Von Antiochien aus, wo ihn Fürst Boemund mit großer Freundschaft aufgenommen hatte, unterhandelte er mit Milo, einem christlichen Fürsten von Armenien, um

Geleite durch sein Land, wozu sich jener auch sehr bereitwillig erklärte. Aber Heinrich der Löwe wurde vor dieses Mannes Treulosigkeit und Heimtücke gewarnt, und zog vor, zu Schiffe mit den Seinigen, die hier wieder zu ihm gestoßen waren, von dem benachbarten Hafen St. Simeon aus, gleich vor Milo's Residenz vorüber zu fahren. So geschah es auch, und nach einer kurzen Ueberfahrt landete er glücklich bei Tarsus, der Hauptstadt von Cilicien. Wie wohl Heinrich daran gethan hatte, lehrte die Folge, denn Milo zerstörte nachher diese Stadt, aus Wuth, daß Heinrich seinen Nachstellungen entgangen war. Aber noch war er nicht ganz sicher, und hatte noch einen Theil von Milo's Land zu durchreisen. Da sollte der Muselmann den Christen beschämen, denn Kilidsch Arslan II., der türkische Sultan von Iconium, der von Heinrichs Reise hörte, sandte unaufgefordert 500 Mann, die ihn durch Milo's übrige Länder geleiten sollten. Drei Tage lang ging der Zug durch die Romanische Wüste, ohne Wasser und gebahnten Weg, in einer schrecklichen Einöde. So gelangte man endlich nach Heraclea, wo der Halys, einst für Krösus so verhängnißvoll, die Wüste endete. Dort empfingen ihn die Türken mit der Ehrfurcht, welche die Rohheit gewöhnlich der persönlichen Größe zollt, und führten ihn zu ihrem Herrscher nach Ararat. Hier kam ihm der Sultan mit ungeheuchelten Freundschaftsbezeigungen entgegen. Reich von ihm beschenkt, kam er glücklich durch die große Wüste, in welcher so viele Wallfahrer ihr Grab gefunden hatten, und endlich nach Konstantinopel zurück. Auch hier wurde er abermals auf's ehrenvollste bewirthet, und kaiserlich beschenkt; doch mit edler Gesinnung lehnte er die kostbaren Geschenke ab, und bat nur um Reliquien, die ihm der Kaiser mit Freuden schenkte. Ein eben so ehrenvoller Empfang ward

ihm bei dem neuen Könige von Ungarn, Bela III., zu Theil. Nachdem er dem Kaiser Friedrich einen Besuch gemacht hatte, kehrte er nach Braunschweig zurück, wo ihn Gutes und Böses empfing. Die treue Mathilde hatte ihm eine Tochter geboren, die Richenza genannt wurde; seine Unterthanen empfingen ihn mit großer Freude, es war Friede im Lande; aber der Kaiser hatte, so hieß es, als er in Sachsen war, durch Drohungen und Versprechungen mehrere der sächsischen Großen, welchen Heinrich seine Schlösser und Städte anvertraut hatte, zu der eidlichen Verpflichtung zu bringen gewußt, daß sie, im Fall der Herzog nicht zurückkehren sollte, ihm die anvertrauten Orte mit Land und Leuten übergeben wollten. Argwohn und Mißtrauen erwachten in dem Herzen des Herzogs bei dem sichtbaren Bestreben des Kaisers, die Macht seines Hauses auf jede Weise zu vergrößern, und er sahe ein, daß es jetzt vor allem seine Sorge seyn müsse, das Erworbene zu behaupten und zu sichern. Die Befestigung und Verschönerung der wichtigen Stadt Braunschweig beschäftigte ihn zunächst vorzüglich. Er baute dann einen großen Dom mit mehreren Nebenkapellen, widmete dem heiligen Petrus in der Altstadt eine eigene Kirche, und erweiterte und verschönerte die alte Burg. Für den hohen Dom von St. Blasius stiftete er ein Domkapitel. Der Kirche schenkte er seine Reliquienschätze. In Gold und Silber wurden sie eingefaßt, und mit edlen Steinen verziert. Den Abt Heinrich von Braunschweig, dessen Umgang er sehr liebte, erhob er, auf die Bitte der Domherren zu Lübeck, zum Bischof dieser Stadt. Dieser Heinrich war ein Mann von unvergleichlichen Gaben, ungeheuchelter Frömmigkeit, und erschütternder Kraft der Rede. Hier und zu Ratzeburg wurde der Grund zu einer neuen Kirche gelegt.

In Baiern dauerten die Unruhen fort, welche aus dem Eigensinn entstanden, mit welchem der Kaiser bei der Verwerfung des Papstes Alexander beharrte, obgleich die Hälfte Deutschlands, ganz Frankreich, und die meisten übrigen Staaten ihn anerkannten, und in Italien alles, was gegen den Kaiser war, sich an ihn anschloß.

Heinrich hatte in Paderborn auf einem großen Landtage auf's neue den sächsischen Großen einen Zug nach Italien ankündigen müssen, und benutzte dann die Zeit der Ruhe zur Vollendung seiner Unternehmungen für das Beste der Kirche.

Gleich nach einem großen Reichstage, den der Kaiser zu Regensburg gehalten, und auf welchem das ungerechte Absetzungsurtheil Albrechts von Salzburg, so wie die Einsetzung eines neuen Erzbischofs beschlossen, und vollzogen worden war, brach der Kaiser mit einem Heere von 8000 Mann nach Italien auf. Heinrich scheint absichtlich von dem Kaiser zurückgelassen worden zu seyn, um die Angelegenheiten Baierns zu betreiben, und hier die Ruhe zu erhalten. Diese wurde auch nicht gestört; dagegen hatte Heinrich einen Bruch des Landfriedens in Sachsen zu bestrafen, der schreckliche Verwüstungen herbeiführte. Die Söhne Albrechts des Bären überfielen, um eine lange verhaltene Rache auszuüben, den thüringschen Landgrafen Ludwig, des Kaisers Freund und Vetter, der aber schrecklich das Wiedervergeltungsrecht übte, und dabei von Heinrich dem Löwen unterstützt wurde.

In Italien hatte der Kaiser nach einigen glücklichen Unternehmungen, welche die lombardischen Städte zu Friedensunterhandlungen bewogen, sich zu einem übereilten Friedensschlusse verleiten lassen, den er nur zu bald bereuen mußte, denn kaum hatte er einen großen Theil seines Heeres entlassen, als die Lombarden ihre Sprache

änderten, und ehe noch die herbeigerufenen Hülfstruppen aus Deutschland Italien erreichen konnten, mußte sich der Kaiser sogar zu Friedensunterhandlungen mit dem verhaßten Papste Alexander entschließen, ohne daß es ihm ein Ernst damit war.

Die Boten Friedrichs hatten die deutschen Fürsten zu schleuniger Rüstung, und zum Zuge nach Italien eingeladen. Mit Heinrich dem Löwen, und den sächsischen Fürsten mochten noch besonders Unterhandlungen gepflogen, und Boten hin und her gesendet worden seyn. Um diesen mächtigen Fürsten kräftig zur Hülfsleistung zu bewegen, hatte sich der Kaiser wohl gleich im Anfange des Jahres 1176 mit großer Gefahr aus Pavia nach Deutschland, und, wie es heißt, nach Partenkirch im südlichen Baiern, am Eingange der tyroler Alpen, begeben, um in des Herzogs Lande mit diesem die angesetzte Zusammenkunft zu halten. Heinrich mußte wohl wissen, was der Kaiser von ihm begehren würde, er ging ungern, gleichsam ahnend, was diese Zusammenkunft ihm einst kosten würde, aber er ging, weil ihm Friedrich so weit entgegen gekommen war, vielleicht auch in der geheimen Hoffnung, seine Hülfe wenigstens theuer genug zu verkaufen.

Heinrich konnte wohl nicht anders, als mit einer lebhaften Abneigung gegen den Kaiser an diese Unterhandlungen gehen, da dieser in seinem unversöhnlichen Hasse, und in seiner unersättlichen Kriegslust von den Deutschen Fürsten immer neue Opfer forderte, die selbst im glücklichsten Falle nur ihm, aber nicht dem Reiche Vortheil bringen konnten. Der Kaiser klagte zuvörderst den dort versammelten Fürsten seine und des Reiches Noth, und wie er in Italien ohne neue nachdrücklichere Hülfe durchaus nichts ausrichten könne. Dann wendete sich

Friedrich an den Herzog besonders mit gleicher, nur noch inständigerer Bitte, und suchte ihn auf alle mögliche Weise zum Mitzuge zu überreden. Nur er, der zu aller Zeit ein Schrecken der Lombarden gewesen sey, den sie fast allein noch fürchteten, könne durch seine Gegenwart dem Kaiser Uebergewicht und Unterwerfung verschaffen. Dagegen schützte der Herzog, klug ausbeugend, vor: wie ihn so viele Mühseligkeiten, Reisen und Kriege in Italien und Deutschland vor der Zeit zum Greise gealtert, und zu einem neuen Heereszuge stumpf gemacht hätten, wie er aber, in aller schuldiger Ehrfurcht, kaiserlicher Hoheit mit Gold und Silber, und aller übrigen Nothdurft zur Zusammenbringung eines Heeres beizuspringen erbötig sey, nur, der Kaiser halte es zu Gnaden, unmöglich persönlichen Antheil nehmen könne. Doch Friedrich ließ noch nicht ab mit Bitten, und so erklärte Heinrich: wolle der Kaiser ein Opfer gegen das andere bringen, und ihm die Harzstadt Goslar zu eigen übergeben, so wolle er mitziehen. Billig stutzte der Kaiser, theils wegen des Geforderten, (es galt seinem letzten festen Platze auf dem Harze, mit welchem Heinrich dann Herr des ganzen Gebirges und der sämmtlichen Bergwerke geworden wäre), theils, daß eben jetzt, fürwahr wenig edel, Heinrich seinem bedrängten Herrn einen Preis des Dienstes vorschreiben wollte. Darum hielt Friedrich die Bedingung für unstatthaft, und seiner Ehre nachtheilig. Aber noch glaubte er ihn durch Zureden zu bewegen. »Seht Vetter,« sagte »er zu ihm, »der Gott des Himmels hat Euch unter »den Fürsten hoch erhöhet, hat Euch mit Ehre und Reichthümern hoch beglückt, und die Stärke und Macht des »Reiches zunächst in Eure Hand gelegt; darum ist es »billig, daß Ihr Euch als die ausgezeichnete Stütze Al« ler erweiset; daß das gemeine Wesen, das schon zu sin-

»ken drohet, in Euch eine Stütze finde, dem es so lange »schon sein Bestehen verdankt. Gedenkt, wie Wir Euch »niemals eine Bitte versagt, sondern stets auf Eure Ver»größerung gedacht haben. Eure Feinde waren auch stets »die Unsrigen, keinen ließen Wir gegen Euch aufkommen. »Nicht gemahnen wollen Wir Euch an den Eid der »Treue, den Ihr dem Reiche geschworen habt, wohl aber »an des Blutes Bande, die uns so eng verbinden, auf »daß Ihr in dieser Noth Uns, als Kaiser, Vetter und »Freund in aller Treue beisteht, und dafür in allem Ue»brigen, was Ihr begehrt, Unserer Willfährigkeit gewiß »seyd.« Allein Heinrich blieb bei seiner Weigerung. Da sprang Friedrich im Gefühl der höchsten Noth von seinem Throne auf, und warf sich — der Kaiser — zu des Herzogs Füßen. Erschrocken, und heftig erschüttert, den Herrn der Erde so vor sich zu sehen, eilte Heinrich hinzu, und hob ihn auf. Aber seinen harten Sinn brach auch dieß nicht. Er beharrte bei der Weigerung. Da schied man — wie zerfallene Freunde immer die heftigsten Feinde werden -- mit tiefer Kälte und Erbitterung von einander, vornehmlich Friedrich schwer gekränkt, daß er in Gegenwart der Kaiserinn, und anderer Fürsten, mit einer unbesonnenen und übereilten Demüthigung vor einem Vasallen nicht einmal seinen Zweck erreicht hatte. Dem Herzog mußte es klar werden, daß er ein sehr gefährliches Spiel gespielt, und vielleicht schon — verloren habe, denn dahin durfte es nicht kommen. Durch den Fußfall des Kaisers war etwas geschehen, was selbst durch die größte Willfährigkeit nicht wieder gut und vergessen gemacht werden konnte. Daß der Kaiser diese Erniedrigung ihm nicht verzeihen würde, vielleicht eben weil er sich selbst zum Theil dieselbe bereitet hatte, konnte Heinrich ahnen. Der Augenblick, wo Friedrich Barba=

rossa, der Kaiser, vor dem Herzog auf den Knieen flehte, war der schwindelndste Gipfel von Heinrichs Hoheit und Macht. Aber er mußte darum nun auch gefaßt seyn, zu erfahren, daß eben vom höchsten Gipfel schnell alle Wege wieder abwärts führen.

Lange verhaltener Groll gegen den Kaiser, verbunden mit einem hochmüthigen Selbstgefühl, und mit einer Vorliebe für den verfolgten Alexander und dessen Parthei, scheinen die Ursachen dieser hartnäckigen Weigerung, bei welcher Heinrich alle Klugheit und Schonung aus den Augen setzte, gewesen zu seyn. Der Herzog erblickte in dem muthvollen Papste ein künftiges Gegengewicht gegen die immer höher steigende Macht der Hohenstaufen, und König Wilhelm von Sicilien, Alexanders Beschützer, war durch seine Vermählung mit der Tochter Heinrichs von England des Herzogs Schwager geworden.

Heinrich verhehlte es sich nicht, daß er nun den ganzen Zorn des Kaisers werde empfinden müssen, und daß dieser zur günstigen Stunde nicht unterlassen werde, Rache an ihm zu nehmen; darum verband er sich mit den Grafen von Zollern und anderen Großen, und unterhandelte mit Heinrich von Oestreich.

Nicht alle deutsche Fürsten hatten des Kaisers Gebot, schleunig nach Italien aufzubrechen, so von sich gewiesen, wie Heinrich der Löwe. Um und nach Ostern zogen Erzbischof von Köln, Arnold von Trier, und Wichmann von Magdeburg, die Bischöfe von Worms und Münster, der Graf von Flandern, und viele Herren vom Niederrhein, dem Kaiser, der sie zu Como erwartete, durch Schwaben und Baiern zu, und verwüsteten die Länder des Herzogs, dessen Benehmen gegen den Kaiser ihnen nicht unbekannt geblieben war. Mit ihnen bedeutend verstärkt, zog dann Friedrich nach Italien zurück,

gegen Cairat und Pavia hin, um sich mit den dort zurückgelassenen Truppen des Erzbischofs von Mainz, und der ihm treuen Städte zu verbinden, da seine Feinde unterdessen auch ein Heer von 100,000 Mann zusammengebracht hatten. Allein diese Vereinigung suchten die verbundenen Lombarden so viel als möglich zu hintertreiben, und brachen daher mit allen ihren Streitkräften am Ende des Mai schnell gegen ihn auf. In der großen Ebene zwischen Olonna und dem Ticinus, bei Lignano, kam es am 29. Mai zu einer entscheidenden Schlacht. Anfangs schien sich der Sieg auf die Seite der Deutschen zu wenden, aber die Uebermacht war auf lombardischer Seite, und indem der Kaiser durch persönliche Tapferkeit den Sieg zu erzwingen suchte, verscherzte er ihn vielmehr, denn mitten im Schlachtgewühl stürzte er mit dem Pferde, und verschwand, so daß man ihn für todt halten mußte. Dieser Unfall erschütterte den Muth der Deutschen, sie flohen, und geriethen in Gefangenschaft, oder fanden im Ticinus ihren Tod. Zwar kam der Kaiser nach vier Tagen zu Pavia, wohin er entkommen war, wieder zum Vorschein, aber sein Heer war gänzlich zersprengt, und so ging denn in sechs Stunden die Anstrengung von zwei und zwanzig Jahren verloren; auf einmal sahe sich der Kaiser am Ende seiner stolzen Entwürfe, und, statt die Lombarden zu unterwerfen, mußte er nur auf seine eigene Sicherheit bedacht seyn.

Nicht seiner eigenen Hartnäckigkeit, Verblendung und Verwegenheit, sondern Heinrich dem Löwen, der ihn treulos verlassen habe, schrieb jetzt der Kaiser die schmähliche Niederlage zu, welche er erlitten hatte, und die Fürsten, welche mit ihm gewesen waren, stimmten willig in diese Anklage ein, da sie lange schon Heinrichs Untergang gewünscht hatten, und fanden ihn selbst des Verbrechens

der beleidigten Majestät schuldig. Immer größer ward die Zahl seiner Ankläger, und jeder hatte sich über ein erlittenes Unrecht zu beklagen, und jeder forderte von dem Kaiser Rache, die sie Gerechtigkeit nannten. Am lautesten aber schrieen die geistlichen Fürsten Deutschlands über den Herzog, denn schon aus Gemeingeist mußten sie ja seine geschwornen Feinde seyn. Friedrich, der diese Anklagen mit inniger Freude hörte, dachte nun auf nichts Geringeres, als auf die völlige Vernichtung dieses schon lange gefürchteten und gehaßten Nebenbuhlers seiner Macht; aber er sahe auch ein, daß es kein leichtes Unternehmen sey, einen solchen Helden zu stürzen, und daß, wenn es gelingen sollte, vor allem Friede in Italien geschlossen werden müsse. Diesen konnte er nur dadurch erkaufen, daß er den Papst Alexander anerkannte, und dazu verstand er sich denn auch wirklich nebst seiner ganzen Parthei. Dieß geschah im Mai 1177; doch war es eigentlich nur ein Friede mit der Kirche, der dadurch zu Stande kam, denn mit den Lombarden wurde er nur auf sechs, und mit Wilhelm von Sicilien auf funfzehn Jahre geschlossen.

Mit der Wiedereinsetzung Ulrichs, Bischofs von Halberstadt, den einst Heinrich, als einen hartnäckigen Anhänger Alexanders, nach des Kaisers Willen, hatte absezzen müssen, war das Signal zu dem Vernichtungskampfe gegen den Herzog gegeben. Zu dieser Zeit stand Heinrich vor Demmin, um als Bundesgenosse des Markgrafen Otto von Brandenburg die Slaven zu züchtigen. Da diese sich nicht länger halten konnten, boten sie Geißeln an, welche der Herzog gern annahm, um sobald als möglich nach Braunschweig zurückkehren zu können.

Sehr bald zeigte Ulrich dem Herzog die Feindschaft, die er schon lange gegen ihn nährte, und rüstete sich

durch Befestigung eines Berges, in der Nähe Halberstadts, zum Kriege; doch dießmal gelang es ihm noch nicht mit seiner feindseligen Unternehmung; der Herzog eilte herbei, zerstörte die Befestigung, und schlug die bischöflichen Truppen. Furchtbarer, als dieser Gegner, war der Erzbischof von Köln, Philipp von Heinsberg; doch auch dieser Sturm ging noch glücklich vorüber, denn der Erzbischof Wichmann von Magdeburg brachte einen Vergleich zu Stande. Aber nun war noch der mächtigste unter des Herzogs Feinden, der Kaiser, den er nicht wieder zu versöhnen hoffen durfte, abzuwehren, und mit Bestürzung vernahm Heinrich aus seinem Munde die Weisung, sich auf den Anfang des Jahres **1179** zu Worms gegen die Anklagen der Fürsten zu verantworten. Dazu kam, daß seine bewährten Freunde ihm abstarben, der Bischof von Ratzeburg, Evernodus, Balduin, Erzbischof von Bremen, und Graf Heinrich, Vormund des jungen Adolf von Holstein.

Noch wollte indeß der Kaiser den Schein haben, nur den Richter zu spielen; ja er schickte sogar dem Bischof Ulrich den Befehl zu, mit jener Befestigung, die des Herzogs Zorn erregt hatte, einzuhalten. Aber seine Gegenwart in Deutschland ermuthigte die Fürsten immer mehr, ihre feindseligen Gesinnungen gegen Heinrich in Wort und That laut werden zu lassen. Heinrich erschien nicht zu Worms. Desto lauter klagten die Fürsten, und der Kaiser selbst, eingedenk der vom Herzog erlittenen Beschimpfung, sprach heftig gegen ihn, und feuerte dadurch die Fürsten zu immer kühneren Schritten gegen ihn an. Heinrich wurde auf einen Tag nach Magdeburg vorgeladen. Noch stand er unerschüttert, so viel auch Gefahren und Feinde ihn bedroheten. Er kannte die Furcht nicht, die zaghaftere Gemüther hier ergriffen

haben

haben würde. Noch hatte er nichts verloren, so lange er sich selbst nicht verlor. Seine Besonnenheit und Geistesgegenwart schuf ihm unerwartete Hülfsquellen. So verleitete er die Pommeraner und Luitiker zu einem feindlichen Einfall in die Länder des Erzbischofs von Magdeburg, der sich gleichfalls wieder zu seinen Feinden gesellt hatte, und des Markgrafen Dietrich von Landsberg, worauf die Slaven damals die Gegend von Jüterbock, und die Lausitz verwüsteten, viele Einwohner, unter andern auch den Abt von Cinna, erschlugen, viele gefangen mit sich fortführten.

Nur Einer Waffe war der Herzog nicht gewachsen, die jetzt gegen ihn gebraucht wurde, und seine beste Streitkraft zu lähmen drohte: Ulrich von Halberstadt schleuderte jetzt den Kirchenbann gegen ihn und seine Anhänger, und untersagte in seinem ganzen Bisthume die Ausübung des Gottesdienstes. Die Glocken verstummen, die Kirchenpforten schließen sich, nur in dem Innern der Klöster, dem Laien unzugänglich, wird noch das heilige Amt gehalten. Kein Sacrament wird ausgetheilt, kein Todter mit seinen Ehren bestattet. Heinrich sah ein, daß er sich vor diesem seinem ältesten Feinde demüthigen müsse, wenn er nicht seinen ganzen Anhang, und jede Stütze seiner Macht verlieren wolle, und hatte wirklich Selbstverleugnung genug, diesen Entschluß zu fassen und auszuführen; er zog mit den Seinigen nach Halberstadt, und warf sich mit den Zeichen der Reue und Demuth dem hochmüthigen Erzbischof zu Füßen. Durch diese Selbstverleugnung erhielt er mehr, als er durch seine Waffen hätte erkämpfen können.

Die schlauen Feinde des Herzogs benutzten jetzt die Waffen, die er selbst ihnen in die Hände gegeben hatte, um ihm zu schaden. Daß Heinrich die Slaven ermun-

tert hatte, in die Länder des Erzbischofs von Magdeburg verwüstend einzufallen, weil dieser mit seinen Feinden verbunden war; dieß wurde jetzt auf einem Reichstage zu Magdeburg als Verrätherei gegen Kaiser und Reich dargestellt, und der Herzog glaubte, die Anschläge seiner Feinde dadurch am besten vereiteln zu können, daß er sich des Kaisers Gunst wieder zu erwerben, oder wenigstens seinen Zorn zu besänftigen suchte. Doch wie damals, als er der demüthigen Herablassung des Kaisers seinen Trotz entgegen stellte, ließ er sich auch bei der Zusammenkunft, welche ihm der Kaiser in Goslar zugestand, von seinem Gemüth verleiten, die Buße zu verwerfen, welche ihm der Kaiser auferlegte, indem er 5000 Mark Silber verlangte, und sie schieden in größerer Erbitterung, als sie gekommen waren.

Heinrich wurde demnach auf einen neuen Tag nach Goslar (oder in die Reichsburg Cuine) vorbeschieden. Dieser Reichstag wurde im September desselben Jahres gehalten, allein auch hier erschien Herzog Heinrich der Löwe nicht. Also trat der Kaiser in die Mitte der Versammlung, und fragte die anwesenden Fürsten, was das Recht über den Herzog bestimme, der, dreimal gesetzlich vorgeladen, ausgeblieben sey, das Gericht gemieden, und die Versammlung dadurch beschimpft habe? Da sprachen die Fürsten: »Es heische das Recht, daß er öffentlich in die Reichsacht erklärt, aller Güter und Ehren, vor allem des Herzogthums und seiner Lehen beraubt werde, und ein Anderer seinen Platz einnehme.« So wäre schon jetzt Heinrich aller seiner Würden entsetzt, und, nach dem Begriffe der Reichsacht, Jedem Preis gegeben gewesen, wenn nicht einige Fürsten den Kaiser noch um Aufschub der Achtserklärung, und um eine vierte Vorladung Heinrichs auf einen andern Reichstag gebeten hätten. Es

wurde gewährt. Doch auch dießmal vereitelte der Herzog durch seinen Ungestüm die dargebotene Rettung, und erwartete Alles von dem Vortheil, der angreifende Theil, und seinen Feinden an Entschlossenheit und Kriegserfahrung weit überlegen zu seyn. Kaum hatte sich der Kaiser aus Sachsen entfernt, so griff er Halberstadt, den Sitz seines unruhigsten Feindes, mit überlegener Macht an, und unglücklicher Weise brannte die Stadt bei diesem Angriffe größtentheils ab. Mehr als tausend Menschen, unter ihnen leider auch viele Geistliche, kamen in den Flammen um's Leben, und alles wurde geplündert. Der Bischof selbst gerieth in Gefangenschaft, und wurde mit den halb verbrannten Reliquien des heiligen Stephan nach Braunschweig gebracht. Bei diesem Anblick schlug der Herzog seine Augen nieder, und betheuerte mit Thränen, daß solche Unbill wider seinen Willen sey verübt worden. Doch forderte es die Klugheit, den Bischof noch nicht zu befreien; er ließ ihn nach Artlenburg bringen, und bewachen, aber mit aller Ehrerbietung behandeln. Die fromme Herzoginn Mathildis beschenkte ihn fürstlich mit Priesterkleidern und anderen Bedürfnissen, so daß er außer der Freiheit nichts zu vermissen hatte. Gleiches Schicksal, wie Halberstadt, hatte auch das bischöfliche Schloß Horneburg gehabt.

Acht Tage nach der Einnahme Halberstadts rückte der Erzbischof Wichmann von Magdeburg gegen den Herzog in's Feld, und vor Haldensleben, des Herzogs Stadt, in welche der tapfre Graf Bernhard von Lippe sich geworfen hatte. Zu jenen Schaaren stieß Erzbischof Philipp von Köln mit mehreren Fürsten und Grafen, und 4000 Mann, zu denen bald auch Landgraf Ludwig von Thüringen mit 400 Streitern sich gesellte. Nicht sowohl der Zerstörung des Platzes, als vielmehr der völligen Ver-

ödung des ganzen Sachsens galt es. Alles floh vor dem furchtbaren Philipp und seinen Rotten, als er einen gro=ßen Theil der herzoglichen Länder verheerend durchschweifte. Verbrechen ohne Zahl, Schandthaten ohne Gleichen wur=den von diesen »Söhnen Belials« verübt; Klöster, Kir=chen, und andere heilige Orte entweiht, geplündert, ver=brannt, die Mönche gefangen weggeführt, die Nonnen selbst in dem Heiligthume geschändet. Die Kirchhöfe wur=den umgewühlt, die Leichen geplündert, selbst der Priester im Dienste des Altars nicht verschont, der Kelch seinen Händen frevelnd entrissen. Die Belagerung von Halbens=leben aber ging, wegen des sumpfigen Bodens, der bösen Jahreszeit, und Bernhards tapferer Vertheidigung schlecht von Statten. Endlich veruneinigten sich noch die feind=lichen Führer, und gingen unverrichteter Dinge aus einan=der. Nach ihrem Abzuge vereinigte Heinrich seine Trup=pen, und verwüstete das ganze Land um die Bode mit Feuer und Schwert. Am 8. November ging Calve, das dem Erzbischof von Magdeburg gehörte, in Flammen auf. Nachher scheint der weit vorgerückte Winter den Feindseligkeiten von beiden Seiten ein Ende gemacht zu haben, und Heinrich begab sich nach Lüneburg, um da=selbst das Weihnachtsfest dieses Jahres mit einer Ver=sammlung seiner Großen feierlich zu begehen. Mit einer großmüthigen Handlung beschloß er das Jahr. Von Art=lenburg berief er den Mann, der zuerst die Feindseligkei=ten gegen ihn angefangen hatte, und unterhandelte mit ihm über die Bedingungen des Friedens. Dann entließ er ihn reichlich beschenkt, und mit ihm die übrigen Ge=fangenen. Die Bedingungen aber wurden von dem Papste und dem Kaiser für ungültig erklärt. Bischof Ulrich über=lebte ohnehin seine Freiheit nicht lange.

Noch stand Heinrich der Löwe in seiner Macht

und politischen Größe, zwar angefochten, erschüttert, aber noch nicht gestürzt. Alle diese Fehden hatten ihm noch keinen Fuß breit Landes entrissen, noch hatte er alle seine Feinde geschlagen, und die fürchterliche Reichsacht war zwar beschlossen, aber nicht ausgesprochen, noch weniger durch wiederholten neuen Spruch bestätigt, und in Kraft gesetzt worden. Baiern und Sachsen waren noch seine Herzogthümer; verwüstet zwar, aber noch nicht genommen waren ihm seine Erblande, und die Slaven im festen Gehorsam. Aber der Tag, der alles dieses vernichten sollte, war schon angebrochen, die Periode seiner Größe und Hoheit, mit der Wiedererlangung Baierns begonnen, ging zu Ende, und fast um dieselbe Zeit, als Heinrich nach diesem schweren Jahre zu Lüneburg das Christfest feierlich beging, wurde das Loos über ihn geworfen, und das Loos hieß: Vernichtung!

Das Jahr 1180 sollte für Heinrich das verhängnißvollste seines Lebens werden; es sollte ihn von der Höhe herabstürzen, zu welcher er sich durch Heldenmuth und Klugheit hinaufgeschwungen hatte. Auch an ihm mußte sich die Wahrheit bestätigen, daß großes Glück sorglos, sicher und übermüthig macht, und eben dadurch in's Verderben stürzt.

Zum vierten Male ward der Herzog vor den Reichstag geladen, und da er abermals nicht erschien, wurde das Urtheil über ihn gesprochen, daß er seiner Herzogthümer Sachsen und Baiern, so wie aller Güter, die er von der Kirche habe, verlustig, und in die Reichsacht verfallen sey, weil er die Freiheiten und Rechte der Kirche Gottes gekränkt, und gewaltsam unterdrückt, die Großen des Reichs beleidigt, des Kaisers Majestät vielfach verletzt und verachtet, und sich weder in Person noch durch Anwalt gestellt habe.

Jetzt konnte also Heinrich nur das sein Eigenthum nennen, was er durch die Waffen zu retten, und zu behaupten wußte. Das Reich schützte und schirmte ihn nicht. Sechs Wochen später wurde nun, was zu Würzburg über Heinrich ausgesprochen worden war, auf einer neuen Reichsversammlung zu Gelnhausen, wo noch heute die Trümmern jener prächtigen Reichspfalz Kaiser Friedrichs I. an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnern, vor einer großen Fürstenversammlung, der selbst zwei Kardinäle Alexanders beiwohnten, bestätigt und vollzogen. Hier wurde mit leicht erklärlicher Politik des Kaisers das große National-Herzogthum Sachsen, als Land und Würde zerstückelt. Der Theil desselben der in geistlicher Beziehung unter dem Erzbischof von Köln und dem Bischof von Paderborn stand, wurde mit allen Grafschaften, Vogteien, herzoglichen Amtsgütern, Lehen und Ministerialen, also mit der vollen herzoglichen Würde, dem kölnischen Erzstifte übertragen. Die geistlichen Fürsten von Magdeburg, Bremen, Paderborn, Minden, Hildesheim, Verden u. s. w., zogen theils die Lehen, die Heinrich von ihren Kirchen hatte, zurück, theils rissen sie, was einem Jeden zunächst lag, bei dieser günstigen Gelegenheit an sich. Was von dem ganzen Herzogthume übrig blieb, wurde, als ein verjüngtes Herzogthum Sachsen, dem Grafen Bernhard von Sachsen übertragen. Seine in den letzten Jahren dem Kaiser bewiesene Anhänglichkeit, seine geringe Hausmacht, aber bedeutende Verwandtschaft, die Nachbarschaft seiner Besitzungen, machten ihn zu dem Manne, den Friedrich suchte und brauchte. Wenn Friedrich immer den Punkt im Auge behielt, das große Herzogthum zu vereinzeln, und nie wieder vereinen zu lassen, so wählte er auch seine Leute so, daß sie, an sich unschäd-

lich, durch ihren eigenen Vortheil zur Eroberung und Behauptung der neuen Länderanfälle genöthigt wurden.

Das Ringen der Fürsten nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit fiel in die Zeit der Größe Heinrichs, und trug nicht wenig zu seinem Untergange bei; denn als Heerführer der Provinz hatte er das Recht, zu fordern, daß auf sein Gebot alle seine Paniere folgten, und Heinrich hatte wohl dieses Recht oft mit Stolz und durchgreifender Strenge ausgeübt, und sich dadurch Feinde gemacht, besonders unter den geistlichen Fürsten, die sich gern über die weltlichen setzen mochten, und deren Herrschsucht keine Grenzen kannte.

Friedrich sahe nun erst ein, wie gefährlich ihm Heinrich seit der Zeit geworden war, da er ihm Baiern wiedergab. Der Vasall wurde nun durch seine Macht dem Kaiser selbst gefährlich, und dieser brauchte ihn nicht mehr, wie sonst. Dieß mußte einen der herrschsüchtigsten Kaiser zu dem Entschlusse bringen, sich mit Heinrichs Feinden zu verbinden, wie unwürdig es auch erschien.

Noch war Heinrichs Muth durch diese Achtserklärung nicht gebrochen. Er verwarf das ganze Urtheil, weil er, aus Schwaben stammend, auch dort hätte gerichtet werden müssen. Freilich wußte er wohl, wie wenig man auf diesen Einwand geben würde, aber er rechnete noch auf andere Hülfsquellen, die sein Schwiegervater durch geschickte Unterhandlungen ihm eröffnen sollte. Wirklich hatte König Heinrich von England den König Philipp von Frankreich und den Grafen Philipp von Flandern zu einem Kriege gegen Friedrich, dessen steigende Macht auch ihnen gefährlich werden konnte, vermocht, als Graf Heinrich von Troyes, durch Gegenvorstellungen bei Philipp von Frankreich, den ganzen Plan wieder vereitelte. So schwand auch diese Hoffnung, denn bald sendeten die

beiden Philippe Gesandte an den Kaiser, der nach dem Gelnhäuser Reichstage nach Worms aufgebrochen war, um dort das Osterfest zu feiern, und ließen ihm melden, daß sie keineswegs die Absicht hätten, wegen Heinrichs Absetzung einen Krieg mit ihm anzufangen. Da glaubte Heinrich, selbst zu den Waffen greifen, und seine Feinde, ehe sie sich zu dem gemeinschaftlichen zu Worms gebotenen Angriff gegen ihn vereinigt hätten, überfallen zu müssen. Acht Tage nach Ostern brach er mit seinen ihm treu gebliebenen Freunden zunächst gegen Goslar auf, das wegen seiner Nähe bei Braunschweig eben so gefährlich, als durch seine feste, die Gegend beherrschende Lage, ihm wünschenswerth seyn mußte. Ein Krieg Aller gegen Einen mußte ihn auf das Bedürfniß haltbarer Plätze führen, die dadurch, daß sie lange Belagerungen aushielten, des Feindes überlegene Heere theilten und hemmten. Allein die Vortheile, welche die Stadt für ihn haben sollte, hatte sie gegen ihn. Eben durch ihre feste Lage widerstand sie ihm, so hart er ihr auch zusetzte, und hielt ihn bei weiteren Zügen auf. Zwar schnitt er ihr alle Zufuhr ab, zerstörte ihre Bergwerke, Maschinen und Hochöfen, um sich an dem Kaiser zu rächen, aber er konnte auch dießmal nicht lange vor ihr verweilen, sondern brach nach Thüringen auf, eroberte und verbrannte Nordhausen, und verwüstete die ganze benachbarte Gegend mit Feuer und Schwert. Kaum bedurfte es wohl einer Aufforderung des Kaisers an den Landgrafen Ludwig und seinen Bruder Hermann, sich dem wüthenden Herzog entgegen zu stellen. Der neue Herzog Bernhard kam dem Landgrafen zu Hülfe, und so griffen sie, obgleich noch nicht alle ihre Truppen vereinigt waren, den Herzog bei Weissensee tapfer an. Man kämpfte mit größter Anstrengung, aber bald wandten sich die Thüringer zur Flucht. Um so mehr

drang nun Heinrich auf sie ein, umzingelte sie, und nahm den Landgrafen, dessen Bruder, und 400 Mann gefangen, worauf auch Bernhard mit den Seinigen weichen mußte. Als der Herzog nun die übrigen fliehenden Thüringer bis Mühlhausen verfolgt, und hier alles verwüstet hatte, kehrte er siegreich nach Braunschweig zurück.

Unterdessen hatten die Slaven des Herzogs Feinde vorzüglich in der Lausitz angefallen, und sich mit großer Beute wieder zurückgezogen. Ein anderes Heer Heinrichs war unter Adolph von Holstein gegen die westphälischen Grafen, welche gegen Heinrich die Waffen ergriffen hatten, siegreich, und Simon von Teklenburg war dabei in Gefangenschaft gerathen. Aber auch hier verließ den Herzog die Klugheit, die er sonst wohl bewiesen hatte, denn er machte an den Grafen Adolph so harte Forderungen, daß dieser mit seinen Edlen von ihm abfiel. Kaum erfuhr dieß Heinrich, als er sogleich das ganze Nordalbingien besetzte, die wagrischen Schlösser Plön und Segeberg eroberte, und ihnen aus seinen Getreuen neue Befehlshaber gab. Die Mutter des Grafen zog sich nach dem Stammschlosse Schauenburg zurück, von wo auch ihr Sohn mit seinen Freunden das gegenüber liegende Schloß Konrads von Rothe, Honroth, zerstörte. Man sagt, das Unglück mache den Menschen argwöhnisch, unbillig und hart gegen Andere. Heinrich giebt hier einen Beweis dafür, und er sollte nicht der einzige bleiben.

So verlor Heinrich einen Freund, ohne zu bedenken, daß in den Zeiten der Noth ein Held wie Adolph ihm ein Heer aufwiegen konnte. Mit ihm verließen auch Otto von Dassel und Andere Heinrichs Parthei; das Einziehen des holsteinischen Lehens, und die Eroberung Wagriens war nur ein geringer Ersatz dafür. Muthwillig verstärkte er selbst die Zahl seiner Feinde, die eben

jetzt, den Kaiser an der Spitze, einen neuen Triumph über ihn feierten. Friedrich hatte die baierschen Großen auf den 30. Juni nach Regensburg beschieden. Wohl ahnend, was im Werke sey, stellten sie sich zahlreich ein. Der Kaiser setzte sich zu Gericht über Heinrich, damit auch hier der Form des Rechts — über welcher das Recht selbst so häufig vergessen wird — Genüge geschehe. Es brachten die sächsischen Fürsten viele und schwere Klagen gegen ihren ehemaligen Herzog an. Dann klagte Albrecht, Bischof von Freisingen, wie der Herzog Heinrich den seiner Kirche seit undenklichen Zeiten gehörigen Markt von Vöhringen nebst der Brücke zerstört, und gewaltsam in den Ort München versetzt habe. Mit sieben Zeugen (unter ihnen die beiden Pfalzgrafen, der Erzbischof von Salzburg) erhärtete er die Wahrheit seiuer Klage. Dann trat Friedrich selbst mit der Anklage gegen den Herzog auf, daß er ihm schon seit langer Zeit nach Reich und Leben getrachtet habe. Darauf fällten die Fürsten das Urtheil, er solle des Herzogthums verlustig seyn, wenn er sich auf die gesetzliche Vorladung nicht stelle, und als dieß nicht geschah, wurde auch hier der Urtheilsspruch von Würzburg bestätigt.

Aber es hatte sich deutlich gezeigt, daß Heinrich hier der Feinde bei weitem weniger hatte, und daß der Kaiser nur durch die sächsischen Fürsten, und durch härtere Beschuldigungen, die er selbst vorbrachte, zum Ziele gekommen war. Darauf nahm der Kaiser das Herzogthum zurück, die Kirchen aber zogen alle Lehen und Vogteien, die der Herzog von ihnen gehabt hatte, ein, und vergaben sie anderwärts. Nach beendigtem Reichstage wurde nun Pfalzgraf Otto der ältere von Wittelsbach zum neuen Herzog Baierns ernannt, die baiersche Pfalzgrafschaft seinem Bruder übertragen, die Belehnung aber

ging erst später vor sich. Mit geringer Hausmacht, aber bewährtem Diensteifer schien Otto tauglicher, als Andere, und war genügsam genug, mit dem Titel zufrieden zu seyn, ohne das ganze Land zu begehren. Für die welfischen Güter an beiden Lechufern, die Bezirke von Friedberg, Augsburg, Landsberg, wußte der Kaiser keinen bessern Herrn, als sich selbst. Manche Große waren mit Otto's Erhöhung unzufrieden, weil sie nun unter dem stehen sollten, der ihnen einst gleich gestanden hatte. Mit ihm mußte besonders unterhandelt werden. Regensburg, Baierns Hauptstadt, war und blieb frei.

Auf diese Weise war nun auch Heinrichs zweites Herzogthum für ihn unwiderruflich verloren. Baiern hatte in seinen Augen nie die Wichtigkeit, wie sein Sachsen gehabt. Seiner Rechte und Besitzungen (darum aber auch seiner Feinde) waren daselbst weniger. Er scheint es bald als unhaltbar aufgegeben zu haben, um desto nachdrücklicher seine norddeutschen Besitzungen vertheidigen zu können. Aber gerade diese waren es, gegen welche jetzt die deutschen Fürsten ihre ganze Thätigkeit zu wenden vom Kaiser aufgefordert wurden. Der Unfall, welcher den thüringischen Fürsten begegnet war, erforderte eben so des Kaisers schnelle Hülfe, als die Klugheit gebot, die zwischen Heinrich und dem Grafen Adolph von Holstein ausgebrochene Fehde zu benutzen. Gegen das Ende des Juli brach der Kaiser in Person nach Sachsen auf, griff des Herzogs Schloß Lichtenberg an, und eroberte es nach zweitägiger Belagerung. Das Schrecken ging vor dem Kaiser her, darum ergaben sich die festesten Schlösser, auf welche Heinrich am meisten gerechnet hatte, mit unglaublicher Schnelle. Manche Befehlshaber hatte nur die Furcht vor dem Lehnsherrn zurückgehalten, manche wichen der Uebermacht, und den Drohungen, mit

welchen Friedrich gleich sehr, wie mit lockenden Belohnungen ihnen entgegen kam. Am 15. August wurde ein Landtag in der alten Pfalz, zu Werle, gehalten, und hier allen Ständen und Vasallen des Herzogs, die es noch mit ihm hielten, bis zum 11. September eine dreifache Frist gesetzt, binnen welcher sie zum Kaiser übertreten, oder ihrer Lehen für sich und ihre Nachkommen verlustig seyn sollten. In Folge dieses Gebots fielen nun eine Menge sächsischer Edlen, und viele Burgen des Herzogs dem Kaiser zu, der noch mehrere Schlösser erbaute, um den Herzog besser im Zaume zu halten. Auch Braunschweig wurde von einem starken Heere schwer bedroht, doch ohne Erfolg.

Nach dem Baue von Bischofsberg und Harzburg hatte der Kaiser, um erst den Erfolg des zu Werle ergangenen Gebots abzuwarten, und dadurch vielleicht leichteren Kaufes des Herzogs Meister zu werden, sein Heer verlassen, und sich mit Bernhard, dem neuen Herzoge von Sachsen, und einigen Andern nach dem Reichsschlosse Altenburg begeben. Hier wurde dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, dem zu Regensburg das Herzogthum Baiern nur zugesprochen worden war, dasselbe durch feierliche Belehnung, wohl auch die Urkunden, übergeben. Dann kehrte der Kaiser im November in die Gegend von Goslar zurück, wo sich ihm ein Theil der obengenannten Schlösser und Edlen übergab, und wo er den größten Theil des Winters zugebracht zu haben scheint. Heinrich der Löwe aber begab sich nach Lüneburg, und hielt dort zum Weihnachtsfeste eine feierliche Versammlung der ihm treugebliebenen Freunde und Vasallen.

Als auch diese im Laufe des folgenden Jahres von ihm abgefallen waren, weil sie seine Strenge und seinen Argwohn fürchteten, war nur noch ein einziger Bundes-

genosse übrig, auf den Heinrich rechnen durfte, der Dänenkönig Waldemar, den die Geschichte den Großen nennt; doch dieser forderte vor allem, daß der Herzog den Himmel durch Zurückgabe der genommenen Kirchengüter versöhnen müsse, und in diese Bedingung wollte der eigensinnige Fürst nicht eingehen. Wenige Monate später sah man den Dänenkönig schon in des Kaisers Lager.

Im folgenden Jahre wurde das indeß noch stärker befestigte Haldensleben von dem streitfertigen Erzbischof Wichmann von Magdeburg auf's neue belagert, und auf eine bewundernswürdige Weise führten die Belagerer auf dem morastigen und hohlen Boden einen Damm auf, durch welchen sie die beiden Flüsse, an welchen die Stadt lag, zum Stehen brachten, und diese völlig unter Wasser setzten, so daß die Belagerten endlich auf dem Sparrwerk der Dächer ihre Wohnungen anlegen mußten, und die Todten nicht mehr beerdigen konnten. Heinrich konnte der geängstigten Stadt, die nach vierzehnwöchentlicher Belagerung auf's Aeußerste gebracht war, nicht zu Hülfe kommen, und mußte endlich einwilligen, daß sie sich ergab. Die Belagerten erhielten freien Abzug für sich, und für alles, was sie binnen drei Wochen würden retten können, worauf die Stadt völlig zerstört wurde.

Erst im Juni dieses Jahres (1181) erschien der Kaiser an der Spitze eines furchtbaren Heeres, und ließ zu gleicher Zeit das sehr feste Blankenburg belagern, Braunschweig einschließen, und Lüneburg beobachten. Er selbst ging durch die Lüneburger Heide, und über die Elbe, um Heinrich in Lübeck, wo er sich nachdrücklich vertheidigen zu wollen schien, anzugreifen; dieser hatte sich indeß nach Artlenburg an der Elbe zurückgezogen, wo er sich bald von allen ihm noch treu gebliebenen Anhängern verlassen sah, und zu dem Entschlusse gebracht wurde,

Artlenburg selbst anzuzünden, worauf er sich, noch immer ungebeugten Sinnes, nach Stade zurückzog, so daß der Kaiser an der Elbe keinen Widerstand fand, und bald vor Lübeck erschien, wo holsteinische und slavische Hülfstruppen ihm entgegen zogen. Auch Waldemar fuhr mit einer Flotte in die Mündung der Trave ein, und wandte sich, in selbstsüchtiger Gesinnung, dahin, wo er die Uebermacht sahe, uneingedenk des Vertrauens, mit welchem ihm Heinrich einst entgegen gekommen war. Lübeck, jetzt zu Wasser und zu Lande belagert, wurde zwar von den Bürgern, welche der Wohlthaten ihres Herzogs dankbar eingedenk waren, mit Entschlossenheit vertheidigt, doch als ihnen der unglückliche Herzog auf ihre Anfrage, ob sie auch Entsatz von ihm zu hoffen hätten, die Antwort ertheilte, daß er selbst ihnen rathen müsse, sich zu ergeben, traten sie mit dem Kaiser in Unterhandlung, und als ihnen dieser Bestätigung ihrer Freiheiten, Stadtrechte und Besitzungen zugesagt hatte, öffneten sich ihm die Thore, und er hielt nun einen glänzenden Einzug, beschenkte die Kirchen reichlich, und verlieh dem Grafen Adolf von Holstein, zur Belohnung seiner treuen Dienste, außer seinen Besitzungen, die Hälfte des ganzen Zolls, und des Ertrags der Mühlen-, Münz- und Wechselstätten; Lübeck selbst aber wurde dem Reiche einverleibt. Mit großem Gepränge erschien der Dänenkönig bei dem Kaiser, und verlobte, zur Befestigung der neuen Freundschaft, Friedrichs Sohn, dem Herzoge von Schwaben, seine noch ganz junge Tochter. Der Pommernfürst wurde zum Reichsfürsten erhoben.

Heinrich hatte sich in Stade stark verschanzt, und konnte immer noch, wenn es sich nicht halten konnte, zur See entkommen. Doch, indem der Kaiser, alles wohl berechnend, nach Lüneburg zog, wo die Herzoginn mit

den Prinzen sich bisher behauptet hatte, wußte er, ohne Stade zu belagern, des Herzogs kühnen Muth zu brechen, denn Lüneburg konnte sich nicht halten, und ging es verloren, so hatte Heinrich alles zu fürchten. Darum bat er Friedrich um sicheres Geleit gen Lüneburg, um mit ihm zu unterhandeln; er erhielt es, weil der Kaiser auch im Feinde noch den Menschen, im Kriege noch den Frieden ehrte. Zwischen Artlenburg und Bardewick begegnete der unglückliche Fürst mit seiner Bedeckung kaiserlichem Kriegsvolke, das ihn, den alten wohlbekannten Herzog, freundlich begrüßte. Er erwiederte den Gruß, aber im bittern Gefühle seines Elends setzte er hinzu: »Sonst war es anders! Sonst brauchte ich kein Geleite in diesen Ländern zu nehmen, ich selbst pflegte es Andern zu geben.« Von Lüneburg aus suchte er durch Unterhändler des Kaisers Sinn zu erweichen, und auch die gefangenen thüringischen Fürsten entließ er ihrer Haft, um an ihnen Fürsprecher bei dem Kaiser zu haben. Wirklich erhielt er einen neuen Reichstag nach Quedlinburg angesetzt, wo nach gerechtem Spruche sein Schicksal sich entscheiden sollte. Dieß schien eine günstige Vorbedeutung, und des Herzogs Freunde schöpften wieder Hoffnung. Diesmal erschien Heinrich, aber ein Streit mit dem Herzog Bernhard vereitelte die fernere Verhandlung, darum wurde ihm ein neuer Tag zu Erfurt angesetzt.

Dort traf um die Mitte des Novembers, unter Erzbischof Wichmanns Geleit, Heinrich ein, und fand den Kaiser und die Fürsten versammelt. Bereits war Stade, und Alles, was der Herzog einst von der bremischen Kirche als Lehn mit Recht oder Unrecht besessen hatte, dem Bischof Siegfried zuerkannt, den Grafen Bernhard von Ratzeburg, und Adolf von Holstein aber alles Verlorne wieder zugesprochen worden. Die Herzogthümer selbst

waren längst an Andere vergeben; es konnte sich nur darum handeln, was mit Heinrichs Erbländern, die durch die Acht verfallen, und zum Theil schon weggenommen waren, werden sollte. Forderte Heinrich oder seine Söhne sie nicht binnen Jahr und Tag nach der Aechtung zurück, und konnte er es nicht zu einer Aufhebung der Achtserklärung selbst bringen, so waren selbst diese unwiderruflich verloren. Darum eilte der Herzog, überzeugt, sich mit Gewalt nicht behaupten zu können, des Kaisers Gnade anzuflehen. Es mochte ihm einen innern großen Kampf kosten, den Mann, den er einst selbst nicht erhört hatte, jetzt um Erhörung anzuflehen, und durch Bitten ein Recht zu suchen, welches er sonst bloß mit dem Schwerte sich zu erkämpfen pflegte. Aber es galt ja seinem Lande, seinem Weibe, seinen Söhnen, seiner eigenen Existenz.

Hier sah man jetzt eine Scene, welche wohl selbst die Feinde des hülflosen Herzogs nicht ohne Schaudern betrachten konnten, weil sie ihnen die Unsicherheit ihrer Macht und ihres Glückes in einem ergreifenden Beispiel vor Augen stellte, den tief gedemüthigten, ergrauten Helden zu des Kaisers Füßen knieend, und um Aufhebung der Reichsacht flehend. Mit Thränen in den Augen hob ihn der Kaiser auf, und umarmte ihn. Aber das war auch fast alles, was er that, und thun konnte. Er hatte sich selbst gebunden, da er schon früher den Fürsten sein kaiserliches Wort gegeben hatte, Heinrich nicht ohne ihrer Aller Einstimmung in den Besitz seiner vorigen Würden und Länder wieder einzusetzen. Wie wäre diese aber zu erwarten gewesen! Nur unter der schweren Bedingung wurde er der Acht entbunden, wurden seine Erbländer, Braunschweig und Lüneburg, ihm zurückgegeben, daß er drei Jahre lang sein Land verlassen, und vor der Zeit

nicht

nicht anders, als auf des Kaisers Einladung zurückkehren sollte. So sprach der Kaiser, und mit ihm die Versammlung. Die Fürsten brauchten ja Zeit, sich in ihren neuen Erwerbungen erst recht festzusetzen! Was blieb dem Herzog übrig, als zu gehorchen, wo kein Widerstand mehr möglich war. War doch zunächst Braunschweig und Lüneburg gerettet; eine andere Zeit konnte auch Anderes mit sich bringen.

Mit solchem Bescheide kehrte Heinrich der Löwe gegen das Ende dieses Jahres nach Braunschweig oder Lüneburg zurück, und brachte das Ende dieses, und die ersten Monate des folgenden Jahres, 1182, mit Vorbereitungen zu seiner Auswanderung zu. Man hatte ihm das Bitterste zugemuthet, das wußten seine Richter recht gut, das fühlte er selbst mit tiefen Schmerzen; denn dem theuren Vaterlande kehrt ein edler Mann niemals leichtsinnig den Rücken zu. Dahin waren die frohen Plane der frühern Jahre, sich in Slavien ein eigenes Reich zu gründen, dahin die Eroberungen, die er dort gemacht, dahin, was er für Lübecks Blüthe und Größe gethan hatte. Aber es ist auch eine Weisheit, sich dem Unvermeidlichen klug und männlich zu fügen, und darum, weil man Viel verloren, nicht Alles muthlos aufzugeben. Nur so konnte er die letzten Trümmer seiner ehemaligen Macht sich retten, und die deutschen Fürsten versprachen ihm noch in diesem Jahre eidlich, in seiner Abwesenheit Frieden zu halten.

Heinrich II. von England, des unglücklichen Herzogs Schwiegervater, sandte vergeblich eine ansehnliche Gesandtschaft auf den Erfurter Reichstag, um ein milderes Urtheil zu bewirken, doch ohne bei den erbitterten Fürsten etwas auszurichten. Das Einzige, was sie bewilligten, war die Erklärung, daß es Jedem frei stehen solle, den

REGIA MONACENSIS

Herzog zu begleiten, ohne in die Verbannung verfallen zu seyn, und daß die Herzoginn Mathilde ungekränkt zurückbleiben, und ihr Leibgedinge behalten dürfe. Aber die Herzoginn, wie sie einst ihres Mannes Größe getheilt hatte, wollte nun auch sein Unglück theilen. Sie begleitete ihn mit zwei von ihren Söhnen, Heinrich und Otto, und Mathilden, ihrer erwachsenen Tochter. Nur Lothar, der zweite Sohn, wurde in Deutschland zurückgelassen. Außerdem begleiteten ihren Herzog eine Menge Grafen und Edle, welche ihm entweder treu geblieben, oder durch sein Unglück mit ihm wieder ausgesöhnt worden waren.

Aber selbst eine noch glänzendere Begleitung würde dem unglücklichen Herzog seine Verbannung, und seine Lage nicht haben vergessen lassen, als er nun endlich zwischen Ostern und Jacobi dieses Jahres zu seinem Schwiegervater Heinrich in die Normandie aufbrach. Wie ganz anders hatte er gerade vor zehn Jahren eine andere Reise, seine Wallfahrt nach Jerusalem, angetreten; damals, in der Fülle der Macht und des Glücks, als der größte Fürst Deutschlands nach dem Kaiser, der sein Freund war, von Fürsten begleitet, von Königen und Kaisern ehrenvoll empfangen. Mit den fröhlichsten Aussichten für die Zukunft, schien seinem Glücke, bis auf die Geburt eines Erben, kaum noch ein Zusatz möglich. Jetzt keines seiner beiden Herzogthümer mächtig, kaum der Acht entbunden, kaum seiner Erbländer versichert, und nur unter einer schmählichen Bedingung, im Begriffe, als ein Verbannter, mit Weib und Kind sein angestammtes Erb- und Vaterland zu meiden, begleitet von der Furcht, bei seiner Rückkehr, trotz gegebenen Wortes, auch das wenige Gerettete noch in Feindes Händen zu finden. Wohl lag zwischen damals und jetzt eine Welt von bitteren Erfah-

rungen und Leiden, die nur ein starkes Gemüth besonnen und mit Fassung trägt.

Zu Argenton in der Normandie, an dem Hofe seines Schwiegervaters, wurde Heinrich mit großen Ehren empfangen, und seinem Range gemäß unterhalten.

In Sachsen führte der neue Herzog Bernhard die Regierung ohne Muth und Kraft, und konnte am wenigsten sein Ansehn gegen den mächtigen Grafen Adolf von Holstein behaupten. Auch zwischen Dänemark und dem Reiche fehlte in Heinrich der kräftige Vermittler. Kanut, Waldemar's Sohn und Nachfolger, war mit dem Kaiser zerfallen.

Zur Erfüllung eines Gelübdes machte Heinrich eine Wallfahrt zu dem großen Schutzpatron Spaniens, dem heiligen Jacobus den jüngern, nach Compostella in Galizien, und deutlich wird hierin die Unruhe seines Gemüths sichtbar, die ihn trieb, in so weiter Ferne durch strenge Büßungen den Frieden zu erringen, nach welchem er sich sehnte. Im Jahre 1184 machte er mit seinem Schwiegervater und der ganzen Familie eine Reise nach England, wo Mathilde ihren jüngsten Sohn Wilhelm gebar; ein merkwürdiger Umstand, da 500 Jahre später ein glorreicher Urenkel Heinrichs in diesem Lande den Thron bestieg.

Recht wunderbar mußte es sich fügen, daß der verbannte Herzog in eben diesem Jahre einen seiner bittersten Feinde, den Erzbischof Philipp von Cöln, in England erscheinen sah, um sich mit ihm auszusöhnen, und seine Freundschaft zu suchen. Auf einer überaus glänzenden Reichsversammlung zu Mainz hatte sich der Abt zu Fulda erhoben, und den Platz zur Linken des Kaisers, als ein ihm von Alters her gebührendes Vorrecht, begehrt, worauf der stolze Philipp, der ihn bisher inne gehabt, er-

klärte, daß er diesen Platz, aber dann auch die Versammlung zu verlassen entschlossen sey. Der seltsame Streit wurde zwar beigelegt, aber der Erzbischof, welcher den Kaiser in Verdacht hatte, diesen Streit geflissentlich angestiftet zu haben, um ihn zu kränken, faßte Groll gegen Friedrich, und beschloß, sich mit Heinrich dem Löwen zu verbinden, um zu seiner Zeit des Beistandes dieses gefürchteten Helden gewiß zu seyn. Unter dem Vorwande einer Wallfahrt zum Grabe des heiligen Thomas von Canterbury erschien er mit dem Grafen Philipp von Flandern an dem Hofe des englischen Königs, und fand eine sehr ehrenvolle Aufnahme. So kam eine Aussöhnung zwischen dem Erzbischof und Heinrich dem Löwen zu Stande.

Indessen hatte der Kaiser einen friedlichen Zug nach Italien gemacht. Bei diesem Frieden rettete die Lombardei ihre Freiheit, und der Kaiser sein Ansehn über sie. Zur Vollziehung dieses mit höchster Mäßigung abgeschlossenen Friedens, und zugleich, um eine Vermählung seines Sohnes Heinrichs VI. mit Constantia, der wahrscheinlichen Erbin Siciliens, zu Stande zu bringen, war Friedrich im August 1184 nach Italien gekommen.

Um Michaelis des Jahres 1185 kehrte Heinrich aus seiner Verbannung zurück, und hielt sich in Braunschweig ganz ruhig, doch ohne den Verdacht, den der Kaiser faßte, von sich ablenken zu können, daß er im Stillen mit dem Dänenkönige, dem Erzbischof von Cöln, und dem Papste feindselige Unternehmungen vorbereite.

Die staatskluge Verbindung zwischen dem römischen Könige Heinrich und der Constantia von Sicilien kam wirklich zu Stande, und wurde zu Mailand mit großer Pracht vollzogen. Des neuen Papstes, Urbans III., Besorgniß, daß hierdurch das hohenstaufische Haus ein bedenkliches Uebergewicht in Italien erhalten dürfte, reizte

diesen, einen alten Streit hervorzusuchen, und alte Ansprüche geltend zu machen, wobei er nicht unterließ, mit dem Banne zu drohen, wenn sie der Kaiser nicht anerkennen würde.

Durch eine wunderbare Verkettung der Umstände mußte ein Ereigniß in weiter Ferne her die Veranlassung werden, daß Heinrichs Ruhe gestört, und ihm auf's neue Kränkung und Demüthigung zugefügt wurde. Der zweite October des Jahres 1187 hatte dem christlichen Königreiche Jerusalem ein Ende gemacht, indem der große Saladin als Sieger in Jerusalem einzog. Diese Nachricht verbreitete durch ganz Europa die größte Bestürzung, und der eben zur Regierung gekommene Papst Gregor VIII. forderte durch Legaten und Briefe das ganze Abendland zur Wiedereroberung der heiligen Stadt auf. In Deutschland wurde diese Aufforderung von mehreren Fürsten, und selbst vom Kaiser begierig angenommen. Daher söhnte er sich, wie zuvor mit dem Papst, so jetzt mit dem Erzbischof von Cöln aus, und traf mit Eifer und Klugheit Anstalten zu dem Kreuzzuge. Zu diesen gehörte auch die Befriedigung des immer noch furchtbaren Heinrich, der entweder versöhnt, oder entfernt, oder genöthigt werden mußte, mitzuziehen. Heinrich erhielt daher eine Ladung auf den Reichstag, welchen der Kaiser zu Goslar hielt, um das nördliche Deutschland zu beruhigen. Hier traf der tief Gekränkte nach sieben Jahren zum ersten Male wieder mit seinem Kaiser zusammen, voll Hoffnung, sich mit ihm auszusöhnen, und wieder in den Besitz seiner Herzogthümer eingesetzt zu werden, ohne zu erwägen, daß diese ohne die größten Verwirrungen und Umwälzungen nicht möglich sey. Um so mehr mußte er ergrimmen, als man ihm die Wahl unter drei Vorschlägen ließ, welche nur die unversöhnlichste Feindschaft er-

sinnen konnte. Das Ansinnen war, daß er sich entweder mit einem höchst geringen Ersatze des Verlornen begnügen, oder auf Kosten des Kaisers an dem Zuge nach Palästina Theil nehmen, oder mit seinem ältesten Sohne abermals auf drei Jahre das Land verlassen solle. Da er jeden Grund zu Beschwerden über ihn bisher mit der größten Klugheit und Mäßigung vermieden hatte, so konnte ihm nicht ohne die größte Ungerechtigkeit Ersatz des Verlornen verweigert werden; doch es war gefährlich, seine gerechten Ansprüche zu erfüllen, und ihn auf's neue mächtig werden zu lassen. Unter diesen Umständen blieb dem Herzoge nichts weiter übrig, als Auswanderung. Dabei ersparte er sich die traurigen Erinnerungen an die vorige Größe, die ihn auf jedem Schritte begleitet haben würden, und die Demüthigung, da, wo er einst als mächtigster Fürst Deutschlands von Kaisern und Königen geehrt worden war, jetzt als Vasall das Gefolge eines Andern nur glänzender machen zu helfen. Der Uebermacht einmal unterliegend, rettete er wenigstens sein Recht und Selbstgefühl; er wählte die Verbannung. So endete diese Zusammenkunft. Friedrich und Heinrich haben sich nie wiedergesehen.

Um Ostern 1189 reiste er mit seinem ältesten Sohne Heinrich nach England ab, seine Gemahlinn aber ließ er mit den jüngern Söhnen in Braunschweig zurück.

Der Kaiser übertrug in seiner Abwesenheit die Regierung seinem aus Italien zurückberufenen Sohne, König Heinrich. Führer des Zuges, zu welchem sich 600,000 Streiter sollen gesammelt haben, waren, unter dem Kaiser, Friedrich von Schwaben, der Markgraf von Baden, der Landgraf von Thüringen, sieben Bischöfe, und viele andere geistliche und weltliche Fürsten.

Um Pfingsten war der Kaiser schon in Ungarn, im

October in Thrazien, der Löwe aber wieder in Deutschland.

Nur höchst wichtige Ursachen konnten den Herzog vermocht haben, gegen den Vertrag von Goslar, schon in diesem Jahre wieder nach Deutschland zurückzukehren, und damit einen Schritt zu thun, der selbst bei seinen Freunden bedenklich, bei seinen Feinden offenbarer Meineid und Verrath heißen mußte. Seine Feinde hatten nur des Herzogs Abreise abgewartet, um den ihm vom Kaiser zugesicherten Frieden zu brechen, seine Länder zu überfallen, und jämmerlich zu verwüsten. Daß der entfernte Friedrich diese nicht schützen konnte, war gewiß; ob sein Stellvertreter, König Heinrich, sie schützen wollte, mehr als zweifehaft, und hätte er es gewollt, wie wenige Große würden ihm, dem unerfahrenen, heftig leidenschaftlichen, und wenig beliebten Fürsten gehorcht haben, wo der Gehorsam nicht mit ihrem eigenen Vortheile zusammentraf. Doch wie der Herzog seinem Lande jetzt den Fürsten, so war er auch seinen jüngern Söhnen einen Vater schuldig. Schon am 28. Junius dieses Jahres war die hohe Herzoginn Mathildis in der Blüthe ihrer Jahre, vielleicht aus Kummer über die Leiden ihres Gemahls, gestorben. Edel, wie ihr Geschlecht, war sie selbst. Mit seltener Liebe, und unerschütterter Treue hatte sie die Leiden und Freuden, die Größe, wie den Sturz des Herzogs getheilt. Hohe Ehrerbietung gegen die Religion und ihre Priester, Beschenkung der Kirchen, noch mehr aber ihre Freigebigkeit und Milde gegen die Armen, zeichneten sie aus, und wie ein großes Beispiel segensreich fortwirkt, so zog sie auch zu gleichen Tugenden ihre Kinder auf. Diese waren jetzt verwaiset, und doppeltem Ungemache bloßgestellt. Auch Heinrichs Länder waren jetzt mehr als je gefähr-

det, vornämlich Lüneburg, das nur bis jetzt, als der Herzoginn Leibgedinge, mochte verschont geblieben seyn.

Um das Maaß seiner Leiden voll zu machen, mußte in dieser Zeit eine seiner Stützen zerbrechen; Heinrich von England starb, und zwar im Kampfe mit rebellischen Söhnen. Der neue König Richard, und selbst Kanut von Dänemark drangen in den Herzog, zurückzukehren in seine Erbländer, und zu retten, was noch zu retten wäre, und der Verbannte durfte sich seines Eides entbunden halten, da seine Feinde ihn zuerst gebrochen hatten. Noch im Herbste dieses Jahres landete er zu Stade, und sandte seinen Sohn Heinrich nach Braunschweig voraus. Heinrichs erstes Auftreten war ermunternd, drei seiner Freunde eilten zu ihm hin, um unter den ruhmbekränzten Fahnen zu fechten, die angesehensten Holsteiner und Normannen gingen ihm mit friedlichem Gruße entgegen, und versprachen, ihm ihr Land zu öffnen. Ein allgemeiner Aufstand nöthigte den Statthalter des nach Jerusalem gezogenen Grafen von Holstein, sich mit der Mutter und Gemahlinn desselben nach Lübeck zurückzuziehen. Der heftigste Kampf entspann sich um den Besitz von Bardewick, einer der größten und reichsten Städte des nördlichen Deutschlands, einst zu des Herzogs Erbtheile gehörig, aber, aus Eifersucht gegen das begünstigte Lübeck, ihm niemals recht ergeben. Bei ihrer Erstürmung mußte Schritt für Schritt, Straße für Straße erkämpft werden, so daß zuletzt die blutige Schlacht in ein gräßliches Schlachten überging. Alle Heiligthümer wurden dem Dom zu Ratzeburg zugesandt, und dann die Stadt den Flammen geopfert. Nur die Kirchen und heiligen Gebäude blieben verschont, und zum Gedächtniß des Schreckenstages trug das Portal des Doms einen hölzernen Löwen, und die Ueberschrift: des Löwen Spur.

Diese glückliche Unternehmung, mit den Schrecken, welche sie verbreitete, öffnete dem Herzog die Thore Lübecks und Lauenburgs. Jetzt aber bekam er mächtige Feinde zu bekämpfen, denn König Heinrich zog rachedürstend mit einem Heere gegen ihn. Doch schon bei der Bestürmung Braunschweigs fand er unerwarteten und entschlossenen Widerstand. Hier zeigte der Erzbischof von Mainz fürchterliche Grausamkeit und Raubgier, indem er selbst Kirchen und Kirchhöfe nicht verschonte. Das räuberische Heer mußte abziehen, und rächte sich durch die Einäscherung Hannovers. Der Winter hatte dem Kriege ein Ende gemacht; erst im Mai **1190** griff Heinrich wieder zu den Waffen, sahe sich aber oft von denen verlassen, auf deren Hülfe er gerechnet hatte. Darum wies er eine angebotene Unterhandlung nicht zurück, und sie kam zu Fulda, doch unter harten Bedingungen, zu Stande. Der Herzog sollte die Mauern Braunschweigs an vier Orten zerstören, ganz Holstein, und die Hälfte Lübecks dem Grafen Adolf wieder einräumen, und dafür von dem Könige Heinrich die andere Hälfte als Geschenk annehmen. Zum Unterpfand des Friedens sollte des Herzogs jüngerer Sohn Lothar dem Könige als Geißel bleiben, der ältere aber mit funfzig Rittern ihm nach Italien folgen.

Heinrich der Löwe sah wohl ein, daß dieser Vertrag nur geschlossen worden sey, um Zeit zu gewinnen, und daß er von dem argwöhnischen und grausamen Charakter des Königs alles zu fürchten, aber nichts zu hoffen habe; daher beschloß er, dem Vertrage nur zur Hälfte nachzukommen. Er stellte Lothar als Geißel, und sendete den ältern Sohn mit funfzig Rittern nach Italien, aber die Zerstörung der Befestigungen Lauenburgs und Braunschweigs, und die Abtretung Lübecks unterließ er weislich.

Auf seinem Zuge nach Italien wurde König Heinrich durch die Nachricht von dem Tode seines Vaters überrascht. Der Kaiser hatte zwar einen glänzenden Sieg über die Ungläubigen erfochten, wobei der heilige Georg selbst, nach der eidlichen Aussage der Krieger, an ihrer Spitze gefochten hatte; Iconium war erstürmt worden, und die Sieger hatten unermeßliche Beute gemacht; aber in der Nähe von Seleucia, in Cilicien, ereilte ein höherer Sieger, der Tod, den siegreichen Kaiser, indem ihn der Schlag rührte, als er durch einen Strom setzte, oder auch, als er mit erhitztem Körper sich badete. So endete mitten im Laufe seiner Siege der alte kaiserliche Held, fern von dem Boden der Heimath, der nicht einmal seine Gebeine bedecken sollte. Seinem alten Gegner, Heinrich dem Löwen, konnte sein Tod keinen Vortheil, selbst wohl keine Freude bringen, zehn Jahre früher wäre er ihm vielleicht willkommner und nützlicher gewesen. Heinrich verlor sogar durch Friedrichs Tod. Friedrich war großer und edler Gefühle fähig gewesen, selbst durch Haß und Rache leuchtete bei ihm ein Strahl von Menschlichkeit, und auch in seinen Fehlern konnte er groß seyn. Heinrich schien nur die letztern ohne die Tugenden von seinem Vater geerbt zu haben, und war niedrig in jeder seiner Leidenschaften. Seiner Macht war der Herzog anheim gegeben, denn zwei seiner Söhne waren in seiner Gewalt.

Der König Heinrich hatte jetzt nach dem Tode seines Vaters einen Grund mehr, nach Italien zu eilen, um sich nun als alleinigen Regenten des römischen Reichs noch einmal krönen zu lassen. Am Ende des Jahres langte er mit seiner Gemahlinn Constantia, und seinem Heere in Italien an. Als er sich aber in den ersten Monaten des folgenden Jahres Rom näherte, wurde am

28. März 1191 Clemens begraben, und Kardinal Hyacinth, als Cölestin III., zu seinem Nachfolger erwählt, und am Tage vor Ostern, den 14. April, geweihet. In ihm ging dem welfischen Hause eine neue Hoffnung auf, da er von dem Markgrafen Azo her mit ihm verwandt war. Cölestin schien anfangs die Krönung Heinrichs verzögern zu wollen, allein dieser wandte sich an den welfischen Prinzen Heinrich, und gab ihm die heiligsten Versicherungen seiner Erkenntlichkeit, wenn er den Papst zur schnellen Krönung bewegen würde. Der junge Heinrich, in der Hoffnung, zu Gunsten seines Vaters etwas auszuwirken, that sein Möglichstes. Doch soll Cölestin ihn nicht eher gekrönt haben, als bis er außer andern Bedingungen auch den Herzog von Sachsen in alle seine Länder und Würden wieder einzusetzen versprochen habe. Außerdem, wird erzählt, habe der junge Welfe für sich und seinen Vater noch einen päpstlichen Brief erhalten, kraft dessen nur der Papst und sein Legat ihn in den Kirchenbann zu thun ermächtigt seyn sollten.

Kaum war Heinrich am 15. April 1191 zum Kaiser gekrönt worden, als er mit bedeutender Macht nach Apulien aufbrach, und, ohne Widerstand zu finden, weil der Schrecken vor ihm herging, bis nach Neapel vordrang; hier aber traf ihn, bei der langwierigen Belagerung, ein Unglück nach dem andern, besonders durch die eingerissenen Seuchen, welche auch den Herzog von Böhmen und Philipp von Cöln wegrafften, und den Kaiser selbst nicht verschonten. Da bewog den jungen Welfen die Sorge für sein eigenes Leben, wie der Ueberdruß, einem Manne länger zu dienen, der nach so viel gemachten Hoffnungen und Versprechungen sein Wort nie erfüllen wollte, und die Nachricht von einem bedenklich schnellen Tode seines Bruders zu Augsburg, sich heimlich von dem kaiserlichen

Heere zu entfernen, und da er überall den Rückweg verschlossen fand, geradezu in die feindliche Stadt selbst überzugehen, und hier auf einem Fahrzeuge sich nach Deutschland zu seinem alten Vater zu retten. Der Kaiser war über seine Entweichung wüthend, weil er argwöhnte, daß er mit seinen Feinden zu irgend einem Anschlage sich verbunden habe.

Des Kaisers Wuth war damals nur ohnmächtig. Der junge Heinrich war allen seinen Nachstellungen entgangen, war von Neapel nach Marseille, und von da durch Galizien nach Sachsen zu seinem alten Vater zurückgekehrt. Zwei Söhne hatte dieser ausgesendet, nur einen sah er wieder. Der Kaiser aber, dessen Gemahlinn von den Salernitanern war aufgehoben, und an Tankred abgeliefert worden, mußte ohne sie, und fast auch ohne Heer nach Deutschland zurückkehren; den braunschweigschen Welfen hatte er aber Verderben zugedacht.

Auf dem Rückwege stieß er in Schwaben auf den Leichenzug des alten Welf, und er säumte nicht, in Kraft aller Verträge, von dessen Ländern Besitz zu nehmen. Seitdem hat niemand mehr aus diesem alten Geschlechte den Namen desselben geführt.

Jetzt versuchte es Heinrich der Löwe, die Rache des Kaisers dadurch abzuwenden, daß er durch eine Gesandtschaft an denselben seine völlige Unschuld betheuerte, und sich erbot, den von seinem Sohne begangenen Fehltritt durch einen Zug nach Apulien wieder gut zu machen; aber man spottete nur seines redlichen Anerbietens, und suchte ihm Schlingen zu stellen, um ihn desto gewisser zu verderben: ja seine Feinde konnten es in ihrer rachsüchtigen Ungeduld nicht einmal erwarten, daß der Kaiser mit einem Heere erschien, sondern zogen mit starker Macht in die Nähe von Braunschweig, wo sie ein

wohl verschanztes Lager bezogen, und die ganze Gegend verwüsteten; doch als sie sahen, daß der Kaiser ausblieb, und sie täuschte, schlossen sie Frieden, und gegen die, welche an diesem Frieden keinen Theil nahmen, zog der jüngere Heinrich, seinem Vater an Heldengeist ähnlich, unterstützt von den treuen Anhängern seines Vaters, erstürmte ihre Burgen Wolfenbüttel, Peine und Wenden, und nahm sie zum Theil gefangen.

Aber die dadurch erkämpfte Ruhe währte nicht lange, denn Graf Adolf von Holstein kehrte aus dem gelobten Lande zurück, und obgleich er sahe, daß ihm jeder Zugang zu seinen Ländern dadurch verschlossen war, daß Stade, Lauenburg, Schwerin und Boitzenburg in Heinrichs Händen waren, so erschien er doch, von dem jungen Markgrafen Otto von Brandenburg unterstützt, mit gewaffneter Hand in Artlenburg, wo er seine Mutter und Gemahlinn, und seinen Stellvertreter Adolf von Dassel, mit den Holsteinern und Stormarn antraf. Sogleich rückte er nach Lübeck vor, und schloß es gänzlich ein, verrammelte sogar, um jeden Zugang zu verschließen, die Trawe mit großen Balken. Dennoch entsank den Bürgern der Muth nicht, denn sie sahen dem Entsatz entgegen. Heinrich säumte auch nicht, der bedrängten Stadt wenigstens Verstärkung zu senden, und jetzt konnten die Lübecker einen Ausfall unternehmen, bei dem sie einen bedeutenden Vorrath von Lebensmitteln erbeuteten. Doch ein späterer Ausfall mißlang gänzlich, und die Verstärkung, welche Heinrich gesandt hatte, hielt es jetzt für rathsam, sich aus der Stadt zu ziehen, wurde aber bei Boitzenburg fast gänzlich vernichtet. Dieß bestimmte den Grafen Adolf, das wichtige Stade anzugreifen, und es ergab sich ihm, weil die brennenden Weiler am jenseitigen

Ufer die Bürger erschreckt hatten, die ohnehin dem Löwen ungern gehorchten.

Die Belagerung Lübecks war indessen mit Nachdruck fortgesetzt worden, ohne daß Heinrich zu ihrem Entsatze herbeieilen konnte, und Stade's Beispiel machte die Lübecker sehr geneigt, sich zu unterwerfen, nur konnte man nicht einig werden, wem man sich ergeben sollte, ob dem Könige von Dänemark, als dem nächsten Beschützer, oder dem Markgrafen von Brandenburg; nur darin war man eins, daß man sich nicht wieder in die sclavische Unterwürfigkeit, welche Adolf forderte, begeben wolle. Doch dieser setzte der Stadt so heftig zu, daß endlich keine Wahl mehr übrig blieb, und der Kaiser belehnte ihn mit den Einkünften der Stadt, ohne des Vertrags von Fulda eingedenk zu seyn.

Gleich dem Löwen, der am meisten zu fürchten ist, wenn er auf's Aeußerste gebracht wird, saß Heinrich in seinem wohlverwahrten Braunschweig, von lauernden aber verzagten Feinden umgeben, die es zwar immer versuchten, ihm dieß letzte Bollwerk, nebst Lüneburg und Lauenburg, zu entreißen, aber immer ohne Erfolg, weil keine Einheit des Planes ihre Unternehmungen unterstützte, und der niedrigste Eigennutz sie verblendete. So kam es, daß sie immer nur ängstlich fürchteten, er möchte das ihnen Entrissene wieder nehmen. Aber jetzt wurde von ferne her, wie schon einmal, seine Ruhe gestört.

Richard, Heinrichs II. von England Sohn und Nachfolger, war am Ende des vorigen Jahres auf der Rückreise vom gelobten Lande an die Küsten des adriatischen Meeres, zwischen Aquileja und Venedig, verschlagen worden. Heimlich und verkleidet setzte er seine Reise zu Lande fort, und kam, wahrscheinlich aus Unkunde des Weges, durch Kärnthen und Steiermark in die Länder

des Herzogs Leopold VI. von Oestreich, den er im vorigen Jahre bei der Eroberung von Accon, seiner glänzendsten Waffenthat, schwer beleidigt hatte. Er wurde erkannt, vom Herzoge in der Nähe von Wien aufgehoben, und als Gefangener auf den Dürnstein gebracht. Kaum erfuhr aber Kaiser Heinrich, welchen reichen Fang der Herzog von Oestreich gethan hatte, als er ihm den König für 60,000 Mark Silbers abhandelte, und diesen, den freien König eines fremden Reiches, in Fesseln nach Mainz, sodann nach Worms und Trifels bringen ließ. Dann wurden zu Hagenau auf einem Reichstage schwere Beschuldigungen gegen ihn vorgebracht, von denen er sich aber würdevoll und überzeugend reinigte. Doch alles dieß vermochte nicht, seine Freilassung zu bewirken. Seine nahe Verwandtschaft mit dem verhaßten Tankred von Sicilien, und seine Schätze waren sein Verbrechen. Er sollte Cyperns Reichthümer nicht umsonst gewonnen haben. Endlich gestand ihm der gekrönte Wucherer, denn mit einem solchen hatte Richard zu thun, für 150,000 cölner Mark des feinsten Silbers die Freiheit zu, jedoch so, daß erst zwei Drittel vor der Loslassung erlegt werden, für die letzten 50,000 aber dem Kaiser sechzig, dem Herzoge Leopold sieben Geißeln gestellt werden mußten. Doch sollte diese letztere Summe gänzlich wegfallen, wenn Richard sein Versprechen erfüllen würde, welches er dem Kaiser in Beziehung auf Heinrich den Löwen, seinen Schwager, geleistet hätte. Umsonst erschöpft man sich in Muthmaßungen, was Richard wegen des Herzogs versprochen haben mochte. Es konnte nichts Geringes seyn, da es ein Heinrich 50,000 Mark werth achtete. Konnte sich auch der edle Richard in einer Stunde des ungeduldigsten Unmuths zu einem unedlen Vertrage hergeben, so hat er ihn doch schwerlich erfüllt. Unter den Geißeln befanden

sich Otto und Wilhelm, Heinrichs des Löwen Söhne. Ersterer wurde dem Kaiser, und Letzterer dem Herzoge Leopold übergeben. Otto's Lage war nicht besser, als Gefangenschaft, nicht einmal mit dem Kaiser ausreiten durfte er, und nur erst nach langem Bitten des Erzbischofs von Rouen wurden ihm zu seinem Gebrauche drei Diener zugestanden. Bei dieser Lage der Dinge wurde es aber auch dem König Richard unmöglich, zum Besten seines Schwagers etwas auszuwirken. Ohnehin galt es jetzt eilige Rückkehr, wenn er nicht sein Reich in des treulosen Philipp von Frankreich, und in seines eigenen Bruders Johann Händen finden wollte. Am 3. Februar 1194 erhielt er endlich seine Freiheit wieder, und kehrte nach England zurück.

Endlich hatte Heinrich der Löwe selbst noch einen Versuch gemacht, den Kaiser zu milderen Gesinnungen gegen sich zu bewegen. Alles war bisher umsonst gewesen. Die Hoffnung zur völligen Restitution verschwand immer mehr, und der Herzog selbst scheint den Gedanken daran aufgegeben zu haben. Er sendete also seinen ältesten Sohn, den einzigen, den er noch um sich hatte, zum Kaiser, dem er nicht eher von der Seite weichen sollte, als bis er wenigstens von ihm die Länder jenseit der Elbe erhalten hätte. Allein der Kaiser hielt ihn mit leeren Hoffnungen und Versprechungen hin, ohne je etwas davon zu erfüllen. Da begab sich der junge Welfe wieder hinweg, zu stolz, seine Bitten ferner bei einem Manne, wie Heinrich, zu verschwenden.

Hier, wo keine Klugheit helfen konnte, mußte endlich die Liebe helfend und rettend erscheinen, und den Ausgang aus diesem Labyrinth zeigen.

Der Rheinpfalzgraf Konrad, ein Vatersbruder des Kaisers, hatte von drei Kindern nur noch eine Tochter,

Agnes,

Agnes, am Leben. König Philipp von Frankreich, stets auf Vergrößerung bedacht, hatte um die Hand dieser schönen und reichen Erbtochter geworben, und sie war ihm vom Vater und vom Kaiser zugesagt worden. Aber Mutter und Tochter erkannten die Politik des Königs, der kurz vorher seine Gemahlinn verstoßen hatte, und daher gaben sie vor, daß Agnes einst vom kaiserlichen Oheim Friedrich dem Sohne Heinrichs des Löwen sey versprochen worden, und diesem solle ihre Hand bewahrt bleiben; ja, sie wagten es sogar, in dieser wichtigen Angelegenheit, ohne Mitwissen des Pfalzgrafen, einen entscheidenden Schritt zu thun, und den Prinzen zu sich einzuladen, indeß Konrad bei dem Kaiser in Spanien war. Er erschien, und nach kurzer Berathung erfolgte die priesterliche Einsegnung. Jetzt erst erfuhr der Pfalzgraf, was geschehen war, und billigte, was er nicht ändern konnte; der Kaiser aber wüthete, und verlangte die Auflösung dieses Ehebundes. Der Pfalzgraf aber erklärte, daß die Verbindung ohne die größte Beschimpfung seines Hauses nicht rückgängig werden könne, und ritt zurück, umarmte seinen neuen Sohn, und sicherte ihm die Pfalzgrafschaft als Erbe zu. Endlich besänftigte auch der Kaiser seinen Zorn, söhnte sich mit Konrad und dessen Eidam aus, und bestätigte diesem die Nachfolge in der Pfalz. So leitete damals die Liebe und der deutsche Sinn zweier hohen Frauen eine Versöhnung ein, die bisher selbst der alles ausgleichenden Zeit unmöglich gewesen war.

Doch nicht bloß den Sohn, auch den Vater wollte der alte Pfalzgraf mit dem Kaiser aussöhnen. Die glücklichste Einleitung dazu war ja bereits gemacht, und die Gunst der Umstände vollendete das Friedenswerk. Der Kaiser mußte eilig nach Sicilien, wo sein Gegner Tan-

kred gestorben, und das Königreich erledigt war. Um also in seiner Abwesenheit die Ruhe Deutschlands durch die Welfen nicht abermals gefährdet zu wissen, zeigte er sich zu einer Aussöhnung bereit. Schnell ritt der alte Pfalzgraf zu dem Herzoge, und fand den greisen Helden, dem wohl mit Recht für seiner Söhne Freiheit bangte, schnell bereit. Er wurde also nach Saalfeld zu einer Fürstenversammlung eingeladen, wohin er auch alsbald aufbrach; allein bei Bothfelde auf dem Harze, auf einem steilen Waldpfade, stürzte er mit seinem Pferde, und brach den Fuß. Mit Mühe, und unter großen Schmerzen wurde er hinab in's Kloster Walkenried gebracht, von wo aus er seinen Unfall dem Kaiser nach Saalfeld melden ließ. Der mißtrauische Kaiser sah anfangs das Ganze nur als einen Vorwand des Ausbleibens an, ließ aber doch die bereits versammelten Fürsten nicht aus einander gehen. Endlich aber überzeugte Propst Gerhard von Steterburg, vom Herzoge nach Saalfeld gesendet, den Kaiser von des Herzogs neuem Unglücke, worauf der Kaiser ihm einen andern Tag in das ihm näher gelegene Dilleda ansetzte. Dort erschien endlich, von seinem Falle kaum genesen, der alte Herzog, und wurde hier mit dem Kaiser ganz versöhnt. Dort wurde auch der jüngere Heinrich feierlich mit seines Schwiegervaters Rheinpfalz belehnt, doch unter dem Versprechen, den Kaiser nach Italien zu begleiten. Aber weiter wurde auch nichts erlangt; von seinen früheren Ländern und Würden bekam auch hier der Herzog nichts als eitle Versprechungen, die er schon oft gehört, und nie erfüllt gesehen hatte. Es war ein grausames Spiel, was man mit dem unglücklichen Greise trieb. Nichts mag mehr bewundert werden, als die Stärke seiner Hoffnung, die nach so vielen bittern Täuschungen doch nie erlosch. Treu, wie sein Schatten, hat sie ihn

bis an das nahe Ende seiner Tage begleitet, und ihn aufrecht erhalten und gestärkt; freilich nur eine schwache Vergütung für das, was er verloren hatte. — Nach dieser Aussöhnung trennten sich beide Männer, um sich nie wieder zu sehen.

Heinrich der Löwe begab sich nach Braunschweig zurück, und rüstete unverdrossen seinen ältesten Sohn zum Zuge nach Italien aus, wohin dieser auch bald mit dem Kaiser abging. So glaubte er durch schnelle Bereitwilligkeit, wie sein Sohn durch große, auf diesem Zuge geleistete Dienste, den Kaiser jetzt zur Rückgabe manches ihm Vorenthaltenen zu bewegen, fand sich aber auch dießmal, wie immer betrogen. Aber eines war doch durch jene Aussöhnung und diese Willfährigkeit erreicht: der Friede in Heinrichs durch lange Stürme schwer darnieder gedrücktem Lande. Der Kaiser selbst gebot den benachbarten Fürsten, die Ruhe nicht zu stören. Die Räuber und Bösewichter seufzten; es gab nichts mehr zu morden, zu sengen und zu brennen. Die lange verschlossenen Städte öffneten sich dem Bürger, wie dem Landmanne, der sich vor der Zeiten Ungemach in sie geflüchtet hatte; dem friedlichen Gewerbe wich das Waffengeräusch; nicht mehr die Wälle und Mauern, sondern die Werkstätten füllten sich, und der Wächter stieg von seinen hohen Warten. Von den Burgen zog der Adel zum Waidwerke, nicht zum Ueberfalle des Unbewehrten und Unschuldigen herab; der Wanderer und der Kaufmann zogen sicher ihre Straßen, und der Handel, des Friedens schöner Zögling, füllte wieder seine Speicher und Märkte. Die Felder wurden wieder bebauet, denn die Saaten reiften nun nicht mehr unzeitiger und boshafter Vernichtung entgegen. Friede und Freude war im Lande.

Hatte gleich der alte Herzog dieß Glück, das gleich

dem Schimmer der untergehenden Sonne noch einige Strahlen in die Nacht seines Schicksals fallen ließ, sehr theuer erkaufen müssen, so stärkte es doch seinen Lebensmuth, und gewährte seinem Vaterherzen eine hohe Befriedigung, nicht bloß durch die Aussicht auf die Erneuerung des alten Glanzes seines Hauses, sondern auch durch das Glück, welches seinem Sohne dadurch zu Theil ward. Auch die Freude wurde ihm noch zu Theil, seinen ältesten Sohn aus Italien wieder zurückkehren zu sehen; doch nur mit leeren Verheißungen belohnte der undankbare Kaiser die treuen Dienste des tapfern Prinzen. Seit dieser Zeit that der alternde Herzog keinen Schritt mehr zur Wiedererlangung des Verlorenen. Die Eroberungs- und Herrschsucht, sammt der Unbiegsamkeit, die sonst alle seine Handlungen leiteten, war in stille Genügsamkeit übergegangen, und die Ruhe that dem Greise wohl.

So auf sich selbst, und einen kleinen Kreis um ihn nunmehr zurückgewiesen, nahm er seine Lieblingsbeschäftigung, die Verzierung und Verschönerung seiner Kirchen, wieder vor. Den Dom zu Braunschweig, welchen er selbst Johannes dem Täufer und St. Blasius gewidmet hatte, und der ihm lieb vor allen war, begabte er am reichlichsten. Ihm schenkte er ein Bildniß des Gekreuzigten, und andere Gebilde von hoher Kunst und Schönheit, und auch ein goldenes Kreuz, mit Edelsteinen reich besetzt, 1500 Mark Silber an Werth, dessen sich selbst der große Meister in Gold und Silber, Bischof Bernward von Hildesheim, nicht geschämt haben würde. Zierliche Fußboden und Fenster erhöheten die Pracht des Ganzen. Zum Besten derselben Kirche und der übrigen ließ er auch die kostbaren reichen Stoffe, die er zum Theil aus dem Oriente mitgebracht, zu Meßgewändern und andern frommen Zwecken verarbeiten. Auch die Verzierung der Stadt

und Burg selbst vergaß er keineswegs. Die Armen hat er zu allen Zeiten reichlich beschenkt.

Dessen ungeachtet entzog er sich auch den Geschäften der Regierung nicht. Täglich saß er zu Gericht, wo ihm die wichtigsten Streitsachen vorgetragen, und von ihm mit seiner gewöhnlichen Umsicht und Klugheit entschieden, auch noch andere Angelegenheiten des Landes mit väterlicher Sorgfalt abgehandelt wurden. Eine andere und Lieblingsbeschäftigung des alten Fürsten war die mit der Geschichte. Oftmals ist es geschehen, vor und nach Heinrich, daß große Männer, entweder mit ihrer Zeit zerfallen, oder durch Schwinden eigener Kräfte von thätiger Theilnahme an den Ereignissen des Tages gehindert, sich dieser edlen Wissenschaft, der großen Lehrerinn der Menschen und der Zeit, erfreut, und in ihr Trost und Ersatz für die Gegenwart, und hohe Belehrung ihres Geistes gefunden haben. Der Mitwelt war Heinrich abgestorben, für neue Thaten hatte das Alter mit seiner Gebrechlichkeit, hatten seine Leiden ihm den guten Muth geraubt. Darum labte er sich an dem Spiegel der Vergangenheit in Chroniken und Jahrbüchern. Er ließ sie sammeln und abschreiben, wohl auch neue verfassen, sich vorlesen, und brachte darüber oft ganze Nächte schlaflos zu.

Unter diesen und ähnlichen Beschäftigungen war ihm der Winter bis zum Osterfeste des Jahres 1195 hingegangen. Schon längere Zeit hatte er eine merkliche Abnahme seiner Kräfte verspürt, ohne sich jedoch durch dieselbe bedeutend stören zu lassen, aber in der Mitternacht vor dem Osterfeste, also zwischen dem 1. und 2. April, überfiel ihn plötzlich ein ungewöhnlich heftiger Schmerz, welcher seinen Zustand sehr verschlimmerte. So blieb er fast ohne alle Erleichterung — alle Arznei verschmähete

er — bis zum Tage seines Todes. Doch auch jetzt noch setzte er seine frommen und milden Werke fort. Noch trug sich am 23. Juli, am Tage vor Jacobi, in der neunten Stunde ein seltenes Ereigniß zu. Von Abend her erhob sich plötzlich eine Wolke, aus welcher mit ungewöhnlichem Glanze, und von einem furchtbaren Donnerschlage begleitet, ein Blitz niederfuhr. Die hölzernen Schindeln unter dem bleiernen Dache des Klosters zu St. Blasien fingen Feuer, und brannten in hellen Flammen auf. Alle Anwesende standen betäubt, nur der Herzog verrieth nicht den mindesten Schrecken. Endlich eilte man nach dem Feuer, und schrie, den Herzog in Sicherheit zu bringen, da es schon über seinem Haupte brannte. Doch der, der das Feuer entzündet, wußte es auch zu löschen, ein heftiger Regensturz tilgte es ohne menschliche Beihülfe.

Immer mehr fühlte aber der Herzog die Abnahme seiner Kräfte, und sendete nach seinem Sohne Heinrich, der sich damals in der Pfalz am Rhein aufhielt, und nach Isfried von Ratzeburg, seinem Beichtvater, dem einzigen noch lebenden Bischofe von denen, die einst Heinrich selbst eingesetzt und belehnt hatte. Isfried erschien, und stand mit Gebet und Zuspruch seinem alten Wohlthäter und Fürsten treulich bei, hörte seine Beichte, und reichte ihm darauf, am 2. August, das Abendmahl und das heilige Oel. Auch sein Sohn Heinrich scheint ihn noch lebend getroffen zu haben. So hat er noch unter schweren Schmerzen, aber ohne Seufzer und Klage vier Tage gelebt. Nur den Ausruf vernahm man einige Mal: »Gott sey mir Sünder gnädig!« Am 6. August 1195 — es war ein Sonntag — starb er, nur im Beiseyn eines seiner Kinder, aber von einer zahlreichen Geistlichkeit umgeben. Zwischen Schaaren von Weinenden wurde er in's

St. Blasius-Münster getragen, und vor dem Kreuze, das er selbst errichtet hatte, mitten in der Kirche, zu Mathilden, seiner hohen Gemahlinn, in die Gruft gesenkt. Merkwürdig, wie sein Leben, war also auch sein Tod, aber ein Beweis mehr, daß man vor letzterem das erstere nicht preisen soll.

So hatte der große Welfe Heinrich, nach einer sechs und sechzigjährigen Laufbahn, endlich auch seinen Hafen gefunden. Das Schicksal, das ihn seit funfzehn Jahren unablässig verfolgte, war versöhnt. Noch drei Jahre Leben, und er hätte sein Greisenhaupt mit minderer Sorge, ja mit Freuden geneigt, denn er hätte den höchsten Glanz seines Hauses noch gesehen. Wenige Monate nach ihm starb Pfalzgraf Konrad, und räumte Heinrich dem jüngern seinen Platz. Die beiden andern Söhne kehrten bald darauf aus der Gefangenschaft zurück. Zwei Jahre nachher (1197) starb Kaiser Heinrich, und schon ein Jahr nachher war der Welfe Otto (seit 1197 Herzog von Aquitanien und Poitou) zum römischen König, und später auch zum Kaiser gekrönt. Aber so gut hatte es Heinrich dem Löwen nicht werden sollen. Nur den Fall des alten National-Herzogthums Sachsen überlebte er, und sah den Anfang der allmäligen Umstaltung Deutschlands; mit Bekümmerniß sahe er noch, wie Kaiser Heinrich die alte Verfassung, die er selbst redlich geschützt und geschirmt hatte, durch den Plan, den Thron erblich zu machen, stürzen wollte, und wie Alles einer neuen Zeit entgegen eile, die ihn, der alten gewohnt, nicht erfreuen konnte. Seine Feinde jauchzten über seinen Tod; erst jetzt glaubten sie sich sicher, aber es sollte die Zeit kommen, wo selbst diese ihn wieder in's Leben zurückwünschten, als man den Mann vermißte, der den Kai-

sern gegenüber der deutschen Freiheit zum Stützpunkte dienen konnte. Die Neueren sind bald in seinem Lobe bald im Tadel ausschweifend gewesen, wenige haben ihn unpartheiisch gewürdigt. Beredter, als alle Federn und Zungen, reden die Thaten der Menschen, und auch die des Herzogs Heinrich des Löwen. Nicht seine Fehler, und nicht sein Starrsinn, sondern mehr die Ueberlegenheit seines Geistes, und die Größe, zu der er sich durch seinen großen und starken Geist schnell emporschwang, haben ihn von seiner Höhe herabgestürzt, und zu seinem Unglücke mußte sein Leben in eine Zeit fallen, die ihn, durch den Geist, der sie bezeichnete, unaufhörlich reizte, mit dem Schwerte zu erringen, was seinem Ehrgeize allein Befriedigung gewähren konnte, und theils die Habsucht zu zügeln und zu strafen, mit welcher die geistlichen Fürsten um sich griffen, theils die Rechte der Fürsten gegen die herrschsüchtigen Anmaßungen der Kaiser zu vertheidigen.

Franz von Sickingens Leben und Thaten.

Im Kraichgau, nahe bei Melanchthons Vaterstadt Bretten, liegt das Rittergut Sickingen. Dasselbe gab dem Geschlecht, dessen Zierde zu beschreiben wir unternommen haben, Namen und Anfang. Bis in's zehnte Jahrhundert führt die Geschichte es zurück; noch tiefer, mit dem Alterruhm der gefeiertsten Familien Deutschlands wetteifernd, die Sage.

Schon im Jahre 936 tritt uns, den ersten sichern Nachrichten zufolge, die wir von jenen rheinländischen Edlen besitzen, Albrecht von Sickingen entgegen, der durch die Verbindung mit einer Tochter aus dem Hause Hirschhorn, Stammvater eines blühenden Geschlechtes ward. In Turnieren und Kämpfen durch Tapferkeit und Waffenruhm, in weltlichen und geistlichen Würden, durch Verständigkeit und Biedersinn ragte es vor vielen andern hervor.

Ausgezeichnet waren in diesem Geschlechte, im 12. Jahrhundert, Reinhard, der schwarze Ritter benannt, des Kaisers Statthalter in Italien; Reinhard VI., Johann VI., der Dürkheim an der Hardt belagerte, und

in der berühmten Kirchenversammlung zu Konstanz erschien. Am meisten hat sich Schweikard VIII. durch Heldenthaten und Wagnisse hervorgethan. Er ist der Vater des berühmten Franz von Sickingen.

Schweikard ward ein Opfer des Eifers, mit welchem er in einer blutigen Fehde, die sich um die Erbländer des Herzogs Georg des Reichen zwischen den baierschen Fürsten und dem Kurfürsten von der Pfalz entspann, die Ansprüche des Kurfürsten unterstützte. Die vielfachen Anklagen von Hohen und Niedern über die Gewaltthätigkeiten und Eingriffe in die Reichssatzungen, die sich der kriegslustige Ritter erlaubt hatte, stellten ihn auf einmal in die Reihe der Verbrecher, nachdem er sich viele Jahre hindurch eines ausgezeichneten Ansehens erfreut hatte; er ward als Hochverräther gefangen genommen, und vor den Richterstuhl des Kaisers gestellt, und dieser sah sich, da die Anklagen erwiesen wurden, genöthigt, den Blutspruch zu thun, er ward enthauptet.

Sein Sohn Franz erbte die vielen Güter und die starken Bergschlösser, worunter die starke Ebernburg, Rheingrafenstein und Landstuhl sich auszeichneten, die durch Kunst sämmtlich noch mehr befestigt werden mochten.

Die Ebernburg lag in der Nähe von Kreuznach, auf sehr steilen und abschüssigen Fels gebaut, unzugänglich von allen Seiten. Nördlich, am Fuße desselben, da, wo die Alsenz, welche gen Süden unter der Burg hinfließt, mit der Nahe sich vereinigt, liegt das Städtchen gleichen Namens. Ein blühendes Gefilde, an Früchten und an Wein gesegnet, dehnt sich aus um dasselbe. Das zweite Schloß, Rheingrafenstein, von dem die Edlen dieses Namens ihren Ursprung leiten, stand ebenfalls auf einem Berge, aus dessen Schooße reichhaltige Silberminen die

Einkünfte beträchtlich vermehren halfen. Die dritte Veste, Landstuhl, auch Nanstull und Landstein, oder Nanstall und Nanstein genannt, gab der Ebernburg an sicherer Naturlage nichts nach. An ihrem Fuße liegt ebenfalls eine kleine Stadt des gleichen Namens.

Im Besitz eines ritterlichen Helden, der, von unansehnlichen Anfängen, den Namen des Geschlechtes bald mit unvergänglichem Ruhm verherrlichte, erhielten diese Burgen nach wenig Jahren den Ruf der Unüberwindlichkeit. Doch er erscheine nun selbst in seinem Wirken und Walten.

Es ist ungewiß, ob Franz zu Ebernburg oder zu Sickingen, der Stammburg seines Hauses, geboren wurde. Seiner fast kleinen Körpergestalt wegen, ob sie gleich schön, kräftig und ausdrucksvoll war, hieß er beim Volke nur Fränzchen, bei den Rittern aber Franciscus.

Spärlich und dunkel sind die Nachrichten von den Begebnissen seiner Jugend, und von der Art und Weise seiner ersten Erziehung. Nur so viel ist gewiß, daß er, nach ritterlichem Brauch, schon früh zu Leibesübungen, Jagd und Waffendienst angehalten wurde, und des Vaters Beispiel noch vor den Jünglingsjahren mächtig auf ihn wirkte. Große Unzufriedenheit mit gegenwärtigem Besitz, Hang nach den gefährlichsten Abenteuern, und wilde Sehnsucht nach einem fernen dunkeln Ziel, hatten schon damals sich seiner bemächtigt.

Eine in Familienpapieren aufbewahrte Sage läßt Franzens Vater noch vor dessen Geburt wunderbare Ahnungen von dem künftigen Schicksale des Sohnes, dem hochstrebenden Ehrgeize desselben, und allen schlimmen Wirkungen dieser rastlos sich steigernden Leidenschaft, erhalten. Dieser Ahnungen eingedenk, sagte er oft halb scherzend, halb ernsthaft zu seiner Hausfrau: »Er wird

ein großer Wicht werden, Gott aber allein weiß, wie sich das enden wird.« —

Das rasche und unbändige Wesen des Knaben, das keinem Gebot sich gerne schmiegte, jede Rüge mit dem sichtbarsten Unwillen aufnahm, und früh eine hohe Selbstständigkeit des Willens verrieth, schien den Vater, welcher die Richtung des einzigen Sohnes mit zärtlicher Besorgtheit verfolgte, in der, durch die Gestirne gewonnenen Ueberzeugung immer mehr zu bestätigen. Die Besorgniß wuchs mit Franzens Jünglingsjahren. Einst saß er mit ihm an der Tafel auf Ebernburg, wo er den Guardian der Barfüßer zu Kreuznach, so wie den Bleickard, Landschad von Steinach, als Gäste geladen. Wortwechsel entspann sich, in Folge eines Gesprächs, woran Franz Theil genommen, und beleidigt erhob dieser sich rasch vom Sessel, und stürmte zum Speisesaal hinaus. Der Vater seufzte, und rief, wiewohl angsterfüllt, in schwärmerischem Sehertone: »Ich sehe im Geiste den Tollkopf zwar bis zu Thrones Höhe hinanklimmen, aber auch, mit Schmach bedeckt, herabstürzen in die Finsterniß des Grabes!« — Vergebens suchten der Landschad und der ehrwürdige Mann ihn zu trösten, stets erwiederte er den Zuspruch mit den Worten: »Franciscus trägt zwar nicht viel Größe von Körper, aber er wird dennoch gewiß groß gegen die Welt werden. Gott weiß aber allein, ob er nicht das schlimmste Ende nehmen wird!« — Der Landschad theilte nachmals diese Anecdote im Jahre 1519 den zu Höchst versammelten Fürsten und Edlen, die zum Anhang des spanischen Königs gehörten, mit, und sämmtlichen Anwesenden däuchte die Sache überaus merkwürdig.

Gleichwohl milderte sich der trotzige Sinn des ritterlichen Jünglings, welcher beinahe in allen Begebenheiten

seiner Jugend durchblickte, allmälig durch wissenschaftliche Studien, in denen er das Glück hatte unterwiesen zu werden. Denn, obschon Schweikard von Sickingen für sich selbst keine höhere Bildung genossen, und den wahren Werth der Wissenschaft niemals genau erkannt hatte, so trug er doch gegen Gelehrte große Achtung, und gegen Gelehrsamkeit tiefe Ehrfurcht in sich. Zwei hochberühmte Gelehrte dieser Zeit, Geiler von Kaisersberg und Johann Reuchlin, ertheilten dem Junker, als er Knappe geworden war, Unterricht. Sieben Jahre später wurde er zum Ritter geschlagen.

Der Unterricht scheint ein mehr allgemeiner, und vorzugsweise Geschichts=Unterricht, kein eigentlich gelehrter gewesen zu seyn. Seine Muttersprache sprach und schrieb er so gut, wie sie damals von den Gelehrten geredet und geschrieben wurde. Minder kundig war er in der lateinischen Sprache, liebte sie aber. Sein Gemüth, welches von Natur eine hohe Empfänglichkeit für Recht und Billigkeit hatte, faßte die Landesgesetze sorgfältig auf. Sehr merkwürdig ist es, daß Doctor Johann Faust, berüchtigt als Gelehrter und Schwarzkünstler, auf Sickingens Gütern lebte, und daß also der Ritter an den geheimen Künsten, deren Faust sich rühmte, und durch welche alles, wie er versicherte, erkannt und gewährt wird, was die Menschen nur wünschen mögen, ein besonderes Wohlgefallen hatte. Vielleicht wollte der Ritter, im Ernst an die Wirksamkeit der Faustischen Künste oder Kenntnisse glaubend, dieselben zu Verbesserung seiner Glücksumstände gebrauchen, um Plane des Ehrgeizes, die schon jetzt bei ihm sich zu entwickeln begonnen hatten, desto eher durchzusetzen. Auch sagt ein Geschichtschreiber dieser Zeit, daß Franz von Jugend auf in die Fußstapfen seines Vaters getreten, und demselben auch

darin nachgefolgt sey, daß er der Schwarzkunst sich ergeben habe.

Sehr glücklich war Sickingen in der Wahl seiner Ehegattinn. Hedwig von Flersheim entwaffnete durch ihre Sanftmuth und Gelassenheit sehr oft die aufbrausende Hitze ihres Gemahls, und gab seiner angebornen Biederkeit den Zusatz von Güte und Schonung, wodurch er die Herzen mehr zu gewinnen, und sich Ruhm und Anhang zu erwerben wußte, als durch seine tapferen und gepriesenen Thaten. Nur den Anmaßungen der Gewaltigen und dem Hochmuth der Regenten trat er mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit und unerbittlicher Härte entgegen. Sein Charakter war so milde, daß bei seinen Leuten das Fluchen strenge verboten war, und Ungebundenheit der Sitten nicht geduldet wurde. In allen seinen Verhältnissen erscheint, besonders in dem des Gatten und des Vaters, Sickingen sehr liebenswürdig, und als eine höchst rühmliche Ausnahme unter den Rittern seiner Zeit, die sich ungescheut die ärgsten Ausschweifungen erlaubten, und in der Allgemeinheit der Sünde ihre Entschuldigung suchten. Eben so musterhaft erscheint Hedwig als Gattinn und Hausfrau. Sie besorgte, wenn Franz sich auf einem Kriegszuge befand, nicht nur das Hauswesen sämmtlicher Burgen, sondern führte auch wohl die Oberaufsicht über die Vollendung der Festungswerke der Ebernburg, und bei jedem Anlasse suchte sie den Sinn für Gottesfurcht und ritterliche Tugend zu wecken und zu beleben. Sie gebar dem Ritter drei Söhne und drei Töchter, starb aber schon nach funfzehnjähriger Ehe, und ward zu Kreuznach begraben. Viele Arme beweinten sie, und hundert Priester, aus der Nähe und Ferne herbeigerufen, lasen Todtenmessen für das Heil ihrer Seele. Lange betrauerte Franz die treffliche Gattinn, und die

treue Vatersorge bestimmte ihn, sich zu keiner zweiten Ehe zu entschließen.

Sein thatenreiches Leben begann mit einer weniger bedeutenden Fehde zum Beistande eines seiner Vasallen. Merkwürdig ist der Kriegsdienst, den er im kaiserlichen Heere leistete, als dieß zur Züchtigung des übermüthigen Freistaates Venedig auszog. Dieser Freistaat hatte nicht nur gegen die Fürsten und Städte Italiens, mit denen gemeinsamer Vortheil ihn nicht verband, sondern selbst gegen die sämmtlichen Beherrscher Europa's einen hohen, zuletzt unerträglichen Ton angenommen, und insbesondere die Majestät der obersten Häupter der Christenheit in der Person Maximilians I. zu kränken sich erkühnt. Als dem Kaiser Rache möglich geworden, drang er, mit mehreren Mächten verbündet, sieghaft in's Gebiet der Republik ein. Sickingen, längst voll Verehrung der trefflichen Eigenschaften und Vorzüge jenes Monarchen, eilte sammt andern kampfgierigen Edlen unter dessen Fahne. Er hatte aber denselben bereits im Jahre 1495 kennen gelernt, als er, in Gesellschaft seines Vaters, mit auf den Reichstag zu Worms gezogen, und war von Maximilian auf das huldreichste empfangen worden. Der Kaiser fühlte bald besondere Zuneigung für den stattlichen Jüngling, dessen Wesen und Manier gleich anfangs ihn bestochen hatten. Diese Zuneigung vermehrte sich während des italienischen Feldzuges, da der Kaiser, ein genauer Kenner der ritterlichen Tugend, bei mehr als einem Anlaß seine früheren Beobachtungen bestätigt fand, und sich von Franzens Kopf und Arm vieles dereinst für sich und das Reich versprach.

Nach der Heimkehr aus dem Venetianerkriege trat Sickingen, wie aus der noch vorhandenen Urkunde ersichtlich ist, in die Dienste des Erzbischofs Uriel von Mainz.

Er machte sich anheischig, zu jeder Zeit »von seinem Haus aus mit sechs reisigen Pferden, einem Knappen, und vier reisigen Knechten,« dem Erzstift zuzuziehen, und erhielt 150 rheinische Gulden, nebst der gehörigen Kleidung, dafür als Besoldung. Der Dienst der Pfalz war in dem Dienerbriefe vorbehalten (1509).

So unansehnlich begann der Mann, der nach wenigen Jahren mit 10,000 Kriegern vor mächtige Städte, und gegen Fürsten zweiten Ranges auszog, und mit gedoppelter Zahl die Wahl eines deutschen Kaisers wider Frankreichs Gold und Intriguen schützte.

Nach dem venetianischen Feldzuge trat er im Vaterlande selbst in einzelnen kleinen Fehden nunmehr als Vertheidiger gekränkter Unschuld, als Anwalt entrissener Rechte für jeden auf, der sich in seinen Schutz flüchtete. Zu jedem Wagestück bereit, zu jedem Opfer für seine Ueberzeugung willig, erwarb er sich bald allgemein einen ehrenvollen Namen, und wurde unter den Edlen seines Volkes, die, im Geiste der alten Zeit, nach Erfüllung der Gesetze ihres Ordens strebten, bereits einer der Ersten genannt.

Jetzt aber wurde er durch seinen Eifer für Recht und Gerechtigkeit in einen sehr bedeutenden Handel verflochten, welcher ihm leicht hätte den Untergang bereiten können. Die blühende Reichsstadt Worms wurde im Anfange des 16. Jahrhunderts durch innere Unruhen, welche von dem Bischof, der sich durch den Magistrat der Stadt oft in seinen Rechten beeinträchtigt glaubte, geflissentlich angeregt und unterhalten wurden, tief erschüttert, und im Jahre 1513 brachen diese Unruhen in den wildesten Streit aus, sowohl unter sich, als gegen den Bischof. Ein allgemeiner Aufstand der Bürger endigte sich mit Entsetzung und Vertreibung des Magistrats, und Ein-

setzung neuer Behörden. Die Vertriebenen wußten bei dem Kaiser diesen Aufruhr als einen so bedeutenden und Gefahr drohenden darzustellen, daß Maximilian ihn mit der größten Strenge zu rügen beschloß, damit sein schönstes Werk, die Aufrechthaltung des Landfriedens, nicht untergraben werden möchte. Die Vertriebenen wurden wieder eingesetzt, die vornehmsten Rädelsführer in die Acht erklärt, und Einige am Leben gestraft. Auch der Notar und Geschäftsträger des Bischofs, Balthasar Slör, war durch Einziehung seines nicht unbedeutenden Vermögens gestraft worden, ohne daß man eine förmliche gerichtliche Untersuchung wider ihn eingeleitet hatte. Vergeblich begehrte er bei dem Kaiser unpartheiisches Verhör und Recht; er sah bald ein, daß er gegen die rastlosen Umtriebe mächtiger und hinterlistiger Gegner nichts ausrichten könne.

In dieser Bedrängniß richtete er seine Blicke auf denjenigen Mann, welcher bereits in mehr als einem deutschen Gaue als dienstwilliger und unerschrockener Anwalt aller Unterdrückten angesehen wurde. Er erschien bei Franz von Sickingen, trug seinen ganzen Handel ihm unbefangen vor, und ersuchte ihn dringend um Beistand wider die Wormser, mit dem Erbieten: zu jeder Stunde, und vor jedem gesetzmäßigen Richter sich stellen zu wollen. Sollte er aber wirklich in diesem letzteren Falle keines Verbrechens schuldig erfunden werden, so möge dann auch der Spruch bekannt gemacht, und sein guter Leumund fürder ihm nicht angetastet werden.

Franz kannte Slör'n nicht erst seit kurzem, sondern es war ihm gar wohl bewußt, daß er bereits mehrern deutschen Standesherren mit Treue und Eifer gedient habe. Zugleich bewog ihn eigener, in seinem Gemüthe heftig aufsteigender Unwille über die so höchst willkürliche Rechtspflege gegen den Bürger einer doch frei geheißenen Reichs-

stadt, auf das thätigste sich seiner anzunehmen. Er verhieß ihm deshalb seinen Beistand mit den traulichen Worten: »Kann ich Dir auch nicht Schreibers Dienst thun, mag's Ritterdienst werden!« — Slör trat nun förmlich in Sickingens Dienste, und wurde nachmals sein Geschäftsträger und Geheimschreiber, welchen Posten er bis zu dessen Tode treu und beharrlich fortbekleidete. Von seinem Vermögen selbst trat er einen Theil, in Schuldbriefen und Gülten, dem neuen Herrn ab, vermuthlich für die Kosten der Mühwaltung bei seinem wider die Wormser (mit Rechtsgründen oder — Waffen) einzuleitenden Prozesse.

Der Ritter kündigte hierauf dem Magistrat der Reichsstadt an, daß er als Beschützer des Notars aufzutreten entschlossen sey, und als er eine abschlägige Antwort auf seine Forderungen erhalten hatte, drohete er in dem heftigsten Zorne, durch Befehdung der Stadt sich selbst und seinem Schützlinge Recht zu verschaffen. Hierauf zeigte sich der Rath geneigt, dem offenen Kampfe mit einem solchen Feinde durch einen leidlichen Vergleich auszuweichen; als aber Franz sich weigerte, das von ihnen vorgeschlagene Schiedsgericht anzuerkennen, wendeten sie sich an das Kammergericht, und erhielten von demselben ein Mandat, worin Franz bei schwerer Strafe und des Reiches Acht geboten ward, sich aller gewaltsamen Handlungen zu enthalten, und seine Sache vor ein Gericht zu bringen. Doch hierzu war der Ritter keineswegs geneigt, und nachdem er die Wormser mehrmals vergeblich zur Nachgiebigkeit und zur Befriedigung seines Schützlings ermahnt hatte, beschloß er, seinen Drohungen Kraft zu geben, und den Ritterdienst, welchen er dem Meister Balthasar zugesagt hatte, durch förmliche Fehde zu bethätigen. Er übertrug seiner Gemahlinn die Aufsicht über

seine Schlösser, und selbst ihr plötzlicher Tod konnte sein Kriegsfeuer nicht löschen; vielmehr zog er, des Erfolgs gewiß, eine ansehnliche Schaar von Landsknechten und Reisigen zusammen, und rückte rasch in's Feld.

Zwar ergingen mittlerweile von besorgten Freunden, die aus einem solchen gewaltsamen Landfriedensbruch, und aus dem, wider einen so mächtigen Reichsstand, wie Worms, erhobenen Kampfe, nichts Gutes für den Ritter sich weissagten, dringende Abmahnungen, und ganz besonders rieth Herr Philipp von Flersheim, welcher sonst über Franz das Meiste vermochte, auch in allen wichtigen Angelegenheiten von ihm zu Rathe gezogen ward, das gefährliche Unternehmen ab. Allein der Haß gegen das »gewaltsame Wesen und die spöttischen Umtriebe der Wormser« hatten sein Gemüth allzusehr mit Erbitterung erfüllt, und die kampfbegierigen Freunde, die Aufforderungen Balthasar Slörs, so wie der Anblick der armen Vertriebenen, die mit Weib und Kindern in seinen Schutz sich geworfen, sprachen stärker, als alle Gründe der Vorsicht und Klugheit. Ueberdieß hatte er einmal sein Wort darauf gegeben, und nie noch hatte Franz mit leeren Phrasen gedroht. Nach glaubwürdigen Nachrichten war es auch Churpfalz, die insgeheim ihn zur Bekämpfung der Städter spornte, wahrscheinlich von Rache über alte Unbilden getrieben. Endlich stand noch der tiefgekränkte Bischof, sein Freund und Lehnsherr, mit unaufhörlichen Anreizungen im Hintergrunde. Vom Kaiser selbst, der persönlich ihm sehr geneigt war, hatte er bei den damaligen Zeitumständen nicht so bald etwas zu fürchten. Recht, Ueberzeugung und Politik beruhigten ihn somit, und bestärkten ihn in in dem, was er zu thun jetzt gesonnen war.

Gleich anfangs ward der Kriegsschaar, die gegen

Worms ausgezogen war, durch Wegnahme des Heidelberger Schiffes, eine sehr glänzende Beute zu Theil, da mehrere der reichsten Kaufleute von Worms, und darunter der Altbürgermeister selbst, sich auf demselben befanden, und in Gefangenschaft geriethen. Franz ließ die Gefangenen nach der Ebernburg abführen, und legte die Gemeinen in Rübenkeller, die Rathsherren aber in einen Thurm, bis sie das nicht geringe Lösegeld gezahlt haben würden. Die aus Worms vertriebenen Bürger hatten bei dieser feindlichen Unternehmung Beistand geleistet, von Rittern und Waffenbrüdern aber hatten die beiden berühmten Freunde Sickingens, Götz von Berlichingen und Hans von Selbitz, an dem Abenteuer Theil genommen, dieselben, von welchen Kaiser Maximilian zu den Nürnbergern sagte: »Heiliger Gott! der Eine hat nur eine Hand, der Andere nur ein Bein; wenn sie erst zwei Hände und zwei Beine hätten; was wolltet Ihr dann thun?«

Vergeblich ließ der Kaiser ein langes und scharfes Achtmandat gegen den Ritter ergehen, indem er ihn und seinen Anhang des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erklärte; Sickingen war mit den Verhältnissen des Kaisers zu vertraut, als daß er vor einem solchen Schreckbilde hätte erzittern sollen. Es war in dieser kriegerischen Zeit zu leicht, ein bedeutendes Heer zusammen zu bringen, weil Tausende vom Kriegshandwerk leben mußten, und wenn mehrere Ritter ihre Macht vereinigten, und von irgend einem bedeutenden Fürsten begünstigt und unterstützt wurden, so konnten sie leicht 10,000 und selbst 20,000 Mann in's Feld stellen.

Zwar gelang es Sickingen nicht, sich der Stadt zu bemächtigen, indem ein dreifacher Sturm von den Belagerten mit großer Tapferkeit abgeschlagen wurde, und

endlich auch eine Abtheilung kaiserlicher Truppen der bedrängten Stadt zu Hülfe kam; allein ob er gleich abziehen mußte, ließ er doch nicht nach, die Wormser auf allerlei Weise zu ängstigen, und zwar, nach der bösen Sitte jener Zeit, durch Wegelagerung, indem er die reisenden Kaufleute überfiel, und in die Gefangenschaft führte. Ein tief gewurzelter Haß des Ritters gegen den Handelsstand war die Ursache, daß er den Krieg auf eine Weise führte, die mit seiner edlen Gesinnung im Widerspruche stand. Unstreitig verdiente der rohe Uebermuth des reich gewordenen Krämers manche Züchtigung; aber unverkennbar ist es auch, daß sich bei diesen Fehden der Ritter Eifersucht einmischte, denn das Steigen des Bürgerthums, und die immer höher steigende Macht der Städte, mußte den Fall des Adels herbeiführen, und bedrohte das ganze Ritterthum mit dem Untergange.

Kaum hatte Sickingen sein Heer von Worms zurückgezogen, als sich ihm eine sehr erwünschte Gelegenheit darbot, mit einem mächtigen Fürsten in Verbindung zu treten. König Franz I. von Frankreich, dessen unersättlicher Ehrgeiz immer neue Entwürfe zur Vergrößerung seiner Macht ersann, suchte jetzt einen Anhang unter den deutschen Fürsten zu gewinnen, denn er strebte nach der deutschen Kaiserkrone. Es gelang ihm, durch einen deutschen Ritter, der als Marschall von Frankreich in seinen Diensten stand, und den Titel eines Marquis von Fleuranges führte, Sickingen in das Interesse des französischen Hofes zu ziehen.

Zu derselben Zeit stieg Sickingens Ansehen nicht wenig durch eine sehr glückliche Fehde mit dem Herzoge von Lothringen, die er zum Besten eines seiner Freunde unternahm, und bei welcher er Ruhm und Reichthum gewann.

Ohne Säumen suchte der französische König einen in Deutschland so einflußreichen Ritter in seine Dienste zu ziehen, und ließ daher eine Einladung an ihn ergehen, nach Sedan zu kommen, wo der Marquis von Fleuranges und dessen Vater, Robert von der Mark, Herzog von Bouillon, ihn ehrenvoll empfingen, und durch mehrere große Städte Frankreichs führten, um in dem Ritter eine Vorliebe für französische Sitten und Lebensweise zu erregen. Sie verfehlten auch ihre Absicht nicht, Sikkingen war von Bewunderung und Freude hingerissen, besonders als er am Hofe zu Amboise selbst eine ausgezeichnete Aufnahme fand, und aus des Königs Händen den französischen Feldherrnstab und eine goldene Kette, mehr als 3000 Rthlr. an Werth, in feierlicher Versammlung empfing, nebst der Zusicherung eines Jahrgehaltes von 5000 Franken. Dennoch fühlte sich Sickingen zuletzt gekränkt, weil nicht alle seine stolzen Erwartungen erfüllt wurden, indem der König ihm Truppen verweigerte, die er begehrte. Wenn er dennoch die Entwürfe des Königs begünstigte, so kam es wohl daher, weil er die Krone Karls des Großen lieber auf dem Haupte eines Nachkömmlings desselben, als auf dem eines Fremdlings zu sehen wünschte. Dieser Fremdling war Maximilians Enkel, der König von Spanien.

Kurz nach dieser Reise erhielt Sickingen neue Gelegenheit, seine Kriegslust zu befriedigen, und sein Ansehen zu erhöhen. In der Stadt Metz hatten einige gebietende Familien die Freiheiten der Bürger geschmälert, und sogar einige vertrieben, und unter diesen Gekränkten befanden sich auch Verwandte des Ritters. Er forderte Genugthuung von der Stadt, und als diese verweigert wurde, erschien er mit einem Heere von 19,000 Mann vor ihren Mauern. Die Stadt vermochte nicht lange

Widerstand zu leisten, und verstand sich endlich zur Zahlung von 30,000 Goldgulden, und einem Monatssolde für das Heer, damit Sickingen abziehen möchte.

Der Kaiser hatte lange gezögert, die über Sickingen, wegen Worms, ausgesprochene Acht in Wirksamkeit zu setzen; endlich, im Jahre 1517, wurden die Berathungen darüber vom Kaiser auf einem Reichstage zu Mainz fortgesetzt, doch mit sehr geringem Erfolge. Zwei mächtige Reichsglieder, Mainz und Pfalz, erklärten, daß sie sich nicht zum Zuge wider Sickingen verstehen könnten, indem sie bereits Unterhandlungen mit ihm angefangen hätten, und Maximilian war damit um so lieber einverstanden, da eine andere Angelegenheit, die Bestrafung Herzog Ulrichs von Würtemberg, ihm weit mehr am Herzen lag. Daher übertrug er es Churpfalz, Mainz und Brandenburg, mit dem Ritter zu unterhandeln, und gab schon dadurch zu erkennen, daß er es mit der Acht nicht gar zu genau nehmen wolle. Es kam ein Vertrag zu Stande, nach welchem zwei Jahre lang alle Feindseligkeiten gegen Worms ruhen sollten, und der Kaiser zeigte sich nun auch nicht abgeneigt, den Ritter von der Acht loszusprechen, wenn er vor ihm erscheinen würde. So machte sich denn Sickingen getrost auf, und zog nach Insbruck zum Kaiser. Als er in den Audienzsaal getreten war, wollte er einen Fußfall thun, aber der Kaiser hielt ihn bei der Achsel zurück, und sagte: »Nein, mein Franz, es bedarf dessen nicht, denn wir befinden, daß nur ein Mißverstand zwischen uns gewesen ist. Wir haben Dich auch darum nicht hierher erfordern lassen!« Sickingen, ermuthigt durch diese überraschende Freundlichkeit, richtete nun eine wohlgesetzte Anrede an den Kaiser, worin er seine Rechtfertigung vortrug. Maximilian lächelte, als er die gewandte Vertheidigung des Ritters

angehört hatte, und sprach: »Nun, nun, Franz! was geschehen ist, ist geschehen. Ich will Dir ein gnädiger Kaiser seyn. Wir haben Darum dich nicht her erfordern lassen. Die Ursache, warum dieß geschehen, hat Herr Renner, der hier gegenwärtig, Befehl, Dir in unserm Namen anzuzeigen. Wir wollen uns allergnädigst versehen, Du werdest Dich darin willfährig erzeigen.«

Die Forderung des Kaisers bestand darin, daß er dem Könige von Frankreich sogleich auffagen, und dem Kaiser wieder ein treuer Diener werden solle. Außerdem aber müsse er sich noch besonders verbindlich machen, in dem bevorstehenden Kriege des Kaisers und des schwäbischen Bundes wider Herzog Ulrich mit angemessenem Zuge Beistand zu leisten, und zu dem Ende einen schriftlichen Revers auszustellen. Hierzu war zwar Sickingen nicht sogleich bereit; doch auf Zureden seiner Freunde entschloß er sich endlich dazu. So ging also Franz von Sickingen, an Ehre und Selbstvertrauen, an Reichthum und politischem Ansehen nur gemehrt, aus einem Handel, bei dem er Ehre, Gut und Leben auf die Spitze gestellt hatte. Kecklich mochte er nunmehr der zahlreichen Feinde spotten, welche bereits seinen Fall geweissagt, und ungeduldig auf sein Verderben gelauert hatten.

Mit Anfang des Jahres **1519** war der Zeitpunkt eingetroffen, wo der Ritter sein dem Kaiser gegebenes Versprechen, wider Herzog Ulrich zu dienen, erfüllen mußte. Folgendes aber war die Lage der Dinge zwischen diesem Fürsten und seinen Feinden.

Herzog Ulrich von Würtemberg, durch seine rauhe, trotzige Natur, und die despotischen Grundsätze seiner Regierungsart, Schöpfer unsäglichen Jammers für sich selbst, seine Familie und das Land, hatte vor allem durch die hinterlistige Ermordung seines Stallmeisters,

Hans von Hutten, und durch die schmähliche Behandlung seiner Gemahlinn, Sabine von Baiern, die Rache einer einflußreichen Familie, und eines großen Theils der deutschen Edlen, welche den Handel als einen gemeinschaftlichen, die Ehre gesammter Ritterschaft betreffenden, ansahen, endlich den Zorn der baierschen Herzöge und des Kaisers selbst, schwer wider sich gereizt. Die Züchtigung des ohnehin sehr gewaltsamen, und wider die Verfassung des Reiches bei mehr als einem Anlaß frevelnden Fürsten, war daher seit längerer Zeit schon beschlossen. Maximilian mußte Sickingens Theilnahme an dem bevorstehenden Kampfe, sowohl wegen der persönlichen Wichtigkeit des Ritters selbst, als seiner zahlreichen Verbindungen unter dem Adel willen, äußerst wünschen. Vergeblich traten Kursachsen und Pfalz als Vermittler auf, und der Herzog war nicht wenig überrascht, als er hörte, daß Sickingen über 8000 rüstige Streiter wider ihn zusammenziehe.

Nachdem die meisten Mitglieder des schwäbischen Bundes dem Herzog die Freundschaft, die Lehnsvasallen aber die Dienstpflicht aufgekündigt hatten, fertigte ihm auch Sickingen durch zehn edle Knappen den Fehdebrief zu, welchen diese, von drei Trompetern begleitet, gebunden an Lanzen trugen. Die verschiedenen Abtheilungen des Bundesheeres setzten sich in Bewegung. Die beiden Fürsten von Baiern befehligten als oberste Feldherren, unter ihnen aber, und der That nach, als Feldhauptleute, Franz von Sickingen und Georg von Freundsberg.

Mehrere kleine Städte und Vesten ergaben sich nach kurzem Widerstande. Auch Stuttgart öffnete vor Dietrich Späth, weiland des Herzogs Obervogt zu Urach, am 19. April die Thore. Jetzt zogen die Verbündeten vor Tübingen. Franzen zur Seite befand sich der

kühne und geistreiche Ritter Ulrich von Hutten, jener hellleuchtende Stern im Leben deutscher Wissenschaft und Freiheit, seit einiger Zeit bereits Sickingen eng verbrüdert. Heftiger, als alle übrige Feinde des Herzogs, verfolgte er, voll des glühendsten Schmerzes um den hingewürgten Freund und Vetter, die Blutrache seines Hauses, und erfüllte das Gemüth Sickingens, der bis dahin einen mehr pflichtmäßigen Kampf eingegangen war, zu gleichem Hasse wider den Mörder. Nach hartnäckigem Widerstande, von Seiten der Belagerten, wurden sie erst von Tübingen Meister. Der Hauptstadt Stuttgart selbst im Allgemeinen, und somit auch Doctor Johann Reuchlin, der innerhalb ihren Mauern sich befand, drohte schwere Mißhandlung, ja Verderben. Da eilte Franz, durch Hutten deß berichtet, denselben vor dem Kriegsvolke zu schützen. Und durch ihn kam auch zum Theil den Bürgern selbst Heil und Rettung.

Dem Beispiel der genannten folgten bald die meisten übrigen Städte des Fürstenthums. Sickingen trug durch Tapferkeit und Kriegskunde hiezu nicht wenig bei, und sein Werth wurde von den Oberfeldherren, wie vom gemeinen Volke anerkannt.

Die Kraft des Vaters hatte bei diesem Anlasse auch in dem zweiten Sohne Hans von Sickingen (der ältere, Schweikard, war bereits ein stattlicher Junker) Keime und Blüthen zu treiben begonnen. Fröhlich war er mit in's Lager gefolgt. An der Spitze von nicht mehr als fünf und zwanzig Reitern zerstreute er eines Tages bei einem heftigen Angriffe einen Haufen von 200 Herzoglichen. Die erste Waffenthat berechtigte zu noch größeren Erwartungen.

Das ganze Fürstenthum war nunmehr von den Feinden besetzt; leider nicht ohne große Verwüstungen und

vielfache Mißhandlung der Unterthanen, welche dafür, daß sie, theils in erzwungener, theils in freiwilliger Treue, die schlechte Sache ihres Landesherrn vertheidigten, mehr als theuer büßen mußten.

Die Kriegsbeute an Geld, Kleinodien und andern Dingen wurde nach Verhältniß der geleisteten Dienste und aufgewendeten Kosten unter die Fürsten und Anführer vertheilt. Sämmtliche Bundesgenossen erhielten überdieß ihren Antheil Geschütz. Auch Sickingen forderte nun gebührende Entschädigung für die großen Opfer, die er der Sache des Bundes gebracht. Und als darüber Schwierigkeiten sich erhoben, blieb er in der Landschaft so lange stehen, bis Stadt und Amt Neuburg ihm überlassen wurden. Nachher fiel ihm auch noch das Städtchen Wildbach zu.

Sickingen erscheint in dem Verhältnisse zu seinen Freunden und Vertrauten nicht weniger achtungswerth, als in den ritterlichen und kriegerischen. Wir sehen ihn unter den muthigen Verfechtern der edelsten Güter der Menschheit. Von Rohheit eben so weit, als von Verfeinerung entfernt, hatte sich Franz durch die Klarheit seines Geistes bessere Begriffe über den Adelstand, die Religion und Kirche gebildet, als seine verfinsterte Zeit hatte. Sein Blick ruhete mit Lust auf den Männern, welche im Reiche der Wissenschaft und in dem Gebiete der Religion als rüstige Kämpfer für Geistesfreiheit und höhere Bildung auftraten. Indem er die Rechte des Adels gegen die Anmaßungen der Geistlichen und der Städte aus allen Kräften schützte und geltend machte, und den alten Rittergeist, als Schutz der Bedrängten und Wehrlosen, aufrecht zu erhalten suchte, legte er zugleich der Gelehrsamkeit einen hohen Werth bei, und daher waren die gelehrtesten Leute nicht minder, als die tapfer-

sten, seine vertrauten Freunde. Darum sehen wir in der Reihe dieser Freunde neben einem Götz von Berlichingen und Ulrich von Hutten, auch einen Reuchlin, den Freund und Lehrer seiner Jugend.

Götz von Berlichingen, dessen Abenteuer und Thaten durch ihn selbst, in einer, während der Muße des Alters, in der liebenswürdigsten und leidenschaftlosesten Einfalt geschriebenen Biographie, so wie durch das dramatische Denkmal des ersten deutschen Meisters, verewigt sind, gehörte zu den im vollem Sinne des Wortes edelsten Rittern Schwabens, und hätte eine thatkräftigere Zeit, und ein größere Thaten forderndes Vaterland verdient. Nicht ohne Rührung lies't man aus jener Selbstbeschreibung, wie aus so manchen Vorfällen seines Lebens, den liebenswürdigsten Charakter voll Thatendrang, Herzensgüte, Rechtlichkeit, Frommsinn und Haß gegen alles Schlechte, heraus, und bedauert bloß die in hundert kleinen Fehden und innerlichen Kämpfen, ja selbst (nach dem noch immer nicht ganz vertilgten Geschmack der Ritterwelt) bei Wegelagerungen so nutzlos verschwendete Kraft, die in Nationalkriegen und volksthümlichen Unternehmungen viel des Großen und Herrlichen erzeugt haben würde. Götz gehörte nicht zu denjenigen Männern, die, wie Sickingen, ihre Zeit übersehen, und eigenthümliche Plane in's Große verfolgen konnten. Ihm war ein hellgebildeter, aber beschränkter Verstand, sobald es höhere Verhältnisse betraf, ein starker Wille und ausdauernde Seelenkraft verliehen; aber beide waren auf untergeordnete, einzelne Vorfälle in Krieg und Frieden begränzt. Handfeste Tapferkeit, Geradheit vor Freund und Feind, Männerstolz vor Hohen und Niedern, und Treue bis in den Tod für anerkanutes Rechtes und Gutes — dieß sind die Züge, aus denen der historische Maler

Götzens Charakterbild entwerfen muß. Er kannte übrigens seinen eigentlichen Standpunkt genau, und von demselben niemals sich entfernend, folgte er meist bei größern Dingen der Fahne jener, deren Kopf aussann, was sein Schwert erkämpfen oder schirmen sollte. Damit ist auch bereits sein Verhältniß zu Franz von Sickingen bezeichnet.

Als treuer Anhänger des Herzogs Ulrich hatte ihm dieser den wichtigen Posten des Schlosses und Städtchens Möckmühl anvertraut, und mehrere der Tapfersten vom Adel hatten sich mit ihm in die Veste geworfen; allein Mangel an Lebensmitteln zwang sie, nach rühmlicher Ausdauer, sich auf freien Abzug zu ergeben. Allein das gegebene Wort ward schnöde gebrochen, und daher erschien Sickingen zweimal vor Heilbronn, wo man Götzen in unwürdiger Gefangenschaft hielt, um ihm eine seinem Stande gemäße Befreiung auszuwirken.

Inniger noch, als mit dem Berlichingen, war Sickingen mit Hutten befreundet, weil er in ihm einen Geistesverwandten erkannte. Beide fühlten es ganz, was jeder an dem andern gewonnen, und während Hutten seinen Freund in Schriften verherrlichte, schützte Franz mit starkem Arm, aller Abmahnungen und Aufforderungen spottend, den muthigen Verfechter der Freiheit gegen jeden Angriff von oben und von unten.

Das ganze Gefühl seines Herzens aber, sowohl über Sickingens persönlichen Werth, als die von demselben empfangenen Liebesdienste ist in jenem denkwürdigen Schreiben Huttens niedergelegt, mit welchem er ihm einige seiner, bloß dem Freunde zu Liebe übersetzten Schriften wider die geistigen Tyrannen zueignete. Wir geben es hier in einigen Stellen. »Dem edlen, hochberühmten, starkmüthigen und ehrenvesten Franzen von Sickingen, Kaiserlicher Majestät Rath, Diener und Hauptmann, mei-

nem besondern vertrauten und tröstlichen guten Freund, entbeut ich, Ulrich von Hutten, meinen freundlichen Gruß und willigen Dienst.«

»Ohn' Ursach' ist das Sprüchwort (»in Nöthen er»kennt man den Freund«) nit in Gebrauch kommen. »Dann wahrlich darf niemand sagen, daß er mit einem »Freund verwahret sey, er habe dann den in seinen noth»dürftigen anliegenden Sachen dermaßen, daß er ihn in»wendig und auswendig kenne, versucht und geprüft. »Wiewohl nun der glückselig zu achten, dem nie vonnö»then ward, einen Freund dieser Gestalt zu probiren, mögen »doch auch die sich der Gnaden Gott's berühmen, so in »ihren Nöthen sich beständige und hart haltende Freund »erfunden haben, unter welchen ich mich dann nit wenig »Gott und dem Glück zu bedanken hab. Dann als ich »uf das äußerlichst an Leib, Ehren und Gut von meinen »Feinden genöthiget, so ungestümiglich, daß ich kaum »Freund' anzurufen Zeit gehabt, bist du mir nit (als »oft geschicht), mit tröstlichen Worten, sondern hülftra»gender That begegnet, ja mag ich, als das Sprichwort »ist, sagen, vom Himmel zugefallen.« Aber ich hab »mir nit fürgenommen, in dieser Vorred dein Lob zu be»schreiben, sonder einmal meinem Herzen, das gesteckt »voll guter Gedanken und freundlicher Gutwilligkeit, die »ich gegen unwidergeltlichen an mir begangenen Wohl»thaten, die du doch noch täglich je mehr und mehr »überhäufest, trag, ein Luft (zu machen), schenk dir zu »diesem neuen Jahr die nachfolgende meine Büchlein, »die ich in nächst verschienen Tagen, in der Gerech»tigkeit (wie vorgenannt) Herbergen, eilends und »ohn' größern Fleiß verteutsch hab.«

»In Reuchlins Sache (schreibt er an den berühmten Erasmus von Rotterdam) hat besonders Franz von

Sickingen seine Größe gezeigt, ein Mann, dergleichen Deutschland lange Zeit nicht mehr gehabt hat, und der verdient, auch durch dich der Nachwelt empfohlen zu werden. Ich hoffe gewiß, daß Franz von Sickingen unserer Nation große Ehre bringen wird. Nichts bewundern wir an den Helden des Alterthums, was er nicht nachzuahmen sich bestrebte. Er ist weise, beredt, thatkräftig, und alles, was er spricht und thut, ist edel und groß. Gott segne die Unternehmungen dieses deutschen Helden.«

Der Name Reuchlin führt uns in den Zusammenhang unserer Erzählung zurück, und zu der dritten merkwürdigen Bekanntschaft, welche Franz von Sickingen während des Krieges gegen Würtemberg gemacht, oder vielmehr zu einer der ältesten, die er bei diesem Anlasse wieder erneuerte.

Doctor Johannes Reuchlin, von wissenschaftlichen Freunden gewöhnlich nur Kapnio genannt, wurde, nebst Erasmus, als Hauptreformator des guten Geschmacks und gediegener Wissenschaft in Deutschland, und selbst weit über dasselbe hinaus, zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts allgemein verehrt. Während des Krieges gegen den Herzog Ulrich hielt er sich zu Stuttgart auf, und der Gram über das Unglück seines Vaterlandes, so wie seine Besorgniß, daß er Eigenthum und Leben in diesem grausamen Kriege verlieren könnte, zerrütteten seine Seele. Ulrich von Hutten machte Sickingen auf die Gefahr des verdienstvollen Gelehrten aufmerksam, und Sickingen, der sich dankbar seines alten Lehrers öffentlich erinnerte, ließ sogleich nach dem Einzuge in die Stadt bekannt machen, daß bei schwerer Ahndung Niemand es wagen sollte, sich an Doctor Johann Reuchlin zu vergreifen, der unter dem besondern Schutze der Häupter des Bundes stehe. Ehrfurchtsvoll ging er ihm sofort auch

entgegen, umarmte ihn auf das herzlichste, und flößte ihm neuen Lebensmuth und neue Hoffnung ein. Zugleich verhieß er ihm seinen treuen Schutz gegen jeden Feind, der die Ruhe seines Alters zu trüben sich fürder unterfangen würde.

Unser Ritter sorgte auch in der Folge noch eifrig für seinen gelehrten Freund und ehemaligen Lehrer. Durch seine Verwendung bei den baierschen Fürsten erhielt Reuchlin eine Lehrstelle an der hohen Schule zu Ingolstadt, welche damals sehr, und noch lange fortblühete, bis die zudringliche Zwingherrschaft der Jünger Loyola's dem geistigen Leben und dem Ruhme der Anstalt den Todesstreich versetzte.

Die glänzendste Periode in unseres Ritters Leben ist die, in welcher es seiner Gewandtheit im Unterhandeln und seinem Ansehen gelang, die deutsche Kaiserwahl zu entscheiden. Mit den beiden Roberts, die jetzt gegen Frankreich entrüstet waren, verbündet, arbeitete er zuerst im Stillen daran, dem Könige von Spanien den Weg zum Kaiserthrone zu bahnen. Böhmen, Mainz und Sachsen waren für Don Carlos, und Joachim von Brandenburg, ein Fürst ohne Ehrgeiz, erklärte sich ebenfalls günstig. Zu spät versuchte es jetzt der ehrsüchtige Franz von Frankreich, den Ritter, den er kurz zuvor durch eine fast verächtliche Behandlung sich zum Feinde gemacht hatte, zu versöhnen und zu gewinnen, und als nun der entscheidende Tag herankam, erschien Franz zu Höchst, zwei Stunden von Frankfurt, mit einem Heere von 15,000 Mann. Davon waren 10,000 auf eigene Kosten geworben, die übrigen waren ein spanischer Heerhaufe, den Robert von der Mark eine Zeit lang befehligt hatte. Hier trat Sickingen in einer Fürstenversammlung mit gewohnter Zuversicht auf, und bewirkte durch seine Beredsam-

redsamkeit den einmüthigen Beschluß, daß das spanische Heer durch Markgraf Kasimir von Brandenburg=Kulmbach um 6000 Mann verstärkt, vor Frankfurts Wällen sich lagern solle, um jeden Einfluß der Macht Frankreichs zu entfernen. So geschah es denn, daß die Mehrheit des deutschen Volkes die heilige Krone des Reiches auf dem Haupte des hoffnungsvollen Sprößlings aus des großen Maximilians Geschlechte sah.

Franzens Ansehen war durch diesen, in den Wahlgeschäften behaupteten, und zur allgemeinen Kunde gekommenen Einfluß, wo möglich, noch gestiegen. Der deutsche Adel erneuerte seine Huldigungen bei ihm, und seine Freunde und Feinde hielten ihn für unüberwindlich, in der öffentlichen Meinung, wie in seinen Burgen. Der neue Kaiser wußte für das große Verdienst erkenntlich zu seyn. Ein huldvolles Schreiben berief ihn nach der Krönungsstadt Aachen, woselbst er auf das freundlichste empfangen wurde, und zur Rechten des Kaisers, der auf dem Throne saß, Zeuge von dessen Erhebung, und dem Triumphe der von ihm vertheidigten Sache seyn mußte. In einer persönlichen Unterredung machte darauf Karl noch nähere Bekanntschaft mit ihm.

Auch der im Sickingenschen Heere befindliche Adel hatte seinerseits nicht unterlassen, den jungen Monarchen auf das angemessenste zu beglückwünschen, und zugleich, im Namen seiner und sämmtlicher Edlen Deutschlands, mittelst Hinweisung auf die Noth der Zeit und die Bedürfnisse des Vaterlandes, für Erhörung der Wünsche desselben, und für die Heilung seiner Gebrechen ihn zu stimmen. Dieß geschah in einer, mit großer Freimüthigkeit von Sickingen in deutscher Sprache verfaßten Denkschrift, in welcher das schwäbische Heer der preiswerthe

Rächer deutscher Freiheit, und ruhmvoller Bestrafer der Tyrannei genannt wird.

Nach beendigten Feierlichkeiten zog Karl mit dem Hoflager nach Worms, und lud auch von hier aus Franzen zu sich. Da aber dieser, wegen fortdauernder Irrungen mit dieser Reichsstadt, es nicht für gut fand, in der Mitte nachstellender Widersacher zu verweilen, so ward er, in der Nähe von Worms, gen Neuhausen berufen. Der einfache Ritter mußte hier der Verlegenheit eines Beherrschers von drei großen Reichen durch einen Vorschuß von 2000 Dukaten zu Hülfe kommen.

Der Kaiser war nun Willens, Sickingen und seine Nachkommen, zum Beweise seiner Erkenntlichkeit, in den Reichsgrafenstand zu erheben. Allein Franz überließ dieß titelsüchtigern Nachkommen, und verschmähete, stolz auf den alten Adel seines Geschlechts, und den einfachen Ruf seines Namens, jeden hinzugesetzten Lappen von etwas kostbarerem Gewirke. Nur das ließ er sich, aus Achtung für den Kaiser, und für die freundschaftliche Bitte der Erzherzoginn Margaretha, Schwester Karls V., gefallen, daß er zum »obersten Hauptmann, Rath und Kämmerer« ernannt wurde.

Sehr unerwartet sahe sich der Kaiser im Jahr 1521 von einem Fürsten mittleren Ranges befehdet, der noch kurz zuvor seine Wahl sehr thätig befördert hatte, von dem Herzoge von Bouillon, Robert II. von der Mark. Dieser hielt sich von dem Kaiser gekränkt, dem er eine Beschwerde zur Entscheidung vorgetragen hatte, und trat zur Parthei seines Gegners über, dem er sich reuig in die Arme warf, und der ihn mit Entzücken aufnahm. Robert dachte in des Kaisers Staaten, während dessen Abwesenheit auf dem Reichstage zu Worms, einzufallen, und, der Unterstützung Frankreichs sicher, verachtete er in

eitlem Selbstvertrauen alle Warnungen umsichtiger Freunde, welche seine und des Kaisers Macht mit unbefangenen Augen gegen einander abwogen. Auch der Umstand, daß sein bisheriger Freund und Waffengefährte Sickingen erklärte, daß er mit dem Kaiser seyn wolle, hätte ihn abhalten sollen. Sickingen sah seinen Ehrgeiz nicht wenig durch die Auszeichnung befriedigt, die ihm der Kaiser erwies, indem er ihm mit Nassau gemeinschaftlich den Oberbefehl seines Heeres anvertraute. Sehr bald fühlten Sedan und Bouillon den Arm des Rächers; die meisten Plätze fielen, und wurden geschleift. Sedan leistete zwar unter des Herzogs eigenen Befehlen Widerstand; doch sahe sich dieser bald genöthigt, um einen sechswöchentlichen Waffenstillstand zu bitten. Dieser wurde gewährt. Nachdem sich der Kaiser der Freundschaft Heinrichs VIII. von England versichert hatte, beschloß er, den unversöhnlichen Feind des deutschen Reiches ernstlich für seine zweideutige Rolle zu strafen. Daher erhielten Sickingen und Nassau Befehl, in Frankreich einzurücken. Sehr bald waren die Kaiserlichen Meister der Grenzen von Champagne, nur Mezieres hinderte noch das weitere Vorrücken.

Im Kriegsrathe des Königs zu Paris hatten sich schon die meisten Stimmen für die Schleifung des schwach befestigten Mezieres erklärt, als Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, auftrat und erklärte: »Sire! es giebt keinen Platz, der schwach ist, wenn tapfere Männer ihn vertheidigen. Ich selbst will in Mezieres mich einschließen; für das Gelingen meiner Sache bürge ich.« Alles klatschte dem Helden Beifall zu, und viele tapfere junge Degen aus den edelsten Häusern wetteiferten unter einander, seinem Beispiele zu folgen. Diese Freischaar langte gerade noch zur rechten Zeit in Mezieres an, um den Ausbruch der höchsten Verzweiflung bei den Einwohnern

zu hemmen. Zwar schien wenige Hoffnung vorhanden, den Platz auch nur einige Zeit behaupten zu können, aber Bayard traf in kurzem seine Anstalten so kräftig und weise, daß ein neuer Geist auch unter einem großen Theile der Bürger sichtbar wurde, und sie getrost dem Kommenden entgegen sahen.

Schon nach zwei Tagen erblickten sie die Schaaren der Kaiserlichen in zwei großen Abtheilungen heranrücken. An der Spitze der einen blieb Graf von Nassau jenseit der Maas stehen; mit der andern, 15,000 Mann stark, setzte Franz von Sickingen über den Strom, und schlug auf Anhöhen, welche die Festung beherrschten, sein Lager auf. Des folgenden Tages fertigten beide Heerführer einen Trompeter an Bayard ab, ihn zur Uebergabe der Stadt aufzufordern. Derselbe hatte den Auftrag, ihre Gefühle der Hochachtung gegen die ausgezeichnete Tapferkeit und den Charakter des Ritters ohne Furcht und Tadel, und ihr Bedauern über sein Schicksal zu erkennen zu geben, falls Mezieres mit Sturm genommen werden sollte. Sie baten ihn, dieß letztere wohl zu bedenken, indem eine solche Katastrophe ihm nicht nur seinen bisherigen Kriegsruhm (als der nebst Muth auch Weisheit in sich fasse), sondern selbst das Leben kosten dürfte.

Bayard lächelte, als er diese Botschaft vernommen, und erwiederte: »Meldet denen, die euch abgeschickt, daß, ehe ich einen Platz verlasse, den mein Herr, der König, meiner Treue anvertrauet, ich ihn zuvor mit den Leichen seiner Feinde überfüllt haben werde. Diese sollen die einzige Brücke seyn, über die sie ihren Einzug in die Veste halten mögen.« —

Als der Herold diese Antwort in Gegenwart des Hauptmanns Jean Picart, eines Franzosen von Ge-

burt, aber in des Kaisers Diensten, dem Feldherrn zurückgebracht, sagte derselbe: »Erlauchte Herren! Ich kenne den Bayard, und habe unter ihm gedient; so lange der am Leben, hofft nicht, in Mezieres sieghaft einzuziehen.« Da nahm der Graf von Nassau das Wort: »Wie, Picart! ist dieser Bayard denn von Eisen oder Erz? wohlan, wenn er wirklich so bewährten Muth besitzt, als er das Ansehen sich giebt, so rüste er sich, es uns zu beweisen; denn binnen vier Tagen will ich ihm so viele Kanonenkugeln hineinsenden, daß er nicht wissen wird, wohin sich zu wenden.«

Die Beschießung nahm nun in der That ihren Anfang, und des Grafen Wort wurde erfüllt. Die französischen Historiker schildern fast poetisch umständlich die Verheerungen, die das kaiserliche Geschoß angerichtet. Ein Thurm sank in Trümmern, und bewirkte eine so große Bresche, daß der Muth der Besatzung etwas zu wanken schien. Zwei Rotten flohen, von panischer Furcht ergriffen, so sehr auch die dem Könige treu gebliebenen Hauptleute sie zurückzuhalten bemüht waren, durch die Bresche, oder zu den Thoren hinaus. Bayard ließ jene ausfüllen, diese verschließen, und stärkte durch kluge Anreden die übrigen Krieger von neuem in ihrer Pflicht. Seine rastlose Thätigkeit verbesserte den zugefügten Schaden bald wieder, und hemmte das weitere Vordringen der Kaiserlichen. Doch es würde unmöglich gewesen seyn, die Stadt bloß durch tapferen Widerstand zu retten, Bayard mußte auch zur List seine Zuflucht nehmen, als der Entsatz ausblieb, und er that es mit dem glücklichsten Erfolge. Es gelang ihm, den Samen der Zwietracht unter seinen Gegnern auszustreuen, und Sickingen zu reizen, daß er den unglücklichen Entschluß faßte, sich von Nassau zu trennen, und über die Maas zurückzuge-

hen. Als er diesen Zweck erreicht hatte, gab er sogleich dem Könige Nachricht davon, und dieser rückte nun mit einem wohlgerüsteten Heere bis Rheims vor, entschlossen, den Deutschen eine Schlacht zu liefern. Jetzt mußten die Kaiserlichen Mezieres aufgeben, und sahen sich durch epidemische Krankheiten, Mangel und Kälte selbst zum Rückzuge genöthigt, der aber als ein Meisterstück der Kriegskunst selbst von dem Feinde anerkannt wurde.

Nach diesem Kriegszuge beschäftigte Luthers großes und heilbringendes Unternehmen die Seele des frommen und geistreichen Ritters unablässig, und erweckte in ihm den lebhaftesten Antheil. Er war längst überzeugt, daß die Kirche Jesu Christi einer Läuterung bedürfe, und daß diese nur dann zu hoffen sey, wenn man der unrechtmäßigen Gewalt und Herrschaft des Papstes ein Ziel gesetzt habe. Daß dieß nur durch ein Bündniß der Gutgesinnten möglich sey, und daß in dieser Sache auf gütlichem Wege, und durch Unterhandlungen nichts bewirkt werden könne, war ihm ungezweifelt, und darum verband er sich mit Gleichgesinnten zur kräftigsten Unterstützung des kühnen Unternehmens, besonders mit Ulrich von Hutten, der allen Freunden der religiösen Aufklärung als der tüchtigste Vorkämpfer der politisch-religiösen Freiheit erschien, in so fern mit den Waffen des Geistes gekämpft werden sollte. Dieser würde viel früher ein Opfer seiner unerschrockenen Freimüthigkeit geworden seyn, wenn Sickingen nicht persönlich die Vertheidigung seines hart angeklagten Freundes bei dem Kaiser geführt, und ihn auf der Ebernburg, dieser Herberge der Gerechtigkeit, eine Freistatt eröffnet hätte. Hier fanden noch manche andere Anhänger Luthers Aufnahme und Schutz, besonders die berühmten Gelehrten Oekolampadius und Melanchthon.

Der Letztere verweilte nur einige Wochen auf der

Ebernburg, in der Absicht, Sickingens eigentliche Gesinnungen, hinsichtlich der von Luther unternommenen Kirchenverbesserung, zu erforschen. Bald nahm er wahr, daß sie zwar in der Hauptsache wohl ganz übereinstimmten, aber keineswegs in der Wahl und Anwendung der Mittel zur Beförderung dieser Verfassung. Der sanfte und friedliebende Melanchthon verwarf alle gewaltsame Schritte, und fand Sickingens Unternehmungen gefährlich und verderblich. Dennoch ward Sickingen im Feuereifer, und in dem glühendsten Hasse gegen den Papst und dessen Oberherrschaft von seinem Verwandten, Hartmuth von Kronberg, weit übertroffen, der den Papst geradezu den Statthalter des Teufels nennt.

Ehe der Reichstag vom Jahr 1521 zu Worms noch seinen Anfang nahm, hatten viele Fürsten, denen vor einer Volksbewegung bangte, für gütlichen Vergleich der Sache Luthers ihr Möglichstes angewendet, und der Kaiser selbst, auf Betreiben seiner Räthe und des Erzbischofs von Mainz, wünschte, daß auf der Ebernburg dießfalls die Unterhandlungen geschehen möchten. Franz lud daher Luthern schriftlich zu einem Besuche zu sich ein, ehe er in die Mauern von Worms sich wage, schilderte, in Verbindung mit vielen andern Freunden, so in der Nähe sich befanden, die großen, ihm daselbst drohenden Gefahren, und suchte ihm augenscheinlich zu machen, daß die List und Wuth seiner Feinde weder erlaubte noch unerlaubte Mittel sparen würden, um ihn, wie weiland Hussen, zu verderben. Welche Reihe von Ereignissen und Weltschicksalen hing von der Antwort und dem Entschlusse Luthers auf diese Einladung ab! Aber er schlug den Besuch geradezu aus, und, von dem Geiste, der ihn ganz erfüllte, und von seinem und Deutschlands Verhängniß getrieben, gab er jene merkwürdige Antwort: »Nicht nach der

Ebernburg, nach Worms bin ich beschieden; und wenn so viel Teufel als Ziegel auf den Dächern wären, so müßte ich doch hinein.«

Während dieses Reichstags hatten die beiden Ritter von allem, was öffentlich, und in den Kabinetten noch so verschwiegen vorging, stets genaue Kunde erhalten; das Sickingensche Gold öffnete allenthalben Herzen und Thüren. Sie empfingen bald die Ueberzeugung, daß der Kaiser für immer aufzugeben, und aus eigenen Kräften die Sache der Freiheit zu vertheidigen sey. Hutten eröffnete daher, noch während der Dauer des National-Congresses, seinen literarischen Feldzug mit einer Reihe von Schriften wider das Papstthum und seine Anhänger, welche durch Inhalt und Ton alle früheren an Kraft und Bitterkeit übertrafen, und außerordentlichen Eindruck bei Freund und Feind, in verschiedenem Sinne, bewirkten. Diese Schriften wurden auf der Ebernburg selbst, wohin entweder Hutten seine Presse von Stackelberg aus hatte führen, oder Franz eine eigene zu diesem Gebrauche hatte fertigen lassen, gedruckt, und schnell verbreitet. In den meisten derselben sind die Grundsätze klar bezeichnet, welche die beiden Ritter von nun an beseelt, und da diejenigen, worin Franz redend eingeführt wird, unter seinen Augen, ja manche vielleicht gemeinschaftlich von Beiden verfertigt wurden, so können wir richtiger, als aus allen historischen Muthmaßungen und biographischen Notizen, Sickingens, so wie seines Freundes politisch-religiöses Glaubensbekenntniß daraus kennen lernen. Luther ahnete Franzens Plane, und erfuhr von Hutten ohne Schminke, wozu dieser den Freund und den deutschen Adel antrieb. Er widerrieth aber jede Gewaltthat mit den merkwürdigen Worten: »Die Welt ist durch das Wort überwunden, die Kirche dadurch gerettet worden, und sie

wird also auch durch dasselbe wieder hergestellt werden. So wie überdieß der Antichrist sein Reich ohne Gewalt der Waffen angefangen hat, so wird es auch ohne dieselben zerstört werden.« —

Hartmuth von Kronberg stammte aus einem sehr alten und angesehenen Rittergeschlechte am Rhein, dessen Güter in der Nähe von Frankfurt lagen, und dessen Hauptsitz Stadt und Schloß Kronberg bildeten. Die Familie hing schon früher mit jener der Sickingen eng zusammen, und in Franzens Leben erscheinen zwei Kronberge als äußerst thätige Bundesfreunde, von denen wir Hartmuth, den ältern, bereits mit vor Worms erblickt haben. Der jüngere Hartmuth, der Gegenstand unserer Aufmerksamkeit, schien durch ritterliche Thaten weniger, als durch die heftigen Fehden, welche er mit erbitterten Widersachern des Evangeliums bestand, den Ruhm seines Geschlechts gemehrt zu haben. Der Frühesten einer, erhob er sich mit Sickingen und Hutten, um den deutschen Adel zu kräftiger Unterstützung Luthers zu gewinnen, und warb im Sinne der beiden Ersteren auf Reisen und durch Rede und Schrift. Sein Eifer kannte bald keine Grenzen mehr, und, von höhern Ueberzeugungen angetrieben, wagte er das Gefährliche selbst. An Hohe und Niedere ergingen nunmehr feuerflammende Ermahnungen, und Herr Ulrich diente ihm als Vorbild hierin. Selbst der Papst und der Kaiser wurden angeredet, in einer Sprache, die nur ein Mann redet, welcher aller irdischen Interessen vergessen hat, und in unerschütterlichem Glauben an den Sieg eines bessern Prinzips, mittelst des Gefühls einer höhern Beglaubigung und Hülfe über alle Menschenfurcht getragen wird.

Mit Entzücken nahm Luther diese Bestrebungen Junker Hartmuths wahr, und richtete deshalb ein eigenes

Missive an ihn, über den Text: »Selig Alle, die da Versuchung leiden ꝛc.!« Kronberg beantwortete es umgehend in einer neuen Schrift an Luther, ganz im Geiste der Epistel »an die von Kronberg« niedergeschrieben.

Als Sickingen sich überzeugte, daß von dem Kaiser keine Beförderung der guten Sache, welche Luther betrieb, zu erwarten war, rüstete er sich, sie mit dem Schwerte zu fördern, und sich, unter dem Titel eines Rächers der deutschen Freiheit, eine eigene Bahn zu brechen.

Einverstanden mit den Ritterkantonen Schwaben, Franken und Rheinstrom, beschloß er die Gründung eines engern Vereins, und veranlaßte eine Zusammenkunft sämmtlicher Mitglieder derselben in Landau, damit daselbst, in Betreff der Form und der nähern Verhältnisse des Bundes, die geeigneten Maaßregeln verabredet würden. Eine große Zahl von Rittern erschien wirklich, auf die ergangene Einladung, in jener Stadt, welche man, ihrer Lage willen, für das Vorhaben am tauglichsten fand. Alle erklärten sich willig, ihre Herzen und Schätze dem großen Werke zu erschließen, und mit Freudigkeit auf die Satzungen zu schwören, die der edle Ritter ihnen vorlegen würde. Er ließ daher, wie er zu thun gewohnt war, die heilige Schrift bringen, und bei dem ewigen Worte des Höchsten, und bei dem Inhalt unseres Heils, der keine Täuschung zuläßt, und den freveln Meineid einer falschen Zunge den gerechten Strafen des Rächers, hier auf Erden aber unvertilgbarer Scham überantwortet, auf drei Jahre lang standhaften Dienst und Treue dem Bündnisse schwören. Sofort ward zur Wahl eines Oberhauptes geschritten, Franz mit Stimmeneinhelligkeit als oberster Hauptmann anerkannt, und die Leitung der Dinge

vor und während des Krieges ihm übertragen. Zu gefährlich schien es jedoch den Verschworenen, den wahren Zweck dieser Verbindung auch nur von ferne schon jetzt öffentlich bekannt werden zu lassen. Darum beschloß man, in der Absicht, diese Aufmerksamkeit, wenigstens bis zur Vollendung der nothwendigsten Rüstungen, zur Zeit noch abzulenken, und dem Bunde ein unschuldiges Aeußere zu leihen, eine Urkunde aufzusetzen und bekannt zu machen, welche als nächsten Zweck der Einung, »die Aufrechthaltung guter Polizei unter einander,« angeben sollte.

Dieser Schritt der Ritterschaft, und die Urkunde selbst, welche in manchen einzelnen Punkten allgemeinen Reichssatzungen widerstritt, mußte um so größeres Aufsehen erregen, als die meisten Mitglieder zugleich Theilnehmer des schwäbischen Bundes waren, welchen Karl V., unvorsichtig genug, in demselben Jahre auf längere Zeit wieder neu bestätigt hatte; als ferner das neu angeordnete Reichsregiment zum Theil aus Genossen der Landauer Einung bestand, und man mit Grund den öffentlich gedruckten noch geheime Artikel beigefügt fürchtete.

Es ist höchst unwahrscheinlich, daß die gehässigen Anschuldigungen der Feinde Sickingens, daß er nach nichts Geringerem, als nach der Kaiserkrone gestrebt, und nur aus ehrgeizigen Absichten dieses Bündniß eingeleitet habe gegründet sind. Eine Empörung gegen das rechtmäßige Oberhaupt des deutschen Volkes konnte einem so redlichen und gottesfürchtigen Manne nicht in den Sinn kommen; nur die Zerstörung der Priesterherrschaft in Deutschland scheint sein Zweck und Wunsch gewesen zu seyn, und zugleich die Zerstörung alter Vorurtheile.

Denjenigen deutschen Fürsten aber, welchen der große Sickingensche Heerzug galt, waren, noch vor der Ver-

sammlung der Verschwornen vom Adel zu Landau, die feindseligen Gesinnungen und gefährlichen Pläne Franzens durchaus nicht verborgen geblieben. Schon längere Zeit zuvor war Neid und Scheelsucht über das unerhörte Wachsthum eines Ritters vom niedern Adel, der an Ruf, Macht und Reichthum die gewaltigsten Fürsten Deutschlands zu überholen im Begriffe war, in ihr Herz gekommen, und sie ahneten mit Schrecken die Möglichkeit noch kühnerer Unternehmungen seines Ehrgeizes. Die Gährung unter der Klasse des gemeinen Volkes, der freiheitstolze Sinn des Bürgerstandes, die verwegenen Grundsätze der Neuerer im Glauben, endlich die habsüchtigen und verzweiflungsvollen Wagnisse des Adels, als dessen Stimmführer Franz von Sickingen seit einiger Zeit in ihren Augen mit Recht galt, bestätigten die nur allzu gegründeten Besorgnisse. Die Parthei der Romanisten und Curtisanen, gereizt durch die Verfolgungen, welche sie von Seiten jener Edlen sich täglich ausgesetzt sah, und durch die Verachtung, mit der vorzüglich Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten jederzeit gegen sie auftraten, und öffentlich und heimlich zu ihrem Schaden wirkten, unterließ nichts, was die geistlichen Dynasten zum Haß und zur Bekämpfung des Sickingenschen Anhangs stacheln konnte. Bei allen Anlässen daher, die sich auf Reichstagen, und bei kleineren Versammlungen der betreffenden Fürsten ergaben, vernahm man von denselben die heftigsten Klagen. Besonders äußerte sich der Erzbischof von Trier sehr heftig gegen Sickingen.

Der wichtigste Verbündete des Ritters, oder wenigstens Freund und Bundesgenosse im Allgemeinen, war der Erzbischof Albrecht von Mainz. Er versprach Sickingen zu seinem vorhabenden Unternehmen Subsidiengelder, ließ eine Menge Ritter und Landsknechte aus sei-

nem Kurstifte zum Sickingenschen Kriegsvolke stoßen, oder heuchelte wenigstens, in seinem Herzen der nahen Demüthigung des erzbischöflichen Bruders sich freuend, Unkunde von der im Mainzischen Statt gehabten Werbung.

Unter allen geistlichen Fürsten hatte keiner die evangelische Lehre so grimmig verfolgt, wie der Erzbischof von Trier; daher ward er als das Haupt der Feinde Luthers betrachtet, und der verwegene Ritter suchte durch seine Bewältigung dem Evangelium Bahn zu machen, in der Hoffnung, der Kaiser werde den stolzen Prälaten sich selbst überlassen, da er ihm bei der Kaiserwahl so schlimme Dienste geleistet habe. Doch hierin irrte sich leider Sickingen, so wie in der Voraussetzung, daß Friedrich von Sachsen zu seinen Unternehmungen die Hand bieten werde.

Der Kurfürst, so wenig er die Sache der Romanisten liebte, mußte, von den Grundsätzen fürstlicher Würde ausgehend, Verderben für sein eigenes Land aus der Gefährlichkeit des Beispiels solch verwegener Selbsthülfe untergeordneter Vasallen, und bei der Unsicherheit des Ausgangs der Sache befürchten, wenn auch religiöse Politik die Gründe seiner weltlichen überwogen hätten; er, der eifrigste Vertheidiger der Ordnung und der Reichssatzungen, konnte nimmermehr zum Landfriedenbruche die Hände reichen; auch würde er sein ganzes Ansehen, im Falle unglücklicher Entwickelung, eingebüßt haben, und seinen vielen Feinden, die in ihm das Bollwerk der ketzerischen Lehre ersahen, willkommener Anlaß zu seiner Erniedrigung gegeben worden seyn, angenommen selbst, daß der Kaiser das Unternehmen, als nicht gegen seine oberherrliche Autorität, sondern bloß gegen die geistlichen Reichsfürsten gerichtet, angesehen hätte. Auch Luther ließ den Ritter von seinem

Vorhaben abmahnen; allein vergebens, Franz war unerschütterlich in dem Entschlusse, den er gefaßt hatte.

Seine ohnehin früher schon stark befestigten Burgen, Landstuhl und Ebernburg vor allen, umgab er mit neuen Gräben und Schanzen, und versah sie auf lange Zeit mit Lebensmitteln. Als ein fürchterliches Podagra am Gehen und Reiten ihn hinderte, ließ er in der Sänfte sich auf die Wälle tragen, und ordnete mitten in den Schmerzen ruhig und besonnen alles Nöthige an. Um den Zweck der Rüstungen besser zu verhüllen, oder vielmehr, um in größerer Eile, und ohne Schwierigkeiten zahlreiches Kriegsvolk zu erhalten, warb er die Truppen im Namen des Kaisers, scheinbar zum Dienste wider Frankreich an, wenn wir den dießfalsigen Berichten glauben dürfen, und wurde unter diesem Titel nicht nur von einer großen Anzahl, selbst von solchen Grafen und Edlen, die keine Theilnehmer an der Landauer Einung waren, sondern auch von Kurpfalz kräftigst unterstützt.

Bald standen **10,000** Mann Fußvolk und **5000** Reiter wieder unter seinen Fahnen. Ueberdieß sollten noch **1500** Reisige, die der Herzog von Braunschweig beurlaubt hatte, mit Bewilligung dieses Fürsten, zu denselben stoßen. Jetzt ergriff Franz eine sich darbietende Veranlassung, und sandte dem Erzbischof von Trier einen offenen Fehdebrief zu. Dieser benachrichtigte sogleich den Kaiser und das Reichsregiment zu Nürnberg hiervon, und verlangte von seinen Verbündeten, Pfalz, Köln und Hessen, schleunige Hülfe, um seinem Feinde kräftigen Widerstand entgegen setzen zu können.

In der Gegend von Strasburg sammelte und musterte inzwischen Franz von Sickingen sein Heer, ließ als Feldzeichen die Worte: »Tetragrammaton« oder »Herr, dein Wille geschehe!« auf die Aermel der Krieger

heften, und trat seinen Zug in's Triersche nunmehr an. Seine beiden Söhne, Schweikard und Hans, zwei Grafen von Fürstenberg, die von Hohen=Gerolds=eck und Eberstein, und eine Menge der angesehensten Ritter bildeten sein nächstes Geleite oder den Stab des Heeres. Einen Haufen der wildesten Krieger befehligte Hilchen von Lorch in der zweiten Abtheilung.

Inzwischen hatte Franz von Sickingen, an der Spitze seiner Heeresmacht, und der, laut Abrede, zu ihm gestoßenen Bundesgenossen, plötzlich eine so überraschende Wendung gemacht, daß er, ehe man nur seiner Ankunft sich versehen, die Burg Bliscastell nahm, und vor den Mauern von St. Wendel stand.

Diese kleine Stadt, welche nur zwölf Meilen von Trier entfernt ist, besaß zwar Mauern, die aber zu schwach befestigt waren, als daß die Besatzung, so sie vertheidigte, in die Dauer hätte widerstehen können. Gleichwohl waren die von Trier zur Unterstützung dieser Besatzung herbeigeströmten Edlen, worunter besonders Bernard von Lontzen, genannt der Robin, zu bemerken ist, entschlossen, ihr Leben an die Behauptung dieses Platzes zu setzen, weil das erste Beispiel für alle kommenden Fälle bedeutsam und begeisternd schien. Der Schultheiß des Ortes allein widerrieth ihnen, die Sache auf's Aeußerste kommen zu lassen, und stellte ihnen vor, wie unnütz es seyn würde, das Leben so vieler Menschen also schwachen Mauern anzuvertrauen, und eine Schaar der edelsten Ritter augenscheinlichem Tode preiszugeben.

Sickingen umschloß das Städtchen von allen Seiten, und begann alsbald die Belagerung. Es währte nicht lange, so sanken, trotz der mannhaften Vertheidiger, die Mauern, überwältigt von der Last der Maschinen und der Macht des Geschützes. Nach dem dritten Sturm

erfolgte die Uebergabe, auf annehmbare Bedingungen. Mehrere der angesehensten Edlen des Erzstifts kamen bei diesem Anlasse in Sickingens Gewalt. So Herr Thielmann Bruno von Schmidtburg, Heinrich Waldecker von Keimt, Otto von Kettig, Heinrich von Eltz, Adam von Sötern, und Andere mehr.

Nachdem Franz seinen Einzug in die Stadt gehalten, begab er sich in die erzbischöfliche Wohnung daselbst, und ließ die Gefangenen, in Gegenwart der versammelten Obristen und Feldhauptleute, vor sich führen. Mit finstern Blicken ihre Gesichter musternd, begann er nun zu ihnen, die er meist als seine heftigen Feinde erkannt: »Edle Herren! Ihr seyd gefangen und in meiner Gewahrsam. Eure Waffen, Eure Rosse habt Ihr verloren; doch besitzt Ihr einen Herrn und Fürsten, der, im Fall er es noch länger bleibt, Geld genug hat, Euch zu lösen. Sollte aber Franziscus einst, mit dem kurfürstlichen Purpur bekleidet, in die Reihe der sieben Wähler treten, was, wie Ihr seht, so ziemlich vorbereitet ist, so soll es nicht nur Euer Schade nicht seyn, sondern jener dürfte wohl jedem von Euch, wenn Ihr anders seinen Fahnen folgen wollt, noch größere Belohnung anbieten können!« — Damit entließ er sie.

Als die Einnahme St. Wendels in Trier bekannt wurde, ergriff die Bewohner der Hauptstadt ein panischer Schrecken. Alles, was auf dem Lande zunächst, oder vor den Thoren der Stadt Wohnungen und Güter besaß, flüchtete in dieselbe. Das Vieh wurde in sichere Hürden gebracht, der Hausrath nach verschiedenen kleinen Städten in der Nachbarschaft. Doch fürchtete man, in einer, plötzlich mit Menschen, über Verhältniß und Maaß, angefüllten Stadt, daß die Lebensmittel nicht hinreichen würden. Da befreite ein zur guten Stunde noch eingebrachter

brachter Vorrath von solchen, Trier aus der Gefahr einer Hungersnoth.

Die Hülfe, welcher der bedrängte Erzbischof entgegen sahe, blieb aus, besonders die nachbarliche von Mainz. Doch erschien endlich, als schon die Gefahr auf's höchste gestiegen war, ein Zuzug der drei mit Trier verbündeten Fürsten, aber auch, fast mit ihnen zugleich, das Heer Sickingens; denn eben war der Erzbischof an der Spitze der Ritter seines Landes, und mit einer Schwadron kölnischer Reiter, in Trier eingezogen. Hier hielt er mitten auf dem Markte eine feierliche Anrede, worin er Bürger und Soldaten zur muthigen Bekämpfung des Feindes, und der lutherischen Ketzerei, so wie zur Ausdauer ermahnte. Doch viele Bürger fühlten sich zu Luthers Grundsätzen, aus Haß gegen die Priesterherrschaft, hingezogen, und dieß kam dem anrückenden Feinde nur zu sehr zu statten, so wie der Umstand, daß dieser den Plan der Stadt, und ihre geheimen Zugänge kannte.

Ein harter Entschluß, den jetzt der Erzbischof faßte, erweckte ihm Haß und bittere Anklage. Die prächtige Abtei St. Maximin, welche der Stadt ganz nahe lag, und, in des Feindes Hand, derselben großen Schaden bringen konnte, von Rom mit großen Freiheiten und Rechten begabt, ließ er, wenigstens zum Theil, zerstören; die Mönche mußten auswandern, und mitnehmen, was sie tragen konnten; hierauf wurde das Kloster geplündert. Man erlaubte sich dabei die Härte, nur einen Theil der Ausgewanderten in die Stadt einzulassen, und diesen zum Troßdienste zu zwingen, und die reich angefüllten Magazine zu verbrennen. Gepanzert und geharnischt leitete nun der Erzbischof selbst die Vertheidigung, und seine Anstrengungen blieben nicht ohne Erfolg; die Belagerten vertheidigten sich mit rühmlicher Ausdauer, und mit bewunderns=

würdigem Muthe. Daher gelang es den Rittern nicht, die Stadt in ihre Gewalt zu bekommen, sondern, nachdem sie zwanzig Tonnen Pulver vergebens verschossen, und fünf Mal gestürmt hatten, und die 1500 Braunschweiger nicht erschienen, welche sehnlich erwartet wurden, war Sickingen gezwungen, die Belagerung aufzuheben, besonders, als er erfuhr, daß Hessen und Pfalz sich ernstlich gerüstet hätten, dem Erzbischof zu Hülfe zu kommen.

In guter Ordnung, und in raschen Märschen trat Franz seinen Rückzug an, über das Gebirge, längs der Mosel hin. Die Trierer sahen sich kaum von dem Elende der Belagerung befreit, als sie sich rüsteten, die ihnen zugedachte Zerstörung über die geweihten Herbergen des Friedens, vorzüglich über St. Maximin, zu verhängen. Nicht nur alle Gebälke wurden niedergerissen, sondern selbst die Mauern mit Pulver gesprengt. Karl V. brachte nach langer Zeit die Wiedererbauung des Klosters zu Stande.

Das Bündniß zwischen Trier, Pfalz und Hessen war sehr ernstlich gemeint; es war gegen die Anmaßungen und Gewaltthätigkeiten der übermächtigen Ritterschaft gerichtet, und eine eigentliche Nothwehr. Das Ansehen des Kaisers war in Deutschland so gering, daß es Sickingen wagen durfte, das kaiserliche Mandat, welches ihm, unter Androhung der Reichsacht, Entlassung seines Kriegsvolkes befahl, verspottete, und erklärte: »Er wolle ein besser Recht machen, denn das kaiserliche Regiment bisher gethan; wolle man Frieden haben, so möge man ein gut Recht machen.«

Die Acht und Aberacht wurde wirklich gegen Franz von Sickingen ausgesprochen, nachdem der Erzbischof den Rückzug desselben angezeigt, und eine fürchterliche

Schilderung der ihm von dem Ritter zugefügten Drangsale gemacht hatte. Aber dieser wußte wohl, daß es dem Kaiser kein rechter Ernst mit seinem Zorne war; daher befolgten denn auch die Reichsstände das kaiserliche Mandat schlecht genug, und von der allgemeinen Rüstung gegen den Brecher des Landfriedens war kaum eine Spur. Nur die drei Verbündeten trafen ernstliche Anstalten. Hartmuth von Kronberg mußte zuerst fallen; er verlor seine Stadt und sein Schloß, und rettete mit Mühe seine persönliche Freiheit. Mehrere Verbündete Sickingens, im Rheingau und in der Wetterau, hatten dasselbe Schicksal. Dennoch baute Sickingen fest auf sein Glück und auf die Treue seiner Bundesgenossen, und hielt zu Schweinfurt eine Tagfahrt, um fernere Kriegsmaßregeln zu verabreden. Doch die Begeisterung war jetzt ziemlich abgekühlt, und die Eintracht fehlte, denn die Uebermacht der Fürsten hatte sich furchtbar bewährt. Diese zeigten sich daher wenig zu einem Vertrage geneigt, den der Reichsrath zu Nürnberg in Vorschlag brachte, und dieser Schritt führte die Auflösung des Reichsregiments herbei; Franz aber erlebte das Unglück, daß sein mächtigster und treuester Beschützer, Kurfürst Albrecht von Mainz, gezwungen wurde, von ihm abzulassen, nachdem er ihm bis dahin allen nur möglichen Vorschub geleistet hatte. Philipp von Hessen fiel in das Gebiet des Kurfürsten verheerend ein, nahm die Rheinzölle in Beschlag, und fügte zu der Verwüstung noch bitteren Spott über den Cardinal und dessen Clerisei hinzu. Als endlich, auf dringende Vorstellungen des Cardinals bei dem Erzherzog Ferdinand, dem kaiserlichen Oberstatthalter, ein Tag zu Frankfurt angesetzt wurde, mußte dennoch der von Allen verlassene Cardinal sich zu einem Schadenersatz und Zahlung der Kriegskosten verstehen. Dieß Beispiel schreckte

mehrere der eifrigsten Anhänger Sickingens, und sie wurden ihm untreu, so daß er sich in eine sehr bedrängte Lage versetzt sahe. Da das Schwert ihn nicht aus dieser Lage retten konnte, weil er nun seinen Gegnern nicht mehr gewachsen war, so griff er zur Feder, und suchte, durch eine Vertheidigung seiner bisherigen Handlungen und Unternehmungen, die Volksgunst und den Beistand des Adels zu gewinnen. Diese Schrift führte den Titel: »Usschreiben und Verantwortung Franscisci von Sickingen auf das wirkliche Verklagen erdicht Angaben und unbillig Verunglimpfung seiner Widerwärtigen und Misgönner.«

Obgleich Franz von Sickingen durch diese Aufrufe an Adel und Städte, und durch die Anstrengungen seiner Unterhändler und Sendlinge nicht ganz zum erwünschten Ziele kam, so spürte er doch theilweise manche erfreuliche Wirkungen davon. Dazu gehörten die bedeutenden Zufuhren an Lebensmitteln und Geschütz, welche aus Städten und Burgen ihm geworden, und zahlreiche Haufen Kriegsvolk, welche, der über ihn ausgesprochenen Acht zum Trotz, bei ihm noch immer sich einfanden, und die durch Verrath und Seuchen in seinem Heere entstandenen Lücken wieder ausfüllten. Aber immerhin war seine Lage dennoch mißlich, und sie erforderte einen ungewöhnlich kräftigen Vertheidigungskampf bis zur Ankunft der erwarteten Hülfen. Alle Umstände sprachen gegen einen Angriff von seiner Seite. Gleichwohl ward der Trotzige, den weder Alter noch körperliche Leiden, noch des Reiches Acht, noch der Feinde Ueberzahl zu beugen vermochten, von seinem bösen Schicksal dahin getrieben, mit dem Beginn des Frühjahrs 1523 den neuen Feldzug selbst zu eröffnen.

Mit frischer Kraft und gemehrtem Hasse wider die

Fürsten und ihre Diener, fiel er in's Gebiet der Pfalz. Er brandschatzte die Stadt Kaiserslautern, und plünderte und verbrannte die Dörfer, welche feindselig wider ihn sich bezeigt hatten. Darauf versuchte er, die Veste Lützelstein durch Ueberfall zu nehmen. Mit mehreren Leuten unter der Besatzung waren zu dem Ende Einverständnisse angesponnen worden, und alles schien den sichersten Erfolg zu verbürgen, bis ein Zufall den Plan noch im Momente der Ausführung vereitelte. Dieser, und andere Unfälle, die ihn hinter einander trafen, brachen des Ritters kühne Zuversicht, und er versuchte, einen Vergleich zu bewirken. Aber seine Feinde waren zu klug und zu besorgt, als daß sie sich darauf hätten einlassen sollen, vielmehr beschlossen sie, Sickingen vor dem Eintreffen der Verstärkungen, welche ihm zuzogen, anzugreifen, und nicht mehr zu Athem kommen zu lassen, besonders alle Kräfte anzustrengen, um ihn in irgend einer seiner Burgen einzuschließen. Sie hatten die sichere Nachricht erhalten, daß Sickingen sich mit seinem Sohne in das stark befestigte Landstuhl geworfen habe, und daher wurde in dem gehaltenen Kriegsrathe der Verbündeten bestimmt, ihn in dieser Festung einzuschließen und zu belagern. Franz lebte der Hoffnung, bis zur Ankunft der ihm verheißenen Hülfstruppen sich gar wohl halten zu können, und zeigte seinen guten Muth durch allerlei bittern Spott, womit er die Vorposten der Feinde neckte. Unter anderm ließ er ihnen hinaussagen: er wolle ihnen von seiner Armuth etwas Brot und Wein mittheilen, wenn sie abziehen wollten.

Er hoffte mit einer zu kühnen Zuversicht, daß an den Mauern Landstuhls die Geduld und Anstrengung der Fürsten ermüden, und indeß seine Bundesgenossen zum Entsatz heranrücken würden.

Trotz des heftigen Feuers jedoch, von der Thurmbatterie herab, und trotz der vielen, dasselbe unterstützenden Ausfälle, wurde Franz bei jedem seiner Versuche, das Belagerungsheer zurück zu schlagen, wieder in das Städtchen gedrängt, und die Gefangennehmung einer Schaar Reisiger, nebst ihrem Anführer, Heinrich von Eltz, war das einzige Ergebniß dieser Bemühungen. Letzterer lös'te sich durch 600 Gulden, die dem Ritter in die Burg gesendet werden mußten.

Nach diesem Vorfall sendete Sickingen einen Knappen in's Lager, und ließ den Fürsten melden: »Er sey zwar Ihrer kurfürstlichen und fürstlichen Gnaden Ankunft nit also hoch erfreut; doch hätte er neue Mauern und sie neu Geschütz, dasselbe wollte er gerne hören. Er selbst — wurde dieser Botschaft beigefügt — sey gezogen vor Trier, hätte sein Pulver und seine Kugeln mit Freuden verschossen, und mit Unlust wieder abziehen müssen; er hoffte, es würde ihnen, den Fürsten, auch also geschehen!« — Die Fürsten ließen ihm aber, auf diesen neuen Spott, zurück erwiedern: »Er möge gemach thun, es solle ihr Geschütz ihm zu hören werden!« —

Sie erfüllten in der That dieß Versprechen im reichlichsten Sinne des Wortes. Denn nachdem sie ihr Geschütz vollkommen aufgestellt hatten, erfolgte ein so mörderisches und ununterbrochenes Feuer aus demselben, daß am ersten Tage allein über 600 Schüsse auf Landstuhl fielen, und der vorerwähnte verderbliche Thurm, dessen Mauern doch 14 Schuh in der Dicke betrugen, binnen der Dauer eines halben Tages völlig in Trümmer sank. Mit diesem Thurme war Sickingen das Hauptbollwerk seiner Veste Landstuhl zu Grunde gerichtet. Die durch den furchtbaren Einsturz aufgewirbelten Staubwolken ließen eine gute Weile dieselbe gar nicht mehr sehen. Schreck

und Verwirrung umfing in diesem Augenblick auch die kühnsten Ritter und die verwegensten Landsknechte in der Burg. Franz erkannte sein Geschick, und »nun wäre er gern herausgewest, aber es war ihm nicht mehr möglich.« — Auf diesen ersten Schlag folgte bald ein zweiter. Seine Getreuen berichteten ihm am 2. Mai, daß bereits ein Stück Mauer von 24 Schuh in der Länge niedergelegt sey. Franz, welcher solches kaum glauben konnte, ließ sich, da die immer zunehmenden Schmerzen seines Podagra's am Gehen ihn hinderten, von Einigen hinausführen, um den Schaden zu besichtigen, und in Ueberlegung zu ziehen, wie man dem daraus zu befürchtenden Uebel steuern möchte. In demselbigen Augenblicke fiel ein Schuß aus einer Nothschlange, und traf einen Balken mit solcher Gewalt, daß davon ein Stück in Franzens Seite schlug, und ihm eine Wunde beibrachte, durch die man »Lunge und Leber im Leibe ihm sah.« Derselbe Schuß verwundete auch den Büchsenmeister und des Ritters treuen redlichen Kammerdiener, welche Beide den alten Herrn zu der Bresche geführt. Sämmtliche drei lagen einige Zeit sinnlos zu Boden, ehe nur Jemand es bemerkt hatte. Endlich fand sie in diesem Zustande der Burgkaplan, und traf Anstalten, daß man den Ritter in die Stube trug, so sein gewöhnliches Gemach war. Allein das Höllenfeuer verfolgte sie auch hier mit so unbeschreiblicher Wuth, daß man sich genöthigt sah, in ein gehauenes Gewölbe ihn zu tragen, um vor fernerem Unglück ihn zu sichern. Da äußerte sich der Ritter: »Ich halt' dafür, es sey einer unter uns, der Zeichen gebe, wo ich liege, damit so sehr zu uns geschossen wird.« Noch einige Tage hielt er sich hart, erklärte aber endlich doch zuletzt: »solch unchristlich Schießen hab' ich mein Tage noch nie erfahren!« — Dasselbe behauptete auch

Jedermann im Lager selbst, und wer nur rings in der Gegend dieses Bombardiren gehört.

Des Ritters Argwohn, daß Verrätherei mit im Spiele sey, war wirklich nicht ungegründet; denn die Fürsten hatten durch Bestechung einen Maurer, der in Sickingens Diensten war, und Ebernburg und Landstuhl früher befestigen half, zur Entdeckung aller Geheimnisse und inneren Einrichtung dieses letztern Schlosses gewonnen.

Kaum war er nur einigermaßen verbunden und verpflegt, so schrieb er mit zitternder Hand noch einen Brief in Ziffern an Balthasar Slör, der auf einer andern Burg verweilte, und übergab ihn einem andern Knappen, um heimlich ihn durch das Lager zu bringen. Leider wurde derselbe von den wachsamen Posten des Belagerungsheeres angehalten, des Schreibens beraubt, und den Fürsten somit sein Inhalt verrathen. Er lautete aber also: »Lieber Meister Balthasar! ich gebe Euch zu erkennen, daß ich hart belagert, und mit dem Geschütze härter allbereits, denn ich gemeinet in einem Vierteljahr hätte geschehen sollen, genöthigt bin. Es hat mich auch ein Holz geschlagen, hoff' aber in Gott, es soll mir nichts schaden. Darum wollet Euch eilends zu Graf Wilhelm von Fürstenberg fügen, und ihn auf's fleißigste bitten und anhalten, daß er mit sammt denjenigen, als er und Ihr wisset, mich entsetze. Denn ich hab' ein trotziges Gesinde, das sich zu wehren Lust hat, und bin ganzer Zuversicht, Graf Wilhelm und Ihr werdet keinen Fleiß hierinnen unterlassen! « —

Aus diesem Schreiben schöpften die Fürsten nun erst völlige Gewißheit, daß Franz von Sickingen sich wirklich in Landstuhl befinde; denn bis zu diesem Tage hatten sie noch immer einigermaßen gezweifelt. Sie wen-

deten von jetzt noch förderlichern Fleiß an, als bisher geschehen, und vermochten seinen starren Sinn doch endlich dahin, daß er eine Uebereinkunft versuchte. Am 6. Mai erschien ein Trompeter im Lager, mit folgendem Briefleín: »Ich Franz von Sickingen befind', daß Ihr gegen mir mit Ungnaden bewegt seyd; bitte, Euer kurfürstlichen und fürstlichen Gnaden wollen etliche der Meinen zu sich eine Stunde versichern, und mich bei denselbigen Euer kurfürstlichen und fürstlichen Gnaden Gemüth, wie das gegen mir sey, verständigen, dann will ich mich mit Antwort vernehmen lassen.«

Auf diese Zuschrift ließen die Fürsten mit dem Schießen eine Weile einhalten, und sendeten die Herren Wilhelm von Renneburg, Eberhard Schenk, Reinhard von Neueneck und Adolf von Nußheim auf den bestimmten Platz vor dem Schlosse; Franz dagegen den Herrn von Waldeck, so wie zwei andere Edle seinerseits, um die Unterhandlung zu eröffnen. Jene mußten im Namen der Fürsten dem Sickingen bedeuten: »Franz habe verursacht, daß sie ihn hätten überziehen müssen; darum sey nun ihr Wille, daß er sich mit all demjenigen, was er bei sich habe, ihnen gefangen gebe; und alle seine Güter zu ihren Handen stelle. Wolle er das thun, so sollte mit dem Geschütz inne gehalten, wo aber nicht, so müßte es zu erobern getrachtet werden.« —

»Dieselbe Botschaft war — nach Rudeker — ihm und insonderheit den Seinen fast schwer. Und es baten ihn dieselben heftig, solches nicht zu verwilligen. Denn er war fast so viel als ein todter Mensch zu betrachten, und ihm wäre es — meinten sie — bloß um ein Sterben zu thun.« Auf dieses ließ Franz wirklich den Fürsten zurück erwiedern: »das (was sie als Bedingungen des Waffenstillstandes vorangestellt) wär' er nit bedacht

anzunehmen; wollten aber die Fürsten ihn und die Seinen mit ihrem Leib, Hab' und Gut ungefangen passiren und abziehen lassen, so wollt' er ihnen Landstuhl, wie es stünde, übergeben.« Die Fürsten, denen seine Person die Hauptsache war, und denen mit dem einzigen Landstuhl wenig gedient seyn konnte, so lange Sickingen von der Ebernburg aus all ihrer Macht zu trotzen, und durch Entsatztruppen vielleicht dem ganzen Kampfe ein anderes Aussehen zu geben im Stande war, nahmen, von seiner gegenwärtigen Noth nur allzusehr in Kenntniß gesetzt, den gemachten Vorschlag nicht an, sondern verharrten auf den von ihnen gestellten Bedingungen.

Jetzt wendete sich Franz, den seine körperlichen Kräfte mit jeder Stunde mehr verließen, zu den Seinigen und sprach: »Liebe Gesellen, was wollen wir machen? Ich hatte gestern wohl ein Anderes vorgenommen; gebt's frei auf, ich will nicht drei Tage der Fürsten Gefangener seyn. Denn ich habe auch also viel guter Gefangener von Adel, die Euch wohl ledigen werden!« Und nun ließ er den Fürsten melden: »Wollten sie ihn und die Seinen des Lebens gesund und ewigen Sitzens versichern, und in ritterliche Gefängniß annehmen, einen Kriegsmann gegen den andern zu ledigen, so wollte er sich mit den Seinigen, die er auf dem Schlosse hätte, gefangen geben, und ihnen Landstuhl, wie es stünde, überantworten.«

Die Fürsten gingen endlich in diesen Antrag, wiewohl nicht ohne Beschwerung, und bloß auf angestrengte Fürbitten der in ihrem Lager befindlichen Grafen, Ritter und Dienstleute, welche das Schicksal des großen Mannes zu rühren schien, ein, begehrten aber seine eigne Handschrift hierfür. Dieß geschah, so gut es ihm in der großen Schwäche seines dermaligen Zustandes noch möglich

war, und nun eröffneten ihm die Fürsten, daß er diese Nacht das Schloß noch inne haben, aber nichts darauf verwenden, d. h. zu seiner Befestigung unternehmen dürfte; mit dem folgenden Tage sollte die Besetzung sodann vollständig vor sich gehen.

Als Sickingen die harten und ungroßmüthigen Bedingungen eingegangen war, unter welchen seine Feinde ihm erlaubten, ohne Kanonendonner um das Sterbelager, sein Leben vollends auszuhauchen, wendete er sich zu seinen Leuten mit sichtbarer Bewegung des Gemüths, und sprach: »Wo sind nun meine Herren und Freunde, der von Arnberg (Robert von der Mark), der von Fürstenberg, der von Horn, die Schweizer, die von Strasburg, und die in der Bruderschaft, die mir viel zugesagt und wenig gehalten? Darum Lieben, verlasse sich keiner auf groß Gut und der Menschen Vertröstung!«

Mit dem Frühesten des folgenden Tages erschienen die Bevollmächtigten der Kriegsfürsten, und zwar zwei Räthe für jeden derselben, darunter Gerlach von Isenburg, Vollmar von der Leyen, Jörg von Königstein und Wilhelm von Renneburg. Ihnen folgten bald darauf die Fürsten selbst. Der Landgraf trat zuerst in das Gewölbe, worin der Schwerverwundete, Todessieche lag. Franz, dessen Auge bereits dunkel geworden, und die Gegenstände um sich her nicht mehr recht unterscheiden konnte, fragte einen der Umstehenden: »Welches ist der Landgraf?« Man zeigte ihm denselben. Da richtete er sich, so viel er's vermochte, vom Bette auf, nahm sein Baret ab und sagte: »Gnädigster Herr Landgraf!« Nach diesem gelobte er in die Hände Renneburgs sein ritterlich Gefängniß. Philipp der Großmüthige aber näherte sich ihm, und that die in diesem Augenblick eben nicht sehr großmüthige Frage: »Franz, was hast Du Dich gezeigen,

und mich in meinen unmündigen Jahren überzogen, und unschuldig mich und mein Land' und Leut' beraubt, und merklich beschädigt, und vollends die meinen an den Ohren zu verletzen unterstanden, und ich bin Dir je mein Tage nichts schuldig worden?« — »Gnädigster Herr — erwiederte darauf ihm Franz — es führt mancher eine Sach' an, und meinet, es soll ihm wohl ersprießen, und fehlet ihm dennoch. So ist hier auch geschehen. Wären Euer Gnaden vor etlichen Tagen gekommen, da war's anders mit mir gestallt. Meine Zeit will's jetzt nicht leiden, davon viel zu berichten. Wollt' Gott, sollt' ich leben, ich habe auf Wege gedacht, es sollt' Euer Gnaden doppelt erstattet werden!«

Der ihm zunächst stehende Diener sagte nun zu Franzen: »Da steht mein gnädigster Herr, der Pfalzgraf und Kurfürst!« — Darauf jener: »Wo ist er? steht er da?« — Nach diesen Worten zog er mit seiner Linken das Baret, und versuchte es ebenfalls, gegen den Pfalzgrafen sich aufzurichten. Derselbe aber rief ihm zu: »Franz bleib liegen und setz' wieder auf!« Gleichwohl machte auch Ludwig ihm einige Vorwürfe, worüber Sikkingen bloß zur Antwort gab: »Ich hätt' vermeint, es sollte eine andere Gestalt gehabt haben, und also, daß die Kosten und Mühe eines Theils vermieden (worden wären), auch daß Ihr Erstattung hättet bekommen mögen!« — Mehres zu sprechen hinderten ihn die Schmerzen seiner Wunde.

Vor dem dritten Quäler in der Todesstunde, dem Erzbischof Richard, seinem Hauptfeind, nahm er stolz das Baret nicht ab, sondern erwiederte die Frage eines Umstehenden, welches die Ursache hievon, damit: »Ich konnte werden, was er; denn ich bin eben so adelig geboren!« — Auch Richard machte ihm nun bittere Vor-

würfe über die große Beschädigung seiner an Land und Leuten. Allein Franz, mit sichtbarer Heftigkeit, gab bloß die Worte von sich: »Da wär' viel davon zu reden; ein andermal wollten wir davon reden. Nichts ohn' Ursach'. Hab' jetzt mit einem größern Herrn zu reden!« —

Die beiden Kurfürsten entfernten sich; der Landgraf aber, von ökonomischen Sorgen getrieben, blieb allein am Bett des Sterbenden stehen, um sich zu erkundigen, wo die Verschreibung liege, die er von den Seinen zu Darmstadt genommen. Franz antwortete: »Ich weiß es jetzt nicht zu berichten, glaube aber, sie wird zu Ebernburg sich vorfinden.

Darauf ging Philipp zu den Beiden in die Stube, worin die vornehmern sowohl als gemeinen Gefangenen sich befanden. Alle Personen, die nicht zum geheimen Rath der Fürsten gehörten, mußten jetzt abtreten, und es ward über das Schicksal Sickingens und der Seinigen das Nähere berathschlagt. Während dieser Zeit äußerte sich Franz gegen den Oberhofmeister der Pfalz und Landvogt zu Germersheim, Ludwig von Fleckenstein, auf die Tröstungen desselben, in den sehr merkwürdigen Worten: »Lieber Hofmeister! es ist um mich ein Geringes. Ich bin nit der Hahn, darum man tanzt, sondern man will tanzen um die ganze Ritterschaft!«

Der Landgraf inzwischen konnte die Berathschlagungen gar nicht abwarten, sondern schickte noch während derselben hastig zu Franzen, und forderte ihn auf, den Ort zu bezeichnen, wo seine Baarschaft liege. Sickingen, voll gerechten Unwillens, noch im Todeskampfe, über solch unedles Benehmen gegen einen vernichteten Gegner, ließ dem Fürsten bedeuten: »Das wär' eine unziemliche Frage, und man könne wohl achten, was er bei

seiner Handlung, die er gehabt, für Baarschaft haben könne.« —

Kurz darauf, und während die Fürsten noch zu Rathe saßen, that er seine Beichte. Aber ehe der Priester mit dem Sacrament gekommen, war er, mit guter Vernunft und ungebrochener Willensstärke, bereits hinüber geschieden. Als den Fürsten hiervon Nachricht geworden, beteten sie, auf dringliches Ersuchen des Burgkaplans, zum Trost seiner Seele, ein Vaterunser und ein Ave Maria, nicht ohne sichtbare Bewegung des Gemüths. In einem großen Beispiel war die Hinfälligkeit irdischen Glücks und Ruhms warnend an ihnen vorübergegangen.

Der Tag, an welchem Franz verschieden, war der siebente des Maimonds **1523**, und — also drückt die alte Chronik sich aus — »wie er in Zeit seines Lebens ein männlich und trotziges Gemüth hatte, das behielt er bis in seinen Tod.«

Bernhard,
Herzog von Weimar.

Bernhard von Weimar gehört zu den ausgezeichneten Feldherren des dreißigjährigen Krieges, dieses beispiellos langen und blutigen Kampfes um die höchsten Güter der Menschheit, Glaubensfreiheit und Denkfreiheit, der die Folge eines andern Kampfes war, in welchem nicht mit dem Schwerte gekämpft wurde, und Helden auftraten, die nur das Christenthum zu schaffen vermag, Glaubenshelden, die da kämpften mit den Waffen des Geistes, und durch unerschrockene Freimüthigkeit, begeisterte Beredsamkeit und unerschütterliche Treue die Christenheit dem Untergange entrissen. Das nördliche Deutschland hatte sich dem Lichte der evangelischen Wahrheit zugewandt, und auch in Schweden war dieses wohlthätige Licht eingedrungen, aber im südlichen Deutschland war es überall wieder von der Finsterniß des Aberglaubens verdrängt worden, und da die Kaiser auf der Seite des Papstes standen, so war alles zu fürchten, da die evangelischen Fürsten einer solchen Uebermacht nicht widerstehen konnten, und leider auch nicht fest genug unter einander verbunden waren. Wenn aber die durch Luther

erkämpfte Glaubens- und Gewissensfreiheit wieder unterdrückt, dem Volke die Bibel wieder genommen, der gedankenlose und sinnlose Ceremoniendienst wieder hergestellt, und den Priestern die Macht, Sünden zu vergeben, auf's neue zugestanden wurde, so hätte leicht der letzte Betrug ärger werden können, als der erste. Darum führte die göttliche Vorsehung aus dem Norden einen Retter der evangelischen Freiheit herbei, als die Gefahr in Deutschland am höchsten gestiegen war; Gustav Adolph, König von Schweden, ergriff als Glaubensheld das Schwert, und eilte der bedrängten evangelischen Kirche Deutschlands zu Hülfe, in der Ueberzeugung, daß die Religionsfreiheit um jeden Preis gerettet werden müsse; und wie die Vorsehung einst durch die Weisheit und Festigkeit seines Landesherrn den muthigen Kämpfer Martin Luther unterstützt, und sein großes Werk gefördert hatte, so förderte sie das Unternehmen des großen Schwedenkönigs besonders durch einen heldenmüthigen Fürsten Deutschlands, durch Bernhard von Weimar.

Schon lange hatten sich Katholiken und Protestanten in Deutschland gegenseitig mit Argwohn, Eifersucht und Feindschaft beobachtet, und es mußten endlich hieraus Bündnisse hervorgehen, und Entwürfe zur Reife kommen, die auf Unterdrückung der evangelischen Kirche und der Religionsfreiheit gerichtet waren. Die Böhmen brachen zuerst los, indem sie dem Nachfolger des im März 1619 verstorbenen Kaisers Mathias, der unter dem Namen Ferdinand II. zum römischen Kaiser war erwählt worden, den Gehorsam aufkündigten, und den Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V., als ihren König ausriefen. Doch durch den großen Sieg, den das Heer der verbündeten katholischen Fürsten am weißen Berge bei Prag, den 8. November 1620 erkämpfte, verlor Friedrich seine Krone

und

und seine Freiheit, und die deutschen Fürsten, welche bis dahin immer noch gezögert hatten, in der Hoffnung, daß der Friede erhalten werden könne, sahen sich nun genöthigt, zum Schwerte zu greifen, und sich enger an einander zu schließen. In Verbindung mit dem Könige von Dänemark und Herzoge von Holstein, Christian VI., stellten sie sich dem grausamen Heerführer entgegen, durch den der Kaiser sie zu unterjochen gedachte, dem blutdürstigen Tilly, der den Protestanten ihre Kirchen nahm, sie verjagte und mißhandelte, und jede Gewaltthätigkeit übte; doch der erste Erfolg ihrer Anstrengungen war unglücklich; der König wird 1626 von Tilly bei Lutter am Barenberge gänzlich geschlagen, und zu einem schimpflichen Frieden genöthigt. Dagegen war die kaiserliche Macht durch Wallenstein, der auf eigne Kosten ein Heer in's Feld stellte, furchtbar verstärkt worden, und die Sache der Protestanten schien verloren. Da erschien Gustav Adolph mit einem Heere von 30,000 Mann, welches am 24. Juni in Pommern landete, und Tilly's Heer in der Schlacht bei Leipzig, den 7. September 1631, gänzlich zersprengte und aufrieb. Mit dem Schwedenkönige vereinigte sich Bernhard von Weimar, der in holländischen Diensten, von dem Schöpfer einer bessern Taktik, dem Prinzen Moritz von Nassau, seine Kriegskunst erlernte. Er war bei dem Sturme auf Wallensteins Lager bei Nürnberg; er befehligte den schwedischen linken Flügel in der Schlacht bei Lützen, am 6. October 1632, und rächte Gustav Adolphs Tod, indem er, obgleich schwer verwundet, dennoch den rechten Flügel der Kaiserlichen in die Flucht schlug. Daher richteten die durch den Tod ihres königlichen Beschützers verwaist'ten Protestanten ihre Blicke auf diesen jungen Helden, und der Mann, welcher jetzt an des gefallenen Königs Stelle

trat, der schwedische Reichskanzler Oxenstierna, schenkte ihm sein Vertrauen. Der Herzog führt eine Abtheilung des schwedischen Heeres nach Franken, und bemächtigt sich, bald nach Eröffnung des Feldzuges, der Stadt und des ganzen Hochstifts Bamberg, setzt sich dann ungesäumt in Marsch gegen die Donau, schlägt unterweges ein baiersches Heer, das Johann von Werth anführte, und vereinigt sich bei Donauwerth mit dem Hauptheere der Schweden. Die günstigsten Umstände vereinigen sich, die schwedischen Waffen siegreich zu machen, als auf einmal eine Empörung unter den Offizieren ausbricht, und die Fortschritte des Heeres hemmt, ja das Heer selbst dem Untergange nahe bringt. Man verbindet sich unter einander durch Wort und Handschlag, keinem Commando zu gehorchen, bis der seit Monaten und Jahren rückständige Sold entrichtet, und noch außerdem jedem Einzelnen eine verhältnißmäßige Belohnung an Geld oder liegenden Gründen bewilligt seyn würde. Nur Einer unter den Heerführern hatte Ansehen und Vertrauen genug, das Heer zu retten. Herzog Bernhard war der Liebling des Heeres, und seine kluge Mäßigung hatte ihm das höchste Vertrauen der Soldaten, so wie seine Kriegserfahrung ihre höchste Bewunderung erworben. Er übernahm es jetzt, die aufsätzigen Truppen zu besänftigen, ergriff aber zugleich den günstigen Augenblick, auch für sich zu sorgen, indem er auf Erfüllung des Versprechens drang, welches ihm der König gegeben hatte, ihm ein Herzogthum abzutreten, und das Obercommando des Heeres forderte. Oxenstierna übergab ihm hierauf die fränkischen Bisthümer, als Lehen der schwedischen Krone, verweigerte ihm aber das Obercommando unter einem anständigen Vorwande. In kurzem hatte er durch sein Ansehen und seine Thätigkeit den Aufruhr des Heeres gestillt. Große

Summen Geldes wurden unter die Offiziere vertheilt, und noch weit größere an Ländereien.

Indessen war der Moment zu einer großen Unternehmung verstrichen, und die vereinigten Anführer trennten sich, um den Feind in anderen Gegenden aufzusuchen. Herzog Bernhard nahm mit achtzehn Regimentern Fußvolk und angemessener Reiterei eine Stellung an der Donau, und benutzte die Entfernung des kaiserlichen Heeres, um mit Blitzesschnelle über die Donau zu gehen, und Regensburg einzuschließen. Der Besitz dieser Stadt war für die Unternehmungen der Schweden auf Baiern und Oestreich entscheidend; dennoch erschien kein Entsatz, und da das feindliche Geschütz mit ununterbrochener Heftigkeit die Werke bestürmte, sorgte der Befehlshaber durch eine anständige Kapitulation für sich selbst und die Besatzung, und überließ die baierschen Beamten und Geistlichen der Gnade des Siegers.

Mit dem Besitze dieses wichtigen Platzes erweiterten sich Bernhards Entwürfe, und seinem kühnen Muthe war nun selbst Baiern eine zu enge Schranke. Bis an die Grenzen von Oestreich beschließt er vorzudringen, das protestantische Landvolk gegen den Kaiser zu bewaffnen, und ihm seine Religionsfreiheit wieder zu geben. An der Spitze seiner Schweden dem Grimme der Witterung Trotz bietend, erreicht er die Mündung des Isarstroms, und setzt im Angesicht des baierschen Generals von Werth, der hier gelagert steht, seine Truppen über. Jetzt zittern Passau und Linz, und der bestürzte Kaiser verdoppelt an Wallenstein seine Ermahnungen und Befehle, den bedrängten Baiern auf's schleunigste zu Hülfe zu eilen. Aber hier setzt der siegreiche Bernhard seinen Eroberungen ein freiwilliges Ziel. Vor sich den Inn, der durch mehrere feste Schlösser beschützt wird, hinter sich zwei feind-

liche Heere, ein übelgesinntes Land, und die Isar, wo kein haltbarer Ort ihm den Rücken deckt, und der gefrorne Boden keine Verschanzung gestattet, von der ganzen Macht Wallensteins bedroht, der sich endlich entschlossen hat, an die Donau vorzurücken, entzieht er sich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr, von Regensburg abgeschnitten, und von den Feinden umzingelt zu werden. Er eilt über die Isar und Donau, um die in der Oberpfalz gemachten Eroberungen gegen Wallenstein zu vertheidigen, und selbst eine Schlacht nicht auszuschlagen. Aber Wallenstein, in dessen herrschsüchtigen Plänen es nicht liegt, große Thaten an der Donau zu verrichten, wartet seine Annäherung nicht ab, und ehe die Baiern seines Schutzes recht froh geworden sind, ist er schon nach Böhmen verschwunden. Bernhard endigt also jetzt seinen glorreichen Feldzug, und vergönnt seinen Truppen die wohlverdiente Rast in den Winterquartieren auf feindlichem Boden.

Als er im folgenden Jahre, mit dem schwedischen General Gustav Horn vereinigt, zum Entsatze Nördlingens, welches von dem Erzherzog Ferdinand belagert und hart bedrängt wurde, herbeieilte, ließ er sich von seiner ungestümen Heftigkeit zu einem gewagten Angriffe des weit überlegenen kaiserlichen Heeres verleiten, und durch seine Schuld erlitten hier die Schweden eine empfindliche Niederlage. Die Schweden, die von Eilmärschen ermüdet waren, und eine ungünstige Stellung genommen hatten, wurden völlig geschlagen; sie verloren einen großen Theil ihrer Infanterie, denn die Kavallerie hatte sich durch zu frühe Flucht gerettet, so wie alle Bagage. Viele vornehme Offiziere blieben, oder wurden gefangen, auch der Graf Horn gerieth in Gefangenschaft, und der Herzog entging ihr nur mit genauer Noth. Die

schwedischen Angelegenheiten nahmen durch diese Niederlage eine höchst ungünstige Wendung; doch Oxenstierna's Klugheit und Bernhards Tapferkeit machten bald alles wieder gut. Frankreich verband sich nun genauer mit Schweden, ob es gleich der Sache der Protestanten nichts weniger als günstig war, und Bernhard reis'te selbst nach Paris, um das Bündniß zwischen beiden Mächten zu schließen. Durch dasselbe übernahm er die Verpflichtung, gegen eine Subsidie von 4 Millionen Livres, mit einem Heere von 18000 Mann am Rhein gegen Oestreich den Feldzug fortzuführen, und er führte ihn mit abwechselndem Glücke. Er eroberte die Festung Zabern im Elsaß, breitete sich in Lothringen und Burgund aus, und schlug die Kaiserlichen in mehreren Gefechten. Im Anfange des Jahres 1638 belagerte er Rheinfelden, unweit Basel. Eine östreichische Heeresabtheilung kam zum Entsatz dieser Festung herbei, und griff ihn unvermuthet in seinem Lager an. Bernhard mußte der Uebermacht weichen, sammelte aber seine mehr zerstreuten als geschlagenen Truppen bald wieder, griff in den nächsten Tagen die Oestreicher unerwartet an, und erkämpfte einen völligen Sieg über sie. Mehrere kaiserliche Generale geriethen hier in Gefangenschaft, und die Festung Rheinfelden mußte sich bald nachher ergeben. Jetzt glaubte der kühne Herzog, die Belagerung von Breisach, das ihm zur Behauptung des Elsasses unentbehrlich war, unternehmen zu können; aber eine kaiserliche Heeresabtheilung eilte zum Entsatz herbei, und vergeblich bot ihr der Herzog eine Schlacht an. Aber an einem Montage, nachdem der Tages zuvor versäumte Gottesdienst nachgeholt worden war, und der Herzog eine Predigt über die Thränen Christi gehört hatte, nahm das Treffen Nachmittags um 1 Uhr seinen Anfang, und wurde bald sehr hartnäckig.

Nach einem Kampfe von vier Stunden, und einem heftigen Widerstande, mußten die Kaiserlichen das Schlachtfeld mit großem Verluste räumen. Bernhard eroberte nun verschiedene kleine Plätze, und setzte die Belagerung von Breisach fort, die sich jedoch in die Länge zog, weil er sie nicht mit Sturm nehmen wollte. Erst nachdem er die Oestreicher noch einige Mal geschlagen hatte, ergab sich Breisach auf sehr billige Bedingungen. Bernhard schloß die Capitulation bloß in seinem Namen, ohne Frankreich dabei zu erwähnen. Jetzt war ihm der Besitz des Elsaß gesichert. Die eroberten Plätze besetzte er nun mit deutschen Truppen, und ließ sogar eine Münze mit dem sächsischen und breisach'schen Wappen schlagen. Jetzt fing man französischer Seits an, mißtrauisch und eifersüchtig zu werden, und suchte ihm Breisach zu entreißen; doch der Herzog schlug jedes Anerbieten, auch eine Einladung nach Paris, selbst eine Heirath mit der Nichte des mächtigen Kardinals Richelieu standhaft aus, und trug dagegen auf eine Heirath zwischen ihm und der Prinzessinn Rohan an, die seinem Ehrgeize mehr schmeichelte; doch diese wollte der französische Hof nicht zugeben, um die Parthei der Hugenotten nicht zu verstärken. Leider hatte der Herzog sich zu sehr in das französische Interesse hinein ziehen lassen, in der Hoffnung, von dieser Seite nachdrücklicher, als von der schwedischen, unterstützt zu werden, und der Abhängigkeit überdrüßig, in welcher ihn Oxenstierna zu erhalten suchte. Wie glänzend auch die Siege waren, die er am Rhein erkämpfte, besonders der bei Rheinfelden, durch welchen vier kaiserliche Generale in Gefangenschaft geriethen, sie führten ihn doch nicht an das hohe Ziel, welches sich sein ungebändigter Ehrgeiz gesteckt hatte. Durch diese glänzenden Erfolge berauscht, und zu den stolzesten Hoffnungen hingerissen,

glaubte er nun sich selbst genug zu seyn, und die gemachten Eroberungen, selbst gegen Frankreichs Willen, und ohne seinen Beistand behaupten zu können. Und in der That war es einem Helden, wie Bernhard, wohl erlaubt, in einer Zeit, welche dem Tapferen und vom Kriegsglück Begünstigten die herrlichsten Aussichten eröffnete, stolze Entwürfe zu machen, da es ihm keinesweges an der Einsicht und Besonnenheit fehlte, welche ihre Ausführung erfordert. Richelieu würdigte ihn ganz richtig, und fing daher an, ihn als einen gefährlichen Gegner zu betrachten und zu behandeln, indem er ihm die Subsidiengelder entzog, und seine Offiziere zu bestechen suchte. Die Absicht blieb nicht unerreicht, Bernhard sahe sich in seinen Unternehmungen von allen Seiten gehemmt, und indem er sich auf's neue mit den Schweden unter Banner in Verbindung zu setzen suchte, überraschte ihn der Tod zu Neuburg am Rhein, im Julius 1639, im sechs und dreißigsten Jahre seines Alters, mitten in seinem Heldenlaufe. Er starb an einer pestartigen Krankheit, welche binnen zwei Tagen gegen 400 Menschen im Lager dahingerafft hatte. Die schwarzen Flecken, die an seinem Leichnam hervorbrachen, die eignen Aeußerungen des Sterbenden, und die Vortheile, welche Frankreich von seinem plötzlichen Hintritt erntete, erweckten den Verdacht, daß er durch französisches Gift sey hingerafft worden, der aber durch die Beschaffenheit seiner Krankheit hinlänglich widerlegt wird. In ihm verloren die Verbündeten den größten Feldherrn, den sie nach Gustav Adolph besaßen, Frankreich einen gefürchteten Nebenbuhler in der Erwerbung des Elsaß, der Kaiser seinen gefährlichsten Feind. In der Schule Gustav Adolphs zum Helden und Feldherrn gebildet, suchte er dieß erhabene Vorbild zu erreichen, und in einem längeren Leben würde er es viel-

leicht sogar übertroffen haben. Mit der Tapferkeit des Soldaten verband er den kalten und ruhigen Blick des Feldherrn, mit dem ausdauernden Muthe des Mannes die rasche Entschlossenheit des Jünglings, mit dem wilden Feuer des Kriegers die Würde des Fürsten, die Mäßigung des Weisen, und die Gewissenhaftigkeit des Mannes von Ehre. Von keinem Unfall gebeugt, erhob er sich schnell und kraftvoll nach dem härtesten Schlage; kein Hinderniß konnte seine Kühnheit überwältigen, kein ungünstiger Erfolg seinen Muth bezwingen. Sein Geist strebte nach einem großen, vielleicht nie erreichbaren Ziele, aber Männer seiner Art stehen unter andern Klugheitsgesetzen, als diejenigen sind, wornach wir den großen Haufen zu messen pflegen; fähig und geschickt, Ausgezeichnetes zu vollbringen, durfte er auch kühnere Pläne entwerfen. Bernhard steht in der neueren Geschichte als ein schönes Bild jener kraftvollen Zeiten da, in welchen noch persönliche Größe und Tapferkeit galt, und Heldentugend einen deutschen Ritter selbst auf den Kaiserthron erheben konnte. Das beste Stück aus seiner Hinterlassenschaft, seine Truppen, fiel Frankreich zu, welches den General von Erlach, der in Breisach commandirte, und die vornehmsten Offiziere erkauft hatte.

Ferdinand II. war schon im Februar 1737 gestorben, und der schreckliche Krieg, den seine Herrschsucht entzündet hatte, überlebte ihn. Nie hatte er, während einer achtzehnjährigen Regierung, das Schwert aus der Hand gelegt. Von Natur sanft und menschlich, sehen wir ihn, aus übel verstandener Regentenpflicht, indem er zugleich das Werkzeug und das Opfer fremder Leidenschaften wurde, seine wohlthätige Bestimmung verfehlen, und den Freund der Gerechtigkeit in einen Unterdrücker der Menschheit ausarten. Sein Sohn, Ferdinand III., erbte seine Staa-

ten, seine Grundsätze und seinen Krieg. Aber er hatte den Jammer der Völker, und die Verwüstung der Länder in der Nähe gesehen, und das Bedürfniß des Friedens tief gefühlt. Er schenkte Europa den Frieden; doch leider erst nach einem elfjährigen Kampfe, der nicht bloß mit dem Schwert, sondern auch mit der Feder geführt werden mußte, und nicht eher, als bis die Noth ihm denselben abzwang. Das Glück begünstigte den Anfang seiner Regierung, und seine Waffen waren so siegreich gegen die Schweden, daß diese endlich bis tief in Hinterpommern zurückgedrängt werden, und alles verlieren, was sie im Innern Deutschlands besaßen. Ohne die mächtige Diversion, welche damals der siegreiche Herzog Bernhard am Rhein machte, würden sie verloren gewesen seyn. Nur Bernhards Siege gaben ihren Angelegenheiten eine günstige Wendung, so daß Banner, durch 14000 Mann frischer Truppen aus Schweden und Liefland verstärkt, den Feldzug im Jahre 1638 unter guten Aussichten eröffnen konnte. Jetzt wandte sich das Kriegsglück ganz auf die Seite der Schweden, so daß sie in kurzer Zeit Sachsen und Böhmen in ihre Gewalt bekamen. In Böhmen wütheten sie schrecklich. Ueber tausend Schlösser, Flecken und Dörfer wurden eingeäschert, und man sahe wohl in einer Nacht ihrer hundert auflodern. Graf Hatzfeld mußte aus Westphalen, und Piccolomini aus den Niederlanden herbeieilen, um ihren Verwüstungen Einhalt zu thun. So standen die Angelegenheiten, als Bernhard starb; aber auf einmal nahmen sie eine entgegengesetzte Richtung, und im Lager bei Erfurt ist die schwedische Armee ihrem Untergange nahe, als die Herzöge von Lüneburg unerwartet auf die Seite der Schweden treten, Hessen ihnen Hülfstruppen sendet, und der Herzog von Longueville mit der nachgelassenen Heeresabtheilung des

Herzogs Bernhard zu ihnen stößt. Aber Banners wildes und raubsüchtiges Gemüth ließ keinen bleibenden Erfolg erwarten, denn ob es ihm gleich gelang, bis Regensburg vorzudringen, und die dort versammelten Reichsfürsten aus einander zu sprengen, so konnte doch dieß Wagestück, mitten im Winter unternommen, nicht anders, als zu seinem Verderben enden. Indem er sich eiligst vor Piccolomini durch den Böhmer Wald zurückzieht, muß er bei Neuburg drei Regimenter ihrem Schicksale überlassen, und der spartanischen Gegenwehr dieser Regimenter, die sich vier volle Tage hinter einer schlechten Mauer vertheidigen, verdankt er es, daß er einen Vorsprung gewinnt, und dem Untergange entrinnt. Bald darauf aber stirbt er zu Halberstadt, vom Gift der Unmäßigkeit und des Verdrusses getödtet.

Albrecht, Graf von Wallenstein,

Generalissimus der östreichischen Armee im dreißigjährigen Kriege.

Wenn gleich dieser ausgezeichnete Feldherr nur in dem geringen Zeitraume von neun Jahren, nämlich vom Jahre 1625 bis zum Jahre 1634 den großen und blutigen Schauplatz betrat, auf welchem der Kampf um Glaubens- und Gewissensfreiheit geführt wurde, so hat er sich doch durch seine Kriegsthaten einen bedeutenden Platz in der Geschichte erworben, wenn ihm gleich kein Nachruhm zu Theil ward, weil Ehrgeiz und Herrschsucht die unlautern Triebfedern seiner Unternehmungen waren, und weil er durch Grausamkeit und Härte das Schrecken Deutschlands war. Seine Thaten erregen eben so viel Erstaunen, als Abscheu, und der tiefgewurzelte Aberglaube, der ihn aus den Gestirnen und Himmelszeichen den Ausgang seiner Unternehmungen erforschen läßt, bildet mit seiner tiefen Einsicht und seinem Heldengeiste einen seltsamen Contrast.

Albrecht von Wallenstein wurde 1583 zu Prag geboren, und stammte aus einer angesehenen böhmischen Familie ab, welche der evangelischen Kirche zugethan war.

An dem Unterricht im Vaterhause und in der Schule zu Goldberg in Schlesien fand sein unruhiger und aufbrausender Geist wenig Geschmack, und schon unter seinen Mitschülern ließ er die ungestüme Herrschsucht blicken, die alle seine Bestrebungen bezeichnete. Auf der Universität Altorf, die er 1594 besuchte, brachte ihn sein grenzenloser Uebermuth bald in's Gefängniß. Als Page in Diensten eines östreichschen Prinzen zu Inspruck, trat er zur katholischen Kirche über, und, von seinem Herrn unterstützt, machte er eine bedeutende Reise durch Deutschland, England, Frankreich und Italien. Auf der Universität zu Padua studirte er Mathematik und Politik, vorzüglich aber Astrologie. Sein Lehrer in dieser abergläubischen Wissenschaft, Argoli, scheint ihn durch die Vorhersagung, daß ein glänzendes Glück ihm bestimmt sey, für diese Wissenschaft gewonnen, und zu seinen ehrgeizigen Entwürfen aufgeregt zu haben. Im Jahre 1606 machte Wallenstein bei dem kaiserlichen Heere einen kurzen Feldzug gegen die Türken mit, bewies viel persönliche Tapferkeit, und wurde Hauptmann. Hierauf verheirathete er sich mit einer bejahrten Wittwe, die ihm nach einer kurzen kinderlosen Ehe ein bedeutendes Vermögen hinterließ. Diese Erbschaft setzte ihn in den Stand, an dem Hofe des Kaisers Mathias zu Wien eine glänzende Rolle zu spielen. Als im Jahre 1617 ein unbedeutender Krieg zwischen dem Erzherzoge Ferdinand von Steiermark und der Republik Venedig ausbrach, warb er auf eigne Kosten 200 Reiter, und führte sie dem Erzherzoge, nachmaligem Kaiser Ferdinand II., zu, bei dem er sich dadurch in große Gunst setzte. Bei dem Entsatze der Festung Gradiska hatte er Gelegenheit, sich durch Klugheit und Tapferkeit auszuzeichnen, und seine außerordentliche Freigebigkeit erwarb ihm die Liebe der Offiziere und Soldaten.

Nach geendigtem Kriege ernannte ihn der Erzherzog zum Obersten der Miliz in Mähren, und durch die Verheirathung mit der Tochter eines Günstlings dieses Fürsten, mit Isabella, Gräfinn Harrach, erlangte er den Grafenstand.

Im Jahre **1619** brachen die Unruhen in Böhmen aus, welche die Bedrückung der Protestanten herbeiführte, und von diesen gedrängt, mußte er aus Olmütz flüchten; doch gelang es ihm, die ansehnliche Landeskasse nach Wien in Sicherheit zu bringen, und **1000** Reiter wohlgerüstet in's Feld zu stellen, die er dem kaiserlichen General Boucquoi nach Böhmen zuführte. In diesem Feldzuge zeichnete er sich als Oberster in verschiedenen Gefechten und in der Schlacht aus, welche auf dem weißen Berge vor Prag geliefert ward. Damals entspann sich zwischen ihm und dem berühmten Tilly die Feindschaft, welche späterhin so folgenreich und so verderblich wurde. Wallenstein stieg jetzt sehr rasch zu den höheren militärischen Würden hinauf, und bald ward ihm der Oberbefehl im Kriege gegen Bethlen Gabor, Fürsten von Siebenbürgen, anvertraut. Im Jahre **1622** belehnte ihn der Kaiser mit der Herrschaft Friedland in Böhmen, und er wurde nun gewöhnlich der Friedländer genannt.

Jetzt dehnte sich der Krieg auch über das nördliche Deutschland aus, indem der König von Dänemark an die Spitze der verbündeten evangelischen Fürsten trat, und der Kaiser gerieth in große Verlegenheit, weil es ihm an Geld und Truppen fehlte. Wallenstein benutzte diese Gelegenheit, sich Macht und Einfluß zu erringen, mit großer Klugheit, indem er sich erbot, ganz auf eigne Kosten, und ohne irgend eine Art von Unterstützung von dem Kaiser zu verlangen, ein Heer von **50,000** Mann aufzubringen, doch unter der Bedingung,

daß ihm der Oberbefehl zugestanden würde, und daß er die in den besetzten Ländern erhobenen Brandschatzungen für sich einziehen dürfe. Abenteuerlich war unstreitig dieß Unternehmen, und die Ausführung desselben überstieg unstreitig seine Kräfte. Doch sein Name machte wenigstens, daß sehr bald ein Heer von 25,000 Mann sich unter seinen Fahnen bei Eger sammelte. Unverzüglich zog er mit demselben nach Franken, aber ohne den Befehl des Kaisers, sich mit den Baiern unter Tilly zu vereinigen, im geringsten zu beachten, weil er dessen Kriegsruhm mit Eifersucht betrachtete. Sehr bald bekam er auch an dem Grafen von Mansfeld einen bedeutenden Gegner, den er zwar schnell genug aus dem Felde schlug, doch ohne ihn zu entkräften oder muthlos zu machen; vielmehr entwarf dieser kühne Feldherr den Plan, durch Schlesien in Ungarn einzudringen, und in Verbindung mit Bethlen Gabor den Krieg in das Herz der östreichischen Staaten zu versetzen. Wallenstein folgte ihm nach, um diese Verbindung zu hintertreiben, doch vergebens. Aber leider fand Mansfeld seinen Verbündeten nicht mehr geneigt, die Sache der Protestanten zu unterstützen, und sahe sich genöthigt, sein Heer aus einander gehen zu lassen. Er selbst nahm seine Zuflucht zu den Venetianern, wurde aber in Dalmatien vom Tode übereilt.

Jetzt kehrte Wallenstein nach Brandenburg zurück, erschien vor Berlin, und zwang den Kurfürsten zur Unterwerfung, vertrieb die geächteten Herzöge von Mecklenburg aus ihren Ländern, und brandschatzte die niederdeutschen Provinzen, ohne einen Unterschied zwischen Freund und Feind zu machen, brachte sein räuberisches Heer bis auf 100,000 Mann, und beherrschte Deutschland mit eisernem Scepter, da er es an der Spitze eines solchen Heeres ungescheut wagen durfte, dem Kaiser den Gehor-

sam zu verweigern, so oft dessen Befehle mit seinen Absichten in Widerstreit kamen. Das eroberte Mecklenburg verlangte er für sich zum Unterpfande, bis die Geldvorschüsse, die er dem Kaiser gethan hatte, erstattet seyn würden. Besitzungen an der Ostsee sollten den Grundstein zu einer Macht bilden, welche schon längst sein unersättlicher Ehrgeiz sich wünschte, und durch die er sich einst unabhängig zu machen hoffte. Daher waren seine Entwürfe jetzt besonders auf Stralsund, die sechste Stadt des hanseatischen Bundes, gerichtet, die aber an dem Kriege nicht den geringsten Antheil genommen hatte. Als der Magistrat dieser freien Stadt sich weigerte, kaiserliche Besatzung einzunehmen, schickte Wallenstein sich an, sie zu belagern, ohne sie doch, in Ermangelung von Kriegsschiffen, von der Seeseite einschließen zu können. Ich will sie wegnehmen, sagte er in seinem stolzen Uebermuth, und wäre sie mit Ketten an den Himmel gebunden. Zuerst durch eine dänische, dann durch eine schwedische Besatzung tapfer vertheidigt, widerstand sie allen Stürmen der Feinde, und Wallenstein mußte endlich mit verbissenem Grimm abziehen, nachdem er 12,000 Mann bei dieser Belagerung aufgeopfert hatte. Nicht wenig wurde hiedurch der Eintritt der Schweden in Deutschland befördert.

Der staatskluge Wallenstein wußte sich bald für diesen Verlust zu entschädigen, indem er den König von Dänemark durch schlaue Unterhandlungen dahin brachte, daß er mit dem Kaiser einen Frieden schloß, der für ihn weder ehrenvoll noch vortheilhaft war. Ferdinand II. hätte jetzt diesen Frieden leicht in einen allgemeinen verwandeln können, und die lauten Klagen aus allen Gegenden des verheerten Deutschlands hätten ihn wohl dazu bereit machen sollen, besonders da alle Stände des Reichs

den Frieden auf's lebhafteste wünschten; aber sein Fanatismus ließ es nicht zu, den Protestanten die Freiheit einzuräumen, welche sie zur ersten Bedingung des Friedens machen mußten; vielmehr ließ er seinen eigenen evangelischen Unterthanen nur die Wahl, ob sie ihrem Glauben oder ihrem Vaterlande entsagen wollten. Die ungerechte Verordnung, daß alle protestantische Reichsstände, ohne Unterschied, bei Strafe des Reichsbannes, alle geistliche Stifter, welche sie in Folge der Reformation eingezogen hatten, als unrechtmäßiges Eigenthum, der katholischen Kirche zurückgeben sollten, war ein Donnerschlag für das protestantische Deutschland, denn eben dadurch war die Vernichtung der deutschen Freiheit beschlossen. Doch leider faßten auch jetzt die evangelischen Fürsten keinen Entschluß, wie ihn die Umstände so dringend forderten, und weit entfernt, sich zu dem kräftigsten und heldenmüthigsten Widerstande begeistert zu fühlen, und um jeden Preis ihre Freiheit zu behaupten, erwarteten sie alles von gütlichen Unterhandlungen. Glücklicherweise waren auch die Katholischen geneigter, zu unterhandeln, als zum Schwerte zu greifen, und daher zögerte man noch ein Jahr mit der Ausführung jener harten und ungerechten Verordnung. Die Eifersucht des stolzen Kurfürsten von Baiern gegen Wallenstein kam hinzu, den Protestanten Luft zu machen. Unzufrieden mit dem Kaiser, und voll Mißtrauen gegen seine Gesinnungen, hatte er sich in ein Bündniß mit Frankreich eingelassen. Zugleich wurde der Kaiser von allen Ständen mit Bittschriften bestürmt, in welchen Wallensteins Erpressungen und Gewaltthätigkeiten mit den stärksten Farben geschildert wurden, und um die Unzufriedenheit einigermaßen zu stillen, entschloß er sich, 18,000 Mann Reiterei abzudanken. Aber damit noch nicht zufrieden gestellt, for-

derte

derte die ganze Kurfürstenversammlung die Absetzung des Herzogs von Friedland. Dieser, von den Angriffen unterrichtet, welche man in Regensburg gegen ihn unternahm, erschien selbst in dieser Stadt, und zwar mit einer Pracht, die selbst die kaiserliche verdunkelte, um dem Kaiser über die wahren Absichten des Kurfürsten von Baiern die Augen zu öffnen, und die Anschläge seiner Widersacher zu vereiteln. Aber dieß gelang ihm nicht, denn der Kaiser war, besonders durch die List französischer Botschafter, die sich seines ganzen Vertrauens zu bemächtigen wußten, so wie durch seine eigene Kurzsichtigkeit und Schwäche aller freien Entschließung beraubt, und willigte daher in die Absetzung Wallensteins, die man mit immer größerem Ungestüm von allen Seiten forderte. Der französische Minister Richelieu und Kurfürst Maximilian von Baiern erreichten ihre Absicht; des Kaisers Uebermacht in Deutschland war dahin, denn indem er einen solchen Feldherrn, wie Wallenstein war, entsetzte, machte er ihn nicht nur zu seinem unversöhnlichen Feinde, sondern gab sich auch selbst in die Hände der Treulosen. «Der Kaiser ist verrathen,« antwortete Wallenstein den Gesandten, welche ihm seine Entlassung ankündigten; »zwar thut mir's wehe, daß er mich mit so wenigem Widerstande dem hochfahrenden Sinn des Baiern preisgegeben hat, aber ich will gehorchen.« Die Gesandten entließ er fürstlich beschenkt, und den Kaiser bat er in einem demüthigen Schreiben, ihm seine Gunst nicht zu entziehen, und ihn bei den erworbenen Würden zu schützen. Die besten Offiziere des Heeres verließen mit ihm die kaiserlichen Dienste. Viele folgten ihm auf seine Güter nach Böhmen und Mähren, Andere fesselte er durch beträchtliche Pensionen, um sich ihrer bei günstiger Gelegenheit zu bedienen. In ausschweifender Pracht, und mit dem

Pompe eines Königs lebte er im Privatstande. Finster, verschlossen und unergründlich, sparte er seine Worte mehr, als seine Geschenke, entsagte allen leeren Zerstreuungen, brütete immer über seinen ehrgeizigen Entwürfen, befragte durch seinen Astrologen Seni die Sterne, und führte eigenhändig einen höchst ausgebreiteten Briefwechsel. Tilly trat an seine Stelle, und also aus den baierschen in die östreichischen Dienste. Das Heer belief sich noch auf 40,000 Mann, ohne die Mannschaft der verbündeten Fürsten, und hatte geübte und erfahrene Offiziere; aber es hatte nun einen furchtbaren Gegner zu bekämpfen, denn Gustav Adolph, der jetzt den evangelischen Fürsten Deutschlands mit einem trefflichen Heere zu Hülfe eilte, war der erste Feldherr seines Jahrhunderts, und zugleich der tapferste Soldat in seinem Heere. Die von ihm verbesserte Kriegskunst war so vollendet, daß sie den größten Feldherren der folgenden Zeiten zum Muster diente, und sein Heer war an eine bewundernswürdige Mannszucht gewöhnt. Der königliche Feldherr wachte über die Sitten seiner Soldaten eben so sorgfältig, wie über ihre Pünktlichkeit und Anstrengung im Dienst, und in diesem allen war der König nicht bloß Gesetzgeber, sondern zugleich Muster. Eine lebendige Gottesfurcht erhöhte den Heldenmuth seines großen Herzens, und wie kein Unglück ihn erschütterte, so konnte ihn auch das Glück nicht berauschen.

Schweden war von dem Kaiser und dessen übermüthigen Feldherren mehrmals schwer beleidigt worden. Auf dem Friedenskongresse zu Lübeck, wo der Friede mit Dänemark geschlossen wurde, hatte Wallenstein die schwedischen Gesandten mit despotischem Trotze abgewiesen, und Oestreich hatte die Polen in einem Kriege mit Schweden unterstützt, die Ansprüche Sigismunds von Polen

auf den Thron Schwedens anerkannt und begünstigt, und Gustav Adolph den Königstitel verweigert. Die dringendsten Einladungen und Bitten riefen diesen nach Deutschland, und er fühlte sich eben so sehr durch den Ruhm, der Beschützer unterdrückter Völker zu werden, als durch die Befriedigung, welche er für seine Kriegslust zu erwarten hatte, gereizt und gelockt. Ein französischer Unterhändler erschien in Preußen im schwedischen Lager, und vermittelte einen sechsjährigen Waffenstillstand zwischen Gustav Adolph und Sigismund, und jener erhielt dadurch die gewünschte Freiheit, seine Waffen gegen den Kaiser zu kehren.

Gustav Adolph übersah alle Hindernisse und Gefahren, welche sich seinem Unternehmen entgegenstellten, aber er kannte auch die Mittel, wodurch er sie zu besiegen hoffte. Schweden, zwar arm an Geld und Menschen, und durch einen achtjährigen Krieg schon einigermaßen erschöpft, war doch seinem Könige mit wahrem Enthusiasmus ergeben, und darum durfte dieser die bereitwilligste Unterstützung seiner Reichsstände erwarten; in Deutschland aber durfte er auf den Beitritt der protestantischen Fürsten rechnen, sobald der erste Sieg auf deutschem Boden erfochten war.

Obgleich Gustav Adolph nur ein Heer von **15,000** Mann nach Deutschland führte, so waren doch alle Vorkehrungen zur Verstärkung desselben getroffen. Auch sah er wirklich in Pommern schon sein Heer mit jedem Tage sich vermehren. Von den Truppen, welche unter Mansfeld, Christian von Braunschweig, dem Könige von Dänemark und Wallenstein gefochten, stellten sich Offiziere sowohl, als Soldaten schaarenweise ein, um unter seinen siegreichen Fahnen zu kämpfen. Die Kaiserlichen verloren einen Platz nach dem andern, und je größer die

Verheerungen und Grausamkeiten waren, welche sie sich erlaubten, desto glänzender erschien die Mannszucht der Schweden, welche alles, was sie brauchten, bezahlten, und daher mit offenen Armen empfangen wurden.

Ein Bündniß mit Frankreich, zu Bärwalde in der Neumark unterzeichnet, verschaffte den Schweden 400,000 Thaler jährlicher Hülfsgelder, welche Frankreich zu zahlen versprach, und brachte die noch immer zögernden deutschen Reichsstände, die sich zu Leipzig enger verbunden hatten, dahin, daß sie sich mit Ernst rüsteten, doch für jetzt, ohne in eine Verbindung mit Schweden zu treten, welche namentlich der Kurfürst Johann George von Sachsen mit Eifersucht und Mißtrauen betrachtete.

Das grausenvolle Schicksal des erstürmten und zum Theil eingeäscherten Magdeburgs, in welchem gegen 30,000 Menschen umkamen, und wo Pappenheims Wallonen und Kroaten selbst die Säuglinge an der Mutterbrust nicht verschonten, war im Jahre 1631 der Anfang der schrecklichen Verheerungen, durch welche der grausame Tilly seine Heereszüge und Unternehmungen bezeichnete. Der Schmerz und Unwille des protestantischen Deutschlands klagte allgemein den König von Schweden an, der, so nahe und so mächtig, doch die bundesverwandte Stadt ohne Hülfe gelassen hatte, und er sah sich genöthigt, in einer eigenen Schutzschrift die Gründe seines Betragens der Welt vorzulegen. Der Hauptgrund war die Weigerung George Wilhelms, Kurfürsten von Brandenburg, den Schweden die Festungen Cüstrin und Spandow zu übergeben, die sie, um sich den Rücken zu sichern, in Besitz haben mußten, wenn sie Magdeburg mit Nachdruck zu Hülfe kommen sollten. Doch so unglücklich auch die nächsten Folgen von Magdeburgs Untergang für die Protestanten seyn mochten, so wohlthätig waren die späteren;

denn als der Kaiser die Uebermacht in Deutschland wieder errungen zu haben glaubte, kannte er keine Mäßigung mehr, und so sahen denn die Fürsten endlich ein, daß die deutsche Freiheit nur durch die Waffen und durch festes Zusammenhalten gerettet werden könne. Der Kurfürst von Brandenburg schloß ein Bündniß mit Schweden, und überließ ihnen seine Festungen; Greifswalde hatte kapitulirt, die Gemahlinn des Königs landete mit einer Verstärkung von 8000 Schweden in Pommern, und 6000 Engländer erschienen unter Marquis Hamiltons Anführung. Das ganze Mecklenburg wurde von den Schweden in Besitz genommen, doch nur, um die vertriebenen Herzöge wieder einzusetzen. Der Landgraf von Hessen erschien in dem schwedischen Lager bei Werben, um ein enges Bündniß mit Gustav Adolph zu schließen, und der Kurfürst von Sachsen erwiederte die übermüthigen Forderungen Tilly's, und dessen Drohungen mit Entschlossenheit und Würde, und fuhr in seinen Rüstungen fort; bei dem Eindringen des kaiserlichen Heeres aber warf er sich, jedoch sehr ungern, dem Könige von Schweden in die Arme. Bei Leipzig ward eine entscheidende Schlacht geliefert, die schon am frühen Morgen des 7. Septembers **1631** ihren Anfang nahm. Die zwei größten Heerführer ihrer Zeit sollten jetzt in einem Kampfe, den sie lange vermieden hatten, mit einander ihre letzte Probe bestehen; einer von Beiden mußte seinen Ruhm auf dem Schlachtfelde zurücklassen. Wider seinen Willen riß den König Pappenheims Ungestüm aus seinem festen Lager in die Schlacht. Durch eine meisterhafte, mit der raschesten Besonnenheit ausgeführte Schwenkung bemächtigte sich Gustav Adolph eines Hügels, und der darauf gepflanzten feindlichen Batterie, und jetzt blieb dem Tilly'schen Heere, das sich in der Flanke von seinem eigenen Geschütz, von vorn durch

den fürchterlichen Andrang der siegreichen Schweden angegriffen sahe, nichts übrig, als schneller Rückzug, aber dieser mußte mitten durch die feindlichen Linien gemacht werden, und daher ergriff Verwirrung und Bestürzung das nie besiegte Heer, es nahm in gänzlicher Auflösung die Flucht, und ließ 7000 Todte auf dem Schlachtfelde; über 5000 wurden theils gefangen, theils verwundet. Die ganze Artillerie und das ganze Lager fiel den Schweden in die Hände, die über 100 Fahnen und Standarten erbeuteten.

Eine ganze Reihe glücklicher Unternehmungen folgten diesem Siege, und in kurzer Zeit waren alle feste Plätze in dem Herzen Deutschlands, selbst das starke Mainz nicht ausgenommen, in des Königs Gewalt. Sein Heer, durch 10,000 Hessen verstärkt, welche Landgraf Wilhelm von Kassel selbst ihm zuführte, überschritt sogar den Rhein, besetzte Frankfurt, und konnte durch das neue Heer, welches Tilly gesammelt hatte, in seinem Siegeslaufe nicht aufgehalten werden; vielmehr sahe sich dieser genöthigt, in schnellen Märschen sich bis zur Donau hin zu ziehen. Kurfürst Maximilian von Baiern sahe jetzt seine Länder in der größten Gefahr, und war unfähig, in einer solchen Bedrängniß einen raschen Entschluß zu fassen. Die Sorge des Landesvaters bestimmte ihn endlich, Tilly zur Vertheidigung Baierns herbeizurufen. Gustav Adolph war, unter dem lautesten Jubel der Bürger, in die Reichsstadt Nürnberg eingezogen, welche unlängst durch ihren herzhaften Widerstand Tilly zum Abzuge genöthigt hatte, die baiersche Grenzfestung Donauwerth hatte ihm ihre Thore geöffnet, und so trennte ihn denn nur noch der Lech von Baiern. Jenseit des Lechs bezog Tilly ein wohlbefestigtes Lager, welches, von drei Flüssen beschützt, jedem Angriffe Trotz bot. Der Kurfürst selbst schloß sich, mit allen

Truppen, die er hatte zusammenbringen können, in das Tilly'sche Lager ein. Gustav Adolph erschien, den baierschen Verschanzungen gegenüber, am Lech, zu einer sehr ungünstigen Zeit, im März, wo dieser Strom zu einer ungewöhnlichen Höhe schwillt, und zwischen steilen Ufern mit reißender Schnelligkeit fluthet. Doch unter der Mitwirkung einer dreifachen Batterie, welche die Baiern aus ihrem Lager vertreibt, und unter dem Schutz eines dicken Dampfes, den angezündete Holzhaufen, mit nassem Stroh belegt, verbreiteten, gelingt es, eine Brücke über den Lech zu schlagen. Der König brennt mit eigner Hand über sechzig Kanonen ab. Tilly that an diesem schreckenvollen Tage das Aeußerste, den Muth der Seinigen zu entflammen, und keine noch so drohende Gefahr konnte ihn von dem Ufer abhalten. Endlich fand ihn der Tod, den er suchte; eine Kugel zerschmetterte ihm das Bein, und in Ingolstadt vollendete er bald nachher seine Laufbahn. Der verzagende Maximilian verläßt seinen unüberwindlichen Posten, zieht sich jedoch in guter Ordnung nach Neuburg und Ingolstadt zurück. Vergeblich sucht Gustav das stark befestigte und muthig vertheidigte Ingolstadt zu überwältigen; vergeblich setzt er selbst sich bei der Bestürmung den größten Gefahren aus; fast hätte er vor ihren Mauern seine ungestüme Kühnheit, wie der junge Markgraf von Baden, sein Liebling, mit dem Leben bezahlen müssen, denn eine Kanonenkugel reißt sein Pferd unter ihm zu Boden.

Der Kurfürst befolgte den Rath des sterbenden Tilly, und besetzte sogleich Regensburg, um Herr der Donau, und mit Böhmen in Verbindung zu bleiben. Jetzt sah sich Gustav genöthigt, von Ingolstadt abzulassen, und in das Innere Baierns einzudringen, um den Kurfürsten aus Regensburg wegzuziehen, und die Donau in seine

Gewalt zu bekommen; doch selbst die Besetzung seiner Hauptstadt, in welche der König siegreich einzieht, vermag ihn nicht aus seinen Verschanzungen an der Donau hervorzulocken, und zu verleiten, den Ueberrest seiner Kriegsmacht in einer Feldschlacht auf's Spiel zu setzen. Aber vergeblich harrte er, in Regensburg eingeschlossen, auf die Hülfe, welche ihm Wallenstein von Böhmen aus zuführen sollte.

Während Gustav Adolph den Krieg im Reiche mit einer solchen Ueberlegenheit führte, daß sich der Kaiser in seiner Residenz nicht mehr sicher sahe, wurde der Kurfürst von Sachsen, Gustavs Bundesgenosse, nicht weniger vom Glück begünstigt. Diesen mächtigen Bundesgenossen suchte Ferdinand jetzt seinen Feinden zu entreißen, und befiehlt daher seinem General Rudolph von Tiefenbach, alle Besitzungen des Kurfürsten sogleich zu räumen. Doch vergebens sucht der Kaiser durch diesen gewagten Schritt den Kurfürsten zu gewinnen; vielmehr fühlt sich dieser nur dadurch angereizt, die errungenen Vortheile desto lebhafter zu verfolgen, und in Böhmen einzudringen. Ohne Widerstand zu finden, bemächtigen sich die Sachsen aller der Plätze, vor welchen sie erscheinen, und als sie sogar bis Prag vordringen, wohin Tausende geflüchtet waren, richten sich alle Blicke und Hoffnungen auf den Herzog von Friedland, als auf den Einzigen, der in solcher Gefahr Rath und Hülfe schaffen konnte; aber arglistig wendet dieser seine Entlassung, und sein gänzliches Zurückziehen von den Kriegsunternehmungen vor, und schlägt durch seine Bedenklichkeiten vollends den Muth der kaiserlichen Truppen nieder, verläßt endlich sogar mit seinem ganzen Hofe die Stadt, und sie geht eben dadurch verloren, daß er durch seinen Abzug ihre Rettung aufgiebt. Jetzt waren alle Straßen bis Wien mit Fliehenden angefüllt, und

ohne Schwertstreich nahmen die Sachsen unter dem unfähigsten Anführer, dem General Arnheim, am 11. November 1631 Prag in Besitz. Bald nachher erschien der Kurfürst selbst, um die Huldigung seiner neuen Schutzbefohlenen zu empfangen; diese aber waren auf's angenehmste durch die gute Mannszucht der sächsischen Truppen überrascht. Mit kluger Selbstverleugnung zeigte der siegreiche Kurfürst, daß er nicht aufgehört habe, die Ehrerbietung zu fühlen, welche dem Oberhaupte des Reichs gebühre, indem er nicht den kaiserlichen Palast, sondern das fürstlich Lichtenstein'sche Schloß bezog, und Arnheim, nicht weniger klug und vorsichtig, hatte gleich nach der Besezzung Prags den Palast des Herzogs von Friedland mit Wachen besetzen lassen, so wie er dessen Besitzungen auf dem Marsche sorgfältigst verschonte.

Die schönste Wirkung dieser Besetzung Böhmens durch die Sachsen war die Rückkehr des vertriebenen protestantischen Adels, der bisher im Elende umhergeirrt war. Selbst der Graf von Thurn, der berüchtigte Urheber des Aufruhrs der Evangelischen in Böhmen, wagte es, sich auf dem Schauplatze seines Verbrechens und seiner Verurtheilung als Sieger zu zeigen. Ueber die Brücke, welche die aufgespießten Köpfe seiner Anhänger trug, die ihm das Schicksal furchtbar verkündigten, welches seiner wartete, wenn er in die Hände seiner Verfolger gerathen sollte, hielt er seinen triumphirenden Einzug, und sein erstes Geschäft war, diese Schreckbilder hinweg nehmen zu lassen.

Doch diese glänzende Eröffnung des Feldzugs der Sachsen in Böhmen, welche noch durch die Erstürmung eines östreichschen befestigten Lagers an der Elbe erhöht wurde, brachte der großen Angelegenheit, für welche Gustav Adolph das Schwert ergriffen hatte, keinen Gewinn,

und Johann Georgs Betragen ließ späterhin keinen Zweifel über die unlauteren Triebfedern, welche ihn abgehalten hatten, die errungenen Vortheile für die Sache der Protestanten eifrig zu benutzen, und die Unternehmungen des Königs durch eine zweckmäßige Wirksamkeit zu befördern.

Des Kaisers Lage war dessen ungeachtet höchst gefahrvoll, denn der lange Krieg hatte die Kräfte seiner Staaten aufgezehrt, die Länder erschöpft, die Kriegsmacht fast gänzlich aufgelöst; die Bundesgenossen des Kaisers waren entwaffnet, oder ihre Treue war doch erschüttert. Selbst Maximilian von Baiern, Oestreichs mächtigste Stütze, schien den verführerischen Einladungen zur Neutralität nachzugeben, und das Bündniß dieses Fürsten mit Frankreich mußte den Kaiser eben so sehr mit Besorgnissen erfüllen, wie die Fortschritte Gustavs am Rhein, und die drohenden Rüstungen des siebenbürgischen Fürsten Ragotzy. Um die Bedrängniß des Kaisers voll zu machen, entzündet sich im Lande ob der Ems ein gefährlicher Aufruhr; der unzeitige Bekehrungseifer der Regierung bewaffnet das protestantische Landvolk, und die fanatische Wuth schwingt ihre Fackel, indem der Feind an den Pforten des Reiches stürmt. Ferdinands dringendstes Bedürfniß war ein Feldherr, der eben so viel Erfahrung und Ansehen besaß, um eine Armee zu bilden und anzuführen, als unerschütterliche Ergebenheit und Treue gegen das Haus Oestreich, um kein Opfer und keine Anstrengung zu scheuen.

Der Gedanke, den Thronfolger, der als König von Böhmen und Ungarn, und als der Liebling des Volkes und des Heeres, dazu völlig geeignet schien, an die Spitze des Heeres zu stellen, mußte bald verworfen werden, theils weil ihm die Eifersucht des Kaisers entgegen stand,

theils weil es höchst bedenklich war, das ganze Schicksal der Monarchie einem Jünglinge anzuvertrauen, der selbst noch fremder Führung bedürftig war, und einen Anfänger dem größten Feldherrn seines Jahrhunderts entgegen zu stellen. In ganz Europa war nur ein einziger Mann, der es vermochte, ein Heer aus dem Nichts hervorzurufen, und das so tief gesunkene Ansehen des Kaisers wieder aufzurichten; aber von diesem Einen war zwar alles andere, nur nicht guter Wille zu hoffen, denn Wallenstein, von dem allein Rettung aus diesen Bedrängnissen zu erwarten stand, war durch seine Entlassung in einem solchen Grade erbittert worden, daß sein tief gekränkter Ehrgeiz nur Rache brüten, und sich nur der Noth freuen konnte, in welcher der Kaiser sich befand, und die ihn an dem Kaiser rächte. In der That sind auch deutliche Spuren einer solchen Rache vorhanden, und die Geschichte hat sogar Beweise der Treulosigkeit und Hinterlist aufbewahrt, mit welcher Wallenstein emsig daran arbeitete, mit Gustav Adolph in ein enges Bündniß zu treten, und sich dem Grafen Thurn, der sich bei diesem befand, als Gehülfen anbot, die kaiserliche Kriegsmacht, und selbst Pappenheim an sich zu ziehen, und die kaiserliche Macht zu vernichten. Er bediente sich dabei eines gewissen Sesina, und verhandelte alles durch diesen mündlich, ohne jemals eine Zeile von sich zu geben.

Ferdinand mußte um so sehnlicher wünschen, Wallenstein mit sich auszusöhnen, und sich seiner Dienste zu versichern, weil er eine große Anzahl geschickter und tapferer Offiziere bei sich hatte, die auf seine Kosten lebten, und daher ganz von seinem Winke abhängig waren. Dieß konnte nur durch Unterhandlungen bewirkt werden. Daher bat der Kaiser schon im Mai 1631 um Wallensteins Rath und Gutachten, und lud ihn nach Wien

ein, nannte ihn Ew. Liebden, und sandte, als er die Einladung ablehnte, vertraute Staatsdiener an ihn ab; aber Wallenstein schützte seinen Wunsch nach Ruhe, und das Podagra vor, und erschien nicht. Im Novem= ber erneuerte Ferdinand in den verbindlichsten Ausdrücken seine Einladung, und erlangte endlich, daß er sich nach Znaim begab, um sich dort mit den kaiserlichen Räthen zu besprechen. Das Anerbieten des Kaisers durch den Fürsten Eggenberg, ihm den unbeschränkten Oberbefehl über das Heer, und ein Gehalt von hunderttausend Tha= lern zuzusichern, erwiederte der Herzog in harten und kränkenden Ausdrücken mit der Erklärung, daß er keine Lust trage, die Sache, welche Andere verdorben hätten, wieder herzustellen, und auf die dringendsten Vorstellungen des Fürsten, den er lieb hatte, erklärte er sich endlich nur bereit, dem Kaiser bis zum März ein Heer auszurü= sten, und verbat die Besoldung, so wie den Oberbefehl.

Kaum verbreitete sich die Kunde, Wallenstein werbe wieder, so strömten Tausende den Werbeplätzen zu. Znaim war das Hauptquartier. Der März kam heran, und Wallenstein hatte der Welt gezeigt, was sein Geist und sein Kriegsruhm vermöge: dreißigtausend wohl bewaffnete, disciplinirte Soldaten, geführt von erprobten Offizieren, hatten sich unter seine Fahnen gestellt. Aber als er nun den Oberbefehl übernehmen, und in's Feld rücken sollte, weigerte er sich auf's neue, und äußerte Mißtrauen und Argwohn, bis endlich Eggenberg ihm zu bedenken gab, daß er eine scharfe Ahndung seiner Weige= rung vom Kaiser zu erwarten habe, und erklärte, er habe Vollmacht, ihm jede Sicherheit, die mit Recht verlangt werden könnte, anzubieten, und es in seine Wahl zu stel= len, welche Ehre und Belohnung ihm zu Theil werden solle. Da forderte dann der Uebermüthige nichts Gerin=

geres, als, neben einer unumschränkten Vollmacht, ein östreichsches Erbland, und die Oberlehnsherrschaft über alle die Länder, die er im Reiche erobern würde. Der Kaiser hatte keine Wahl, und ernannte ihn wirklich zum Generalissimus mit unumschränkter Vollmacht in allen Kriegsangelegenheiten.

In kurzer Zeit hatte Wallenstein sein Heer auf mehr als 40,000 Mann gebracht. In der Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, den Kurfürsten von Sachsen zu gewinnen, ließ er sich zuerst mit ihm in Unterhandlungen ein, und machte sehr günstige Friedensvorschläge; allein der Kurfürst verwarf sie unter dem Vorwande, daß er ohne Einwilligung seiner Bundesgenossen keinen Frieden schließen könne, und zwang dadurch Wallenstein zum Gebrauch der Waffengewalt. Der Feldzug war kurz, aber entscheidend. Schon am 4. Mai wurde Prag erstürmt. Ein Wink des Generalissimus genügte, um das Regiment, welches seinen Namen führte, zur Ersteigung einer Bresche anzufeuern, während die Verrätherei an einer andern Seite den Belagerern einen heimlichen Eingang öffnete, so daß die Sachsen sich auf einmal im Rücken angefallen sahen, und sich nach tapferer Gegenwehr ergeben mußten. So kam, nach viermonatlicher Herrschaft der Sachsen, Prag wieder in östreich'schen Besitz. Wichtigere Unternehmungen befreiten Sachsen von der Gefahr, welche ihm jetzt drohete; Wallenstein mußte endlich den dringenden Bitten des hart bedrängten Maximilians und den Befehlen des Kaisers nachgeben, und sich mit den Baiern vereinigen, um die Schweden aus der Nähe der östreichischen Erblande zu vertreiben, und Regensburg zu retten; er that es jedoch nur unter der Bedingung, daß er unbeschränkter Befehlshaber des verbündeten Heeres sey. Gustav Adolph zog nach

der Besetzung Münchens in die Oberpfalz, allein Maximilian gewann einen Tag, und entkam nach Eger zu Wallenstein, der ihm sechs und dreißig Fahnen Kroaten, und zwei Regimenter Infanterie entgegen schickte, und dann auf Nürnberg los ging, indem er ganz richtig urtheilte, daß Gustav alle Kräfte aufbieten würde, diese Stadt zu behaupten. Wirklich suchte dieser in angestrengten Märschen seinem Gegner zuvorzukommen, und es gelang ihm. Rastlos wurde nun geschanzt, und die Bürger der Stadt wetteiferten hiebei mit den Soldaten. In zwei Tagen war in Entfernung einer Viertelmeile von den Festungswerken ein tiefer und breiter, mit Geschütz wohl besetzter Graben aufgeworfen, hinter welchem die Schweden im Lager standen. Wallenstein erschien, und wagte keinen Angriff, sondern zog an dem Lager vorüber, setzte bei Stein über die Rednitz, und schlug im Angesicht der Stadt, nur eine halbe Meile von dem schwedischen Lager entfernt, das seinige auf. Dieser Entschluß war sehr wohl berechnet. Es war vorauszusehen, daß die Hungersnoth sehr bald bei den Schweden einbrechen werde, da hier in einem sehr beschränkten Raume viele Tausende zusammengedrängt waren. Weislich vermied der Herzog eine Schlacht, und da er reiche Zufuhren aus Böhmen hatte, so fehlte es in seinem Lager nie an Lebensmitteln. Der kleine Krieg, der nun bei den Ausfällen und dem Fouragiren geführt wurde, raffte viele Menschen weg, und ein ganzer Monat ging vorüber, ohne daß es zu irgend etwas Entscheidendem kam, bis endlich die Hessen und Sachsen heranzogen, und Bernhard von Weimar mit seinen tapferen Schaaren erschien, so daß nun der König über ein Heer von 70,000 Mann gebot. Wallenstein stand ganz ruhig in seinem Lager, überzeugt, daß bei einer so ungeheuren Menschenzahl

nothwendig Hunger und Seuchen ausbrechen, und Erschlaffung des Muthes und der Mannszucht herbeiführen mußten. Der König, welcher täglich mehr die Mißlichkeit seiner Lage fühlte, bot jede List auf, seinen Gegner zur Schlacht zu bringen, aber vergebens, und entschloß sich endlich, das feindliche Lager, trotz seiner furchtbaren Festigkeit, zu erstürmen. Dieß geschah am 5. September 1632, und der heiße Kampf dauerte den ganzen Tag hindurch. Am folgenden Tage zeigte sich das schwedische Heer in Schlachtordnung, zog sich aber, als kein Angriff erfolgte, mit einem Verlust von 2000 Mann zurück. Der König hatte sehr bedeutende Offiziere verloren, und Wallensteins Heer eine glänzende Tapferkeit gezeigt. Wallenstein sagt in seinem Bericht an den Kaiser: der König habe sich bei dieser Unternehmung gewaltig die Hörner abgestoßen, da er zu verstehen gegeben, er wolle sich des Lagers bemächtigen, oder kein König seyn. Mit welcher Hartnäckigkeit hier gekämpft wurde, geht daraus hervor, daß den Herzögen von Weimar und von Friedland die Pferde unter dem Leibe erschossen, dem Könige aber von einer hart vorbeistreifenden Kanonenkugel ein Stück vom Stiefel hinweggerissen wurde.

Gustav Adolph wandte sich hierauf gegen die Donau, und daher trennte sich Wallenstein von dem Kurfürsten, der sein Land zu decken eilte, drang in Sachsen ein, und erneuerte den Versuch, den Kurfürsten von Sachsen von dem Bündnisse mit Schweden loszureißen. Doch der König, welcher seine Absicht sogleich erräth, folgt ihm auf dem Fuße, und kommt ihm sogar zuvor, erreicht die Saale, und besetzt Naumburg, einen Platz von großer Wichtigkeit für die Kriegsunternehmungen. In den Ebenen von Weißenfels stellt nun Wallenstein sein Heer auf, und entsendet, in zu großer Zuversicht, Pap-

penheim nach Niedersachsen, ohne zu erwägen, daß der König dadurch gereizt werden könnte, ihn anzugreifen, und ihn zu einer Schlacht zu zwingen. Dieser sahe die schrecklichen Verwüstungen, welche die Kaiserlichen in dem unglücklichen Sachsen sich erlaubten, mit blutendem Herzen, und überall von dem Landvolke, welches in ihm seinen Retter erblickte, mit lauten Huldigungen empfangen, sagte er einst zu seinen Begleitern in lebhafter Ahnung des verhängnißvollen Tages, dem er entgegenging: »Ist es nicht, als ob mich dieß Volk zum Gott mache? Unsere Sachen stehen gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für das verwegene Gaukelspiel strafen, und diesem thörichten Haufen meine schwache sterbliche Menschheit früh genug offenbaren.«

Dießmal zog der Herzog dem anrückenden Könige bis Weißenfels entgegen, fest entschlossen, die Winterquartiere in Sachsen, auch wenn es eine Schlacht kosten sollte, zu behaupten. Diese Zuversicht war nicht sowohl auf seine Ueberlegenheit, als auf die Versicherungen seines Astrologen Seni gegründet, welcher in den Sternen gelesen hatte, daß das Glück des schwedischen Königs im November untergehen würde. Sie wurde indeß nicht wenig erschüttert, als dieser mit 20,000 Mann dem Herzog eine Schlacht anbot, der ihm nur 12,000 entgegenzustellen hatte, und zwar zu einer Zeit, da es Wallenstein nicht mehr erwartete, sich durch Pappenheims Absendung geschwächt hatte, und den Rücken des Königs durch die starken Verschanzungen bei Naumburg gedeckt sahe. Durch Eilboten ließ er sogleich Pappenheim zurückrufen, und zog sich in die weite Ebene zwischen dem Floßgraben und Lützen, wo er in völliger Schlachtordnung die Schweden erwartete. Diese fanden den Feind in einer für sie sehr nachtheiligen Stellung, durch vertiefte Gräben

von

von zwei Seiten geschützt, hinter welchen furchtbare Batterieen aufgestellt waren. Wallenstein hatte das gesammte Gepäck nach Leipzig geschickt, um die Bewegungen seines Heeres von jedem Hindernisse frei zu machen. Um die Schwäche seines Heeres zu verbergen, hatte er alle Troßjungen und Knechte aufsitzen lassen; sie mußten sich an den linken Flügel anschließen, doch nur für so lange, bis Pappenheim anlangen würde.

Die schwedische Schlachtordnung war ganz dieselbe, die in der Schlacht bei Leipzig sich bewährt hatte: ein Theil der Reiterei war zwischen das Fußvolk gestellt. Dieses wurde von dem Grafen Brahe, die Reiterei des linken Flügels von dem Helden Bernhard von Weimar, die des rechten von dem Könige selbst angeführt; die Nachhut führte ein Schottländer, Henderson. Ein undurchdringlicher Nebel verzögert den Angriff bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte knieend, hält der König seine Andacht; das ganze Heer stimmt knieend den frommen Schlachtgesang an, den die Feldmusik begleitet. Beim Anfange der Schlacht erscheint das brennende Lützen als ein furchtbares Signal; der Herzog hatte es in Brand gesteckt, um nicht von dieser Seite überflügelt zu werden. Die Schweden dringen unaufhaltsam über den Graben vor, erobern die Batterie, und schon fangen die Kaiserlichen an, sich in Unordnung zurück zu ziehen, als Wallenstein mit der Reiterei sie wieder zum Stehen bringt, und das schwedische Fußvolk hart bedrängt. Der König bemerkt kaum, daß es weicht, so eilt er mit der schweren Reiterei herbei, es zu unterstützen, und indem er zu kühn vordringt, vielleicht von seinem kurzen Gesicht getäuscht, trifft ihn eine Musketenkugel, und zerschmettert ihm den linken Arm. Der Herzog von Sachsen-Lauenburg, der ihm nicht von der Seite gewichen

war, sucht den schwer verwundeten König, der einer Ohnmacht nahe ist, ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen; doch dieser erhält einen zweiten Schuß im Rükken, und indem er sinkt, spricht er mit matter Stimme: »Ich habe genug, Bruder! suche dein Leben zu retten!« Unter den Händen raubgieriger Kroaten endet sich dieß Heldenleben. Nur zu bald verräth sein ledig fliehendes, mit Blut bespritztes Roß den Schweden das Unglück, und nun entbrennt um seinen Leichnam ein mörderisches Gefecht; der entstellte Körper wird bald unter einem Hügel von Todten begraben. Doch der Geist des königlichen Heerführers verläßt das Heer nicht, und der jugendliche Held Bernhard von Weimar rächt den unersetzlichen Todten; die Schweden erobern zum zweiten Male die Batterie im Mittelpunkte des kaiserlichen Heeres, und obgleich durch die plötzliche Erscheinung Pappenheims und seiner Schaaren die Schlacht erneuert wird, und Wallenstein den Schweden zum zweiten Mal die eroberte Batterie entreißt, will sich dennoch der Sieg nicht auf seine Seite wenden, vielmehr muß er seinen tapfersten Kampfgenossen Pappenheim fallen sehen, und jetzt ergreift Bestürzung die Kaiserlichen auf beiden Flügeln; sie können der Wuth, mit welcher die Schweden eindringen, nicht länger widerstehen; doch einige kaiserliche Regimenter halten mit unerschütterlichem Muthe Stand, und nur Nacht und Nebel endigen den mörderischen Kampf.

Wallenstein mußte jetzt die Hoffnung aufgeben, in Sachsen sein Winterquartier aufzuschlagen, und eilte nach Böhmen, erbittert über sein Heer, und tiefgebeugt durch eine Schlacht, in welcher er seinen Ruhm eingebüßt hatte. Auch er war verwundet worden, und mußte seine Artillerie größtentheils auf dem Schlachtfelde zurücklassen. Von Gefangenen sagen die Berichte nichts, aber

die Zahl der Todten geben sie auf 9000 an, und eben so hoch die Zahl der Verwundeten. Durch die Eilfertigkeit, mit welcher Wallenstein Leipzig, und bald darauf Sachsen verließ, gestand er öffentlich seine Niederlage, und dieß Geständniß erhielt durch das blutige Kriegsgericht, welches er in Böhmen über die flüchtig gewordenen Offiziere und Soldaten halten ließ, eine förmliche Bestätigung. Mehrere wurden hingerichtet, vielen der Degen zerbrochen, und über funfzig Namen an den Galgen geheftet. Dagegen belohnte er mit seiner gewöhnlichen Freigebigkeit diejenigen, welche sich in der Schlacht ausgezeichnet hatten. General Holk durfte aus vier böhmischen Herrschaften sich die ihm beliebige erwählen. Octavio Piccolomini erhielt 10,000 Thaler, von Harrach eine goldene Kette, 200 Dukaten an Werth, und zehn Regimenter zusammen gegen 90,000 Thaler. Die Regimenter waren aber dergestalt geschmolzen, daß er von dem Heere, welches er im Frühlinge beisammen hatte, kaum 2000 Mann nach Böhmen zurückbrachte. Durch gewaltsame Werbungen sahe er sich indessen sehr bald wieder an der Spitze eines zahlreichen Heeres. Dennoch unternahm er aber in den funfzehn Monaten, welche von der Schlacht bei Lützen bis zu seinem Tode verflossen, nichts seines Ruhmes Würdiges. Nur die Gefangennehmung einer ganzen schwedischen Heeresabtheilung unter Thurn und Duvald macht eine Ausnahme. Nachdem er nämlich im Mai 1633 nach Schlesien aufgebrochen war, und darin mehrere Monate mit vergeblichen Unterhandlungen zugebracht hatte, wandte er sich plötzlich gegen die Lausitz in das Gebirge, so daß sich Arnheim, dadurch getäuscht, von der schwedischen Armee unter Thurn trennte, und die Länder seines Herrn, des Kurfürsten von Sachsen, zu decken eilte. Allein nun rückte Wallen=

stein unerwartet gegen Stein an die Oderbrücke vor, wo der Feind 5000 Mann stark verschanzt war. Schaffgotsch bekam Befehl, über die Oder zu setzen, und den Schweden den Rückzug abzuschneiden. Die Schnelligkeit und Uebereinstimmung, mit welcher diese Bewegungen erfolgten, überraschte die Schweden so sehr, daß sie sich völlig eingeschlossen sahen, und ihnen nichts übrig blieb, als zu capituliren. Als Kriegsgefangene wurden nun die gemeinen Soldaten unter das Wallenstein'sche Heer gesteckt, den Offizieren aber, die sich weigerten, kaiserliche Dienste zu nehmen, insonderheit den Generalen Thurn und Dübold, freier Abzug bewilligt, doch unter der Bedingung, daß sie alle noch von ihren Truppen besetzte Plätze Schlesiens sogleich räumten. So gerieth denn ganz Schlesien ohne Schwertschlag wieder in die Gewalt der Kaiserlichen, und diese konnten nun sehr leicht Streifzüge in die Mark Brandenburg, und selbst bis nach Pommern hin unternehmen.

Jetzt hatte Wallenstein den Kurfürsten von Sachsen ganz in seinen Händen, und sehr leicht hätte er ihn zwingen können, der Verbindung mit den Schweden zu entsagen, allein auf eine unerklärbare Weise beharrte er in seiner Unthätigkeit, begnügte sich mit einzelnen unbedeutenden Gefechten, und zeigte eine Mäßigung, die ihm sonst ganz fremd gewesen war. Eben so unerklärlich ist sein Betragen gegen den Kurfürsten von Baiern, gegen dessen Bitten und Einladungen er gänzlich taub war, als er von dem furchtbarsten unter seinen Feinden, dem Herzoge Bernhard von Weimar, schwer geängstigt wurde. Als ob er des Bundesgenossen seines Kaisers spotten, und ihn aus alter Feindschaft recht tief demüthigen wollte, rückte er zwar in die baiersche Oberpfalz bis Cham vor, aber ohne diese Stadt zu belagern, oder sich Regensburg

zu nähern, und kaum hatte er vernommen, daß Bernhard über die Donau nach der Oberpfalz aufgebrochen sey, so zog er sich nach Böhmen zurück. In seinem Bericht an den Kaiser erklärte er, es sey besser, die Armade zu erhalten, als sie vor Regensburg zu Grunde zu richten, und diese Stadt könne man im folgenden Sommer zu jeder Zeit haben.

Jetzt, da der Tod Gustav Adolphs den protestantischen Fürsten die feste Stütze genommen, welche sie allein aufrecht erhalten hatte, und die Bestürzung sie wankelmüthig und unentschlossen machte, so daß der schwedische Kanzler Oxenstierna, der nun das Ganze leitete, sie mit seinen kräftigen und eindringenden Vorstellungen kaum dahin zu bringen vermochte, daß sie bei dem geschlossenen Bündnisse beharrten — jetzt schien der rechte Zeitpunkt gekommen zu seyn, dem unglückseligen Kriege, der Deutschland zerfleischte, auf einmal ein Ende zu machen. Die schwedische Armee war in Franken, in Niedersachsen, in Schlesien, unter Bernhard von Weimar, dem Herzog Georg von Lüneburg und dem alten Grafen Thurn vertheilt. Wäre Wallenstein jetzt mit dem Hauptheere eben so thätig gewesen, wie General Altringer in Schwaben war, so würde der Kaiser den Frieden erzwungen und vorgeschrieben haben. Aber Wallenstein begnügte sich, zu unterhandeln, und Waffenstillstände zu schließen, und zeigte sich überall als ein gnädiger Sieger. Am kaiserlichen Hofe mußte man erstaunen, zu hören, daß der gegen 16,000 Mann stärkere Wallenstein die feindlichen Heerführer bei sich als Gäste empfange, und sie mit Gnadenbezeigungen überhäufe, besonders als der schlaue Feldherr die an ihn abgesandten kaiserlichen Räthe abziehen ließ, ohne ihnen irgend einen Aufschluß über seine Unterhandlungen mit den Sachsen und Schweden zu ge-

ben. Offenbar wollte er ihnen dadurch seine Machtvollkommenheit zeigen, daß er die Unabhängigkeit, die man ihm zugestanden hatte, so weit als möglich ausdehnte, und jede Verpflichtung, dem Kaiser von seinen Unternehmungen Rechenschaft zu geben, von sich wies. Die Unterhandlungen des herrschsüchtigen Herzogs verriethen aber nur gar zu deutlich verrätherische, oder wenigstens die selbstsüchtigsten Absichten, und einen Hochmuth, der ihn gegen alle die Gefahren blind machte, die er gleichsam herbeirief, indem er dem Kaiser, zwar nicht mit Worten, aber durch die That den Gehorsam aufkündigte. Alle Zeugnisse der Geschichte stimmen darin überein, daß Wallenstein mehr als einmal Unterhandlungen mit den Schweden angeknüpft, und darauf angetragen habe, daß sie ihm Truppen überlassen möchten, um in einem engen Bündnisse mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg den Kaiser zu zwingen, mit ihnen Frieden zu machen, und den Böhmen alle ihre Privilegien, den Vertriebenen ihre Güter zurückzugeben, die Schweden aber für die aufgewandten Kriegskosten durch baare Zahlungen zu entschädigen.

Oxenstierna durchschaute den ehrgeizigen und habsüchtigen Wallenstein, und auch der Kurfürst von Sachsen fürchtete dessen Hinterlist, daher hüteten sie sich, in seine Vorschläge einzugehen, und selbst der Verlust, den sie bei Steinau erlitten, konnte ihren Sinn nicht ändern. Auch die Milde, mit welcher Wallenstein den Rebellenhäuptling Thurn behandelte, und die in Wien den bösesten Eindruck machen mußte, konnte sie nicht irre führen, denn sie kannten die Ursache dieser Milde, nämlich die Furcht, daß Thurn, durch Eröffnungen in Wien, die verrätherischen Einverständnisse des kaiserlichen Feldherrn an's Licht bringen könnte. Doch dieser trug kein Beden-

ken, diese Furcht selbst an den Tag zu legen, indem er den Grafen Thurn, königlich beschenkt, mit allen Zeichen der Hochachtung und Freundschaft entließ, oder er zögerte vielmehr keinen Augenblick, seine wahren Absichten kund werden zu lassen, indem er in seinem grenzenlosen Uebermuthe die Gewalt des Kaisers verachtete. Der zu Znaim geschlossene Vertrag bestimmte ausdrücklich, daß die Länder des Kaisers von dem Generalissimus nur im Falle eines Rückzuges mit Truppen belegt werden sollten; aber obgleich dieser Fall keinesweges eingetreten war, wurden dennoch Böhmen, Mähren und Oberöstreich mit der Wallensteinischen Armee belegt, und von ihr mit einer solchen Gewaltthätigkeit behandelt, als ob es Feindes Land wäre. Vergeblich ließ der Kaiser seinem Generalissimus die Räumung Böhmens durch eine eigene Botschaft ausdrücklich anbefehlen, vergeblich klagte man laut in Wien über seine Unthätigkeit, und über die Vorliebe, mit welcher er seinen verdächtigen Günstlingen Terzky, Schaffgotsch und Illo die meisten und besten Truppen zutheile, und dagegen die getreuen Kriegsobersten Octavio Piccolomini, Gallas und Caretto zurücksetze, die auch nicht unterließen, sich bei dem Kaiser über diese Zurücksetzung zu beschweren, und jene Günstlinge zu verdächtigen.

So sahe sich denn der Kaiser von allen Seiten aufgefordert, eine Gefahr zu entfernen, die ihn so nahe bedrohte, und dem gefährlichen Günstlinge die Herrschaft zu entreißen, die er sich errungen hatte, und so schändlich mißbrauchte. Ferdinand erkannte endlich, daß er auf seinem Throne nicht mehr sicher war, so lange Wallenstein an der Spitze eines Heeres stand, das er ganz von seinem unumschränkten Willen abhängig gemacht hatte. Der Kurfirst von Baiern vereinigte sich mit den Räthen des Kaisers und mit dem Grafen Gallas, um den Sturz

des Unersättlichen zu bewirken, und dieser verlor endlich den Schutz seines ältesten Freundes, der ihm siebzehn Jahre lang ergeben geblieben war, des Fürsten von Eggenberg. Wallenstein konnte sich's nicht verbergen, daß von Wien her ein Ungewitter gegen ihn heranziehe, und er suchte es dadurch zu zerstreuen, daß er sich erbot, das Heer auf eigene Kosten zu verdoppeln, und für die Subsistenz desselben zu sorgen. Man verwarf diesen Antrag in Wien auf das entschiedenste, und versuchte dagegen, der Uebermacht des Gefürchteten ein Gegengewicht zu geben, indem man dem Infanten von Spanien auftrug, in Italien ein Heer zu sammeln, und dem Herzoge von Friedland befahl, 6000 Pferde zu Verstärkung dieses Heeres abzusenden. Um diesem Befehl Nachdruck zu geben, wurde der Beichtvater der Königinn von Ungarn, Pater Quiroga, nach Pilsen, wo Wallenstein residirte, mit dem Auftrage gesandt, allen seinen Einfluß den er seit langer Zeit über das Herz des Generalissimus ausgeübt hatte, aufzubieten, um ihn dahin zu bringen, daß er diesem Befehl Gehorsam leiste; aber er mußte unverrichteter Sache abreisen.

Unaufhörlich strebte Wallensteins Ehrsucht dahin, sich des Heeres zu versichern, und sich von außen Unterstützung seiner Unternehmungen zu erwerben, inden er den Feinden des Kaisers schmeichelte. Richelieu nußte er vor allen zu gewinnen suchen, diesen mächtigen Minister Frankreichs, dem alles daran lag, daß Oestrich gedemüthigt würde; es gelang daher sehr leicht, von ihm die Zusicherung französischer Unterstützung zu erhalten. Minder leicht wurde die Unterhandlung mit den behutsamen Oxenstierna, obgleich Arnheim, Thurn, und selbst der Herzog von Lauenburg sich von Wallenstein willig als Unterhändler gebrauchen ließen. Nichts konnte ihn

dahin bringen, dem Friedländer schwedische Truppen anzuvertrauen. Er erwartete, daß Wallenstein den ersten Schritt thun würde, und wenn er diesen gethan hätte, durfte er der schwedischen Unterstützung gewiß seyn. Aber auf das Andringen seiner Freunde, ungesäumt diesen Schritt zu thun, gab er immer die Antwort: Es ist noch nicht Zeit!

Um das Heer zu gewinnen, mußte er die Ober-Offiziere in sein Interesse zu ziehen suchen, und in der That war dieß auch sein Hauptaugenmerk. Holk scheint er durch reiche Geschenke und persönliche Freundschaft gefesselt zu haben, so daß er auf diesen Partheigänger mit der größten Sicherheit rechnete, allein der Tod raffte ihn unerwartet hinweg. Terzky war durch Verwandtschaft mit ihm verbunden, und ihm zugleich aus Ehrfurcht unbedingt ergeben; Illo wurde dadurch gewonnen, daß Wallenstein seine Rachsucht gegen den Kaiser aufzuregen wußte, indem er ihn verleitete, um den Grafentitel anzusuchen, und hinter seinem Rücken ihm entgegenwirkte, dann dem Betrogenen heuchlerisch sein Bedauern bezeigte, und auf diese Art ihn an sich zog, indem er ihn vom Kaiser losriß. Schaffgotsch war ihm ein bewährter Anhänger, und Piccolomini hielt er aus astrologischem Aberglauben für unzertrennlich mit sich verbunden; Altringern hatte er aus dem Staube empor gehoben, und die übrigen Kriegsobersten, besonders Gallas und Colloredo, suchte er durch prahlende Zusicherungen an sich zu ziehen, indem er seinen Anhängern bereits Mähren, Glatz und andere östreichische Provinzen vertheilte. Indessen muß er doch, was den Punkt der treuen Ergebenheit und festen Anhänglichkeit betrifft, nicht seiner Sache gewiß gewesen seyn, dieß zeigt der Betrug, den er seinen Anhängern bei einer Zusammenkunft im Hauptquartiere zu Pilsen spielte.

Nachdem sich nämlich Wallenstein überzeugt hatte, daß sein Einfluß am Hofe zu Wien vernichtet, und seine Treue dort verdächtig geworden sey, berief er eigenmächtig die Kriegsobersten der kaiserlichen Armee zu einer Versammlung nach Pilsen, in der Absicht, sie durch Hinterlist zu Mitschuldigen des Ungehorsams gegen den Kaiser zu machen; doch fehlten drei einflußreiche Krieger, Gallos, Altringer und Colloredo. Der Feldmarschall Illo führte im Namen des Generalissimus das Wort, und erklärte dessen festen Willen, das Commando niederzulegen, weil er ungerecht angeschuldigt, und an seiner Ehre gekränkt sey. Zugleich wußte er in den Herzen der Anwesenden bange Besorgnisse wegen ihres Schicksals, besonders was die Belohnung ihrer Verdienste betraf, zu erregen, so daß sie einmüthig beschlossen, den Herzog durch eine Deputation dringend zu bitten, daß er den Oberbefehl behalten wolle; allein er schlug es ihnen mit scheinbarer unerschütterlicher Festigkeit ab, und erst, als sie eine zweite Deputation sandten, welche auf das eindringlichste flehte, sie nicht zu verlassen, nahm er den Schein der Rührung an, und ließ sich erbitten, äußerte aber zugleich, daß er auch nun mit Zuversicht auf ihren Beistand rechne, und daß sie ihm diesen eidlich zusagen müßten. Dazu waren alle Kriegsobersten sogleich bereit, indem sie voraussetzten, daß Wallenstein in dieser Angelegenheit mit voller Aufrichtigkeit und Treue zu Werke gehe. So verpflichteten sie sich denn durch die Unterschrift eines Reverses an Eides Statt, Seiner fürstlichen Gnaden, so lange Sie in seiner kaiserlichen Majestät Dienst verbleiben, und die Armee zur Beförderung des Dienstes Seiner Majestät grbrauchen würden, treu zu seyn, sich auf keine Weise von ihm zu trennen, und den letzten Blutstropfen an Seiner Gnaden und der Armada Erhaltung zu setzen.

Bei einem Gastmahl, als sie vom Wein erhitzt waren, wurde ihnen der Revers, jedoch mit Auslassung der Bedingung, welche darin ausdrücklich aufgestellt war, zur Unterschrift vorgelegt. Am folgenden Tage redete Wallenstein zu den Unterschriebenen mit allem Feuer der aufgeregten Leidenschaft.

Der Kaiser, von diesem Vorgange genau unterrichtet, konnte nun keinen Augenblick zweifeln, daß Wallenstein ihn sehr bald geradezu angreifen werde, und betrachtete ihn jetzt als einen Hochverräther, gegen den alles aufgeboten werden müsse, um ihn so bald als möglich aus dem Wege zu räumen. Ohne sich daher noch weiter durch des Verräthers gleißnerische Briefe täuschen und hinhalten zu lassen, entsetzte er ihn durch ein Mandat, welches vom **18. Februar 1634** datirt ist, seiner Würden, sicherte den Theilnehmern an der Conspiration zu Pilsen, mit wenigen Ausnahmen, völlige Vergebung zu, und wies die Armee an, den Generallieutenants und Feldmarschällen Gallas, Altringer und Piccolomini, und keinem Andern zu gehorchen. Früher war schon an diese, und andere zuverlässige Feldhauptleute die Weisung ergangen, sich Wallensteins und seiner vorzüglichsten Anhänger Illo und Terzky zu bemächtigen, damit sie in gefängliche Haft gebracht und vor Gericht gestellt werden könnten. Diesem Befehle war der übliche Beisatz: »lebendig oder todt« eingeschaltet.

Offenbar hatte der Drang der Umstände den Bundbrüchigen überrascht, und ihn früher zu offener Empörung fortgerissen, als es die Klugheit vorschrieb, denn der ganze Erfolg seines kühnen Unternehmens hing von der Erklärung Oxenstierna's ab, daß die schwedischen Truppen sich mit ihm vereinigen sollten, und diese war nicht eher zu erwarten, als bis dem Kanzler der Revers mit den zahl-

reichen Unterschriften war vorgelegt worden. Dieser residirte aber in Niedersachsen, und eine unersetzliche Zeit ging durch diese Entfernung verloren. Zwar suchte Wallenstein durch neue Berathschlagungen mit den Kriegsobersten Zeit zu gewinnen, aber dieß gelang ihm nicht. Gallas und Piccolomini, welche an allen diesen Berathschlagungen und Unterschriften keinen Theil genommen hatten, fanden Mittel, sich ohne Geräusch und Aufsehen aus dem für sie so gefahrvollen Pilsen zu entfernen; nachdem sie mehrere Offiziere gewarnt, und in der Treue gegen den Kaiser befestigt hatten, waren sie nun für diesen mit der höchsten Anstrengung geschäftig, und leiteten mit Umsicht und Entschlossenheit die Anstalten zur Erstikkung des Aufruhrs. Indem man in Wien und Prag in banger Erwartung der nächsten Zukunft entgegensah, war das Ungewitter schon vorübergezogen. Fast zu gleicher Zeit wurden Scharfenberg in Wien, und Schaffgotsch in Schlesien gefangen genommen, Prags Besatzung auf's neue für den Kaiser in Eid und Pflicht genommen, und Wallenstein unter Trommelschlag in Oestreich und Baiern für einen Verräther und Empörer erklärt. Der Kaiser erkannte auf einmal, welchen Händen er das Schicksal des Reiches anvertraut, und wie viel er gewagt hatte, indem er eine unumschränkte Gewalt in diese Hände legte, ohne den Charakter des Heerführers zu erforschen, den er so hoch stellte, nachdem er ihn kurz zuvor mit gleicher Unvorsichtigkeit an seiner empfindlichsten Seite angegriffen, und ihn zur Rache gereizt hatte. Gewiß fiel jetzt der von Allen gefürchtete Wallenstein als ein Opfer der Eifersucht jener Großen, die er verdunkelte, und es bleibt ungewiß, ob er wirklich den ungeheuren Plan entworfen habe, den Kaiserthron umzustürzen, und sich zum Herrn in Deutschland zu machen. Sein Untergang brachte

Deutschland kein Heil, und die große Angelegenheit wurde nicht dadurch gefährdet, denn der Kaiser war zu tief in dem Glauben, daß der katholische Glaube der allein seligmachende, und der evangelische ein Irrglaube sey, versunken, und zu sehr von geistlichen und nichtgeistlichen Päpstlern umstrickt, als daß er hätte einsehen können, ein Religionskrieg sey das Verderblichste und Schrecklichste, was über ein Volk kommen könne, und es sey ein völlig vergebliches Unternehmen, die Völker durch die Gewalt der Waffen dahin bringen zu wollen, daß sie ihren Glauben verleugnen, wenn die Vernunft sich frei gemacht, und den blinden Glauben weggeworfen hat.

Wallenstein sahe sich auf einmal von Allen, die er für seine treuen Anhänger gehalten hatte, Wenige ausgenommen, verlassen und selbst verrathen, denn Einer nach dem Andern entwischte aus Pilsen, und der, den er für den Treusten gehalten hatte, Piccolomini, war im Begriff, mit 3000 Mann gegen die Stadt anzurücken, und sich seiner Person zu bemächtigen. In dieser gefahrvollen Lage gab ihm Einer aus seiner Umgebung den Rath, geradezu nach Wien zu gehen, und dem Kaiser zu erklären, daß alle die Handlungen, welche man ihm als verrätherische ausgelegt habe, nur den Zweck gehabt hätten, die Getreuen kennen zu lernen; allein dieß schien ihm doch zu gewagt, und er beschloß, nach Eger zu flüchten, wo er in dem Commandanten Gordon einen ihm ganz ergebenen Diener zu haben glaubte, dort die Erscheinung Bernhards von Weimar, mit welchem er Unterhandlungen angeknüpft hatte, abzuwarten, und dann erst einen entscheidenden Schritt zu thun. Ein Brief, in welchem der Herzog von Lauenburg den glücklichen Erfolg dieser Unterhandlungen, und das baldige Heranrücken Bernhards meldete, wurde

aber aufgefangen, und seine Angelegenheiten nahmen dadurch eine höchst ungünstige Wendung.

Sieben Terzkysche Compagnieen und die Buttlerschen Dragoner begleiteten Wallenstein nach dem für ihn so verhängnißvollen Eger. In seinem Wagen saß der Obristlieutenant Leslie, ein Schotte reformirten Bekenntnisses. In der festen Ueberzeugung, daß dieser zu seinen treusten Anhängern gehöre, machte er ihn mit allen seinen Plänen bekannt. Allein kaum waren sie in Eger angekommen, so theilte Leslie alle diese Eröffnungen seinen beiden Vertrauten, Gordon und Buttler, mit, und diese drei beschlossen nun, den kaiserlichen Befehl auf die blutigste Weise in Erfüllung zu bringen, und Wallenstein zu ermorden, wahrscheinlich weil ihnen der Held, so lange er lebte, und so lange er Terzkysche Dragoner in seiner Nähe hatte, zu gefährlich schien. Wie sie ihr Gewissen durch den Befehl, welchen der Kaiser gegeben hatte, zum Schweigen zu bringen wußten, so brachten sie es auch leicht dahin, daß sich noch acht andere Hauptleute mit ihnen eidlich zu diesem Morde verbanden, und unter diesen auch Pestalozzi, welcher in der zur Ausführung bestimmten Nacht die Schloßwache hatte. Aber auch Wallensteins Vertraute und Mitverschworne mußten fallen, und mit einer recht tückischen Hinterlist wurden zu dem Ende Illo, Terzky, Kinsky und Neumann zu einem Gelage auf das Schloß eingeladen. Man setzte sich nach 6 Uhr Abends zur Tafel, und die Meuchelmörder spielten ihre Rollen so gut, daß die unglücklichen Schlachtopfer auch nicht die geringste Ahnung von der Gefahr hatten, die hier, wo die lauteste Freude herrschte, über ihren Häuptern schwebte. Plötzlich öffneten sich die Thüren des Saales, und zwanzig Soldaten, von den Offizieren Geroldin und Deveroux angeführt, drangen mit dem Geschrei: Vivat

Ferdinandus! in den Saal; ein Gefecht der Verzweiflung begann; doch sehr bald fielen die vier bezeichneten Opfer unter den Stichen der Partisanen.

Kein Schuß war gefallen, aber dennoch hatte das Getöse und Geschrei der Kämpfenden Wallensteins Ohr erreicht, der unbesorgt im Bette lag, und jetzt durch ein gellendes Geschrei, welches Terzky's und Kinsky's Frauen erhoben, plötzlich aufgeschreckt wurde, so daß er schnell aus dem Bette sprang, und das Fenster aufriß, um nach der Wache zu rufen. Dieß war für Buttler das Zeichen, einzudringen, und die stürmische Nacht begünstigte nur zu sehr das blutige Unternehmen. Wallenstein hatte seine Wohnung in dem Hause des Bürgermeisters der Stadt, und dießmal war er zu seinem Unglück von dem Glauben an die Vorhersagungen seines Astrologen Seni verlassen, denn dieser hatte ihm wirklich kurz zuvor eine Gefahr angekündigt, die ihn bedrohe. Unter den Streichen des Undanks sollte er erliegen, denn mit einer vorzüglichen Gunst hatte er den Verräther Leslie beehrt, hatte das ganze Glück dieses Ausländers gegründet, und gerade dieser wurde nun der Urheber seines schrecklichen Unterganges, wenn er auch nicht die blutige That mit eigner Hand verübte. Ein anderer Ausländer, der Hauptmann Deveroux, ein Irländer, hatte es übernommen, den Mordstahl zu führen. Mit sechs Dragonern stürmt er in den Vorsaal; ein Kammerdiener, welcher Stille gebietet, wird niedergestoßen, die verschlossene Thür des Schlafgemachs gesprengt. Wallenstein stand an dem Fenster, aus dem er vergebens nach Hülfe gerufen hatte, und indem er die Meuchelmörder kommen hört, greift er nach seinem Degen; da dringt Deveroux mit der Hellebarde auf ihn ein, und stößt sie ihm in die Brust; ohne einen Laut von sich zu geben, sinkt der

Herzog nieder, und stirbt im zwei und funfzigsten Jahre seines Alters, am 25. Februar 1634. Sein Leichnam wurde zuerst zu Sladicz, und erst nach 151 Jahren in Münchengrätz, in der dortigen Familiengruft, feierlich beigesetzt.

Am folgenden Tage langte ein Bote von dem Herzoge von Lauenburg an, der die nahe Ankunft dieses Prinzen berichtete. Man versicherte sich seiner, und ein Bote in Friedländischer Livree wurde an den Herzog abgeschickt, um ihn nach Eger zu locken. Die List gelingt, und auf diese Art überliefert sich Franz Albert selbst den Händen seiner Feinde. Bernhard von Weimar würde dasselbe Schicksal gehabt haben, wenn er nicht noch zu rechter Zeit von Wallensteins Untergange Nachricht erhalten hätte. Ferdinand soll dem Schicksal seines Feldherrn eine Thräne geweihet haben. Tausend Seelmessen, die für ihn zu Wien gelesen wurden, sollten die Gewissen beruhigen.

Wallenstein war schlanker, edler Statur; die Stirn hoch, und über derselben das schwarze Haar aufwärts gekämmt; das Auge dunkel, und nicht groß, aber voll Feuer und Leben; die Miene streng, finster und gebieterisch; die Backenknochen stark, der Mund durch Knebel- und Spitzbart geziert. Im Felde trug er ein Gewand von Elennshaut, darüber ein Wamms von weißer Leinwand, scharlachne Beinkleider und Mantel, auf der Brust das Vließ, den Hut mit einer rothen Feder geschmückt. Wenn ihn die Leidenschaft nicht aufregte, so war er wortkarg, und selten verzog er seine Miene zum Lächeln. Der Ton seiner Stimme entsprach der Rauhheit seines ganzen Wesens. Freundlichkeit und Vertraulichkeit waren ihm fremd; nur durch Furcht und Hoffnung wußte er seine Untergebenen an sich zu fesseln. In seiner

Nähe

Nähe durfte sich kein Wagengerassel, kein Hundegebell, kein Sporengeklirr hören lassen. Er machte einen königlichen Aufwand, und hielt einen glänzenden Hof, theilte Kammerherrenschlüssel aus, ließ Münzen prägen, und übte alle Rechte eines souveränen Fürsten aus. Dabei hatte er es doch gern, wenn ihn seine Soldaten im Lager ohne Gruß und Ehrenbezeigung vorüberziehen ließen. Niemand durfte im Zelte vor ihm anders, als in voller Rüstung erscheinen. Wer seine Befehle übertrat, hatte Todesstrafe zu erwarten. Geschenke schlug er nie aus; oft vergalt er geringe fürstlich, und dagegen bedeutende äußerst gering. Züge des Erbarmens und der Menschlichkeit erscheinen nicht in dem Bilde seines Lebens, höchstens eine launenhafte Gnade, wenn er z. B. einen zum Hauptmann ernannten gemeinen Soldaten, dessen tapfere That er belohnen wollte, für die unterlassene Danksagung beschenkte, indem er dieß für eine Lobrede erklärte, oder den alten Kantor zu Goldberg, der ihn in seiner Jugend oft recht hart gezüchtigt hatte, vor sich fordern ließ, und den vor Angst zitternden Greis öffentlich belobte. Gewiß gehörte er durch seine außerordentlichen Anlagen zu den bedeutendsten und merkwürdigsten Feldherren aller Zeiten, aber zum großen Manne fehlte ihm viel, besonders die Verklärung des sittlichen Adels, die Kraft der Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung, und die Achtung für Wahrheit, Recht und Menschenwürde. Sein heller Verstand erhob ihn über die Religionsvorurtheile seines Jahrhunderts, und die Jesuiten vergaben es ihm nie, daß er ihr System durchschaute, und in dem Papste nichts, als einen römischen Bischof sah. Um so auffallender und merkwürdiger ist es, daß er sich von dem Glauben an astrologische Deutungen nicht los machen konnte. Sein Verschwinden von dem blutigen Schauplatze führte nicht Gedanken und Entwürfe

des Friedens herbei, denn noch in dem Friedensjahre 1648, und fast in dem Augenblick noch, da der Friede geschlossen wurde, der dreißigjährigem Blutvergießen, und dem namenlosen Elende Deutschlands ein Ende machte, stehen die Schweden mitten in Baiern, und es ist kein General vorhanden, der einem Türenne, Wrangel und Königsmark gegenüber gestellt werden könnte. Ein heftiger Regen, der den Inn in einen reißenden Strom verwandelt, und es unmöglich macht, eine Schiffbrücke zu schlagen, rettet Oestreich aus einer furchtbaren Gefahr, und Königsmark, der mit einer schwedischen Heeresabtheilung die kleine Seite von Prag überrumpelt, ohne mehr als Einen Todten zu haben, erwirbt sich den Ruhm, den dreißigjährigen Krieg durch die letzte glänzende Unternehmung beschlossen zu haben.

Hans Joachim von Zieten.

Dieser ausgezeichnete Held, den Friedrich der Große seiner Freundschaft würdigte, und dem er einen bedeutenden Theil seiner glänzenden Siege verdankte, wurde **1699** auf seinem väterlichen Landgute Wustrau, nicht fern von Berlin, geboren. Im Vaterhause genoß er weder Erziehung noch Unterricht; ganz sich selbst überlassen, entwikkelten sich seine herrlichen Anlagen desto freier und glücklicher, und da sie eine entschiedene Neigung zum Soldatenstande bei ihm erzeugten, so war es ihm vortheilhaft, daß er seiner Erziehung einen abgehärteten Körper verdankte.

Die Natur hatte ihn mit einem lebhaften Gefühle für Recht und Unrecht, und mit einem gewissen kühnen Trotze gegen das letztere ausgestattet. Schon in seiner frühesten Jugend war er in dieser Beziehung auf alles, was um ihn her geschah, äußerst aufmerksam, und nichts entging seiner Beobachtung und Beurtheilung. Dahin gehörten vorzüglich die harten Begegnungen, welche seine rechtschaffenen Eltern von ihren Nachbarn erfuhren. Diese machten einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er schon als Knabe Schmerz und Unwillen darüber empfand, und,

ohne ein Wort zu sagen, fest bei sich beschloß, diesen Ungerechtigkeiten künftig Einhalt zu thun. Als ihm seine Eltern in seinem dreizehnten Jahre einen Erzieher gaben, der, ohne ihr Wissen, einen unmoralischen Lebenswandel führte, verlor dieser dadurch bei seinem viel zu achtsamen Zöglinge auf der Stelle alles Ansehen. Als der Lehrer den Schüler einst thätlich strafen wollte, widersetzte sich dieser, stieß seinen Aufseher verächtlich von sich, und entdeckte seinen Eltern ohne Rückhalt, was für einem schlechten Manne sie ihn anvertrauet hätten. Eine genaue Untersuchung bestätigte die Wahrheit seiner Angaben, und der Lehrer wurde sogleich entlassen.

Jetzt verließ er, in seinem vierzehnten Jahre, Wustrau, um unter dem damaligen Könige, Friedrich Wilhelm I., in Kriegsdienste zu treten. Hier scheint der Druck seiner äußern Lage seinem natürlichen Ehrtriebe nur eine desto größere Kraft gegeben zu haben, denn jede Beleidigung seiner Kameraden ahndete er auf der Stelle, und durch einige glücklich bestandene Duelle erwarb er sich bei seinem Regimente den Ruf der Bravheit, und die Achtung, welche man anfangs seiner kleinen unansehnlichen Persönlichkeit verweigerte. Dennoch einmal zurückgesetzt, forderte er, wiewohl mit schwerem Herzen, seinen Abschied, den er auch sogleich erhielt.

Für seine sittliche Ausbildung war es ein Glück, daß ihm sein erster Versuch in Kriegsdiensten mißlungen war. Widrige Erfahrungen mußten seinen Charakter zur Reife bringen, indem sie seine Heftigkeit und seinen Ehrgeiz mäßigten.

Jetzt blieb ihm nichts übrig, als sich auf das kleine Landgut seines indeß verstorbenen Vaters zurückzuziehen. Hier lebte er zwei Jahre, ohne daß sich seiner Neigung, wieder in Kriegsdienste zu treten, eine Befriedigung dar-

bot. Endlich begab er sich nach Berlin, und suchte, bei der Parade, des Königs Friedrich Wilhelm I. Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, ob er gleich wußte, daß seine kleine Statur ihn dem Könige nicht empfehlen würde. Er erreichte bald seinen Zweck, und wurde als Premierlieutenant bei einem Dragonerregiment angestellt.

Hier erwarteten seiner durch die Feindschaft des Stabsrittmeisters, der darauf ausging, ihn zu stürzen, neue Prüfungen. Von ihm auf's äußerste getrieben, verlangte endlich der tiefgekränkte Zieten, daß sich der Rittmeister mit ihm schlagen solle; dieser aber wußte auf eine höchst hinterlistige Weise seinem Lieutenant einjährige Festungsstrafe zuzuziehen, und späterhin sogar gänzliche Entsetzung.

Doch ihm blieb die Achtung aller Guten, und diese benutzten eine sich darbietende Gelegenheit, ihn auf's neue für den Kriegsdienst zu gewinnen. Der König hatte in Baireuth bei seiner Tochter eine kleine Abtheilung Husaren gesehen. Sogleich beschloß er, eine Husaren-Kompagnie zu errichten, und Zieten, von zwei Günstlingen des Königs nachdrücklich empfohlen, ward von diesem zum Lieutenant bei den Husaren ernannt.

So begann denn Zieten 1730, im ein und dreißigsten Lebensjahre, den Husarendienst. Hier kam er in eine neue Schule der Selbstverleugnung, denn sein Chef, von Benekendorf, voll Mißtrauen gegen den Charakter des zweimal verabschiedeten Lieutenants, behandelte ihn oft sehr hart. Dennoch ward er sehr bald zum Rittmeister befördert, denn er hatte des Königs Gnade erlangt. Diese erwarb ihm eine besondere Auszeichnung, indem der König ihm das Commando der Hülfstruppen anvertraute, welche er zu dem östreichischen Heere stoßen ließ, das damals am Oberrhein den Krieg gegen Frank-

reich wegen der polnischen Thronfolge führte. Hier hatte er zuerst Gelegenheit, sein Talent und seinen Muth zu zeigen, und kehrte als Major zurück, reich an Erfahrungen und Kenntnissen. Sehr unangenehme, und selbst unglückliche Dienstverhältnisse folgten auf diese schöne Zeit. Er ertrug sie um so geduldiger, da er eine treffliche Gemahlinn gefunden hatte, und sich der größten häuslichen Zufriedenheit erfreute.

Auf's neue erhielt er einen Beweis von der Gnade des Königs, durch eine Sendung an den Hof zu Wien. Kaiser Karl VI. nahm ihn mit Auszeichnung auf. Im Jahr 1740 verlor Zieten seinen königlichen Beschützer. Bei der Thronbesteigung Friedrichs II. veranlaßte der Tod des Kaisers eine allgemeine Gährung in Europa, und Friedrich ergriff diese Gelegenheit, die alten Rechte seines Hauses auf einen beträchtlichen Theil von Schlesien geltend zu machen. Bei dem ausbrechenden Kriege betrat Zieten den großen kriegerischen Schauplatz, auf welchem sich ein Heer von Helden bilden sollte.

Da die Bestimmung und die Brauchbarkeit der leichten Truppen in dieser Zeit noch nicht erkannt war, so erhielt Zieten in dem ersten Feldzuge, und bis zur Hälfte des zweiten keine Gelegenheit, sich zu zeigen. Dazu kam die Unfähigkeit des Obersten von Wurm, der es durchaus nicht verstand, seinem Korps Aufmerksamkeit und Achtung zu verschaffen. Am Ende des ersten Feldzuges war die Einnahme und Besetzung Schlesiens vollendet, das ganze Heer bezog die Winterquartiere, und die Husaren kamen an die äußerste Grenze gegen Ungarn zu stehen.

Im folgenden Feldzuge gab der König den Husaren eine eigne Dienstvorschrift, und würdigte sie seiner Aufmerksamkeit; doch blieben sie in der siegreichen Schlacht bei Mollwitz, am 10. April, unbenutzt. Als hierauf der

König vom 4. Mai bis Ende Augusts im Lager bei Strehlen stehen blieb, beschäftigte er die Reiterei fleißig mit Patrouilliren und Recognosciren, ließ auch zwei neue Husarenregimenter zur Armee kommen.

So lange aber der eben so feige als unfähige Oberst die Berliner Husaren befehligte, war keine Hoffnung, daß sie sich geltend machen würden, und die Kränkung, welche Zieten hierüber empfand, brach endlich aus, als der Oberst den Dienst ganz offenbar vernachlässigte, um sich keiner Gefahr auszusetzen, ja sogar seinen braven Rittmeister einst aus Bosheit ohne Unterstützung ließ, und der äußersten Gefahr, mit der Schwadron gefangen genommen zu werden, aussetzte, in der Hoffnung, ihn auf diese Art los zu werden. Als Zieten dennoch ohne irgend einen Verlust, und selbst mit einigen Gefangenen, aus dem Scharmützel zurückkam, suchte er unverzüglich seinen treulosen Obersten auf, und setzte ihn zur Rede. Dieser zog, so wie er zu Pferde hielt, statt der Antwort den Säbel, und hieb auf Zieten ein, der sich aber so geschickt vertheidigte, daß er nicht nur unverwundet blieb, sondern auch dem Obersten eine leichte Wunde am Kopfe beibrachte. Der dazu kommende Adjutant machte diesem Zweikampfe ein Ende, der hernach durch einen Kupferstich dargestellt wurde, und großes Aufsehen machte, ohne daß der König davon Kenntniß zu nehmen schien. Bald darauf aber ernannte er Zieten zum Oberstlieutenant.

Nicht lange nachher erhielt Zieten eine Veranlassung, sein Kriegstalent zu zeigen, indem er beordert ward, den Feind aus seiner starken Stellung in Rothschloß zu vertreiben. Dieser stand nämlich hinter einem breiten und tiefen Moraste, über welchen ein langer und schmaler Damm, der von Kanonen bestrichen wurde, den einzigen Zugang bildete. Ohne dadurch sich abschrecken zu lassen,

rückte Zieten, der sechs Schwadronen unter seinem Befehl hatte, rasch vor, und setzte, unter dem lebhaftesten feindlichen Feuer, im vollen Galopp über den Damm. Dieser rasche Angriff brachte die Feinde so sehr in Verwirrung, daß ein ganzes Kavallerieregiment in Gefangenschaft gerieth. Aber wie erstaunte Zieten, als er erfuhr, daß ein General, der einst am Rhein sein Lehrer geworden war, Baronay, ihm gegenüber gestanden hatte, und fast sein Gefangener geworden wäre.

Von dieser glänzenden Unternehmung stattete der Oberst von Winterfeld, als Augenzeuge, dem Könige sogleich Bericht ab. Sowohl bei dem Monarchen selbst, als im ganzen preußischen Lager, machte diese erste Heldenthat der Husaren einen außerordentlichen Eindruck. Der König bezeigte Zieten nicht allein unter schmeichelhaften Lobsprüchen seinen Beifall, sondern ernannte ihn auch sogleich zum Obersten.

Was für eine Wirkung dieß alles auf den Obersten Wurm haben mußte, läßt sich leicht ermessen. Getrieben von der wüthendsten Eifersucht, übernahm er, noch am Tage der Begebenheit bei Rothschloß, das Kommando wieder, und faßte den Entschluß, sich augenblicklich, es koste was es wolle, gleichfalls hervorzuthun, und einen Streich gegen den Feind auszuführen. Er versuchte es auch wirklich, aber mit so wenig Klugheit und Glück, daß darüber vielleicht das ganze Korps wäre aufgerieben worden, wenn Zieten nicht noch zu rechter Zeit alles wieder gut gemacht hätte. Dieser fiel dem Feinde in den Rücken, trieb ihn aus einander, nahm ihm seine Gefangenen wieder ab, machte selbst noch Gefangene, und endigte die schon verlorne Unternehmung so glänzend, daß der König ohne Anstand dem Obersten Wurm den Abschied gab, ihn für's erste auf Pension setzte, und späterhin bei

einem Garnisonregimente anstellte, den Obersten Zieten aber, nachdem die drei Schwadronen Leibhusaren und die drei preußischen Schwadronen nunmehr zu Einem Regimente vereinigt worden, zum Chef desselben ernannte. Dieß geschah zwei Tage nach dem Gefechte bei Rothschloß, am 24. Juli. Um diese Zeit erhielt er auch den Orden vom Verdienst, obgleich die Gelegenheit, bei welcher ihm derselbe ertheilt ward, nicht angegeben werden kann.

Jetzt war also der Zeitpunkt gekommen, wo sich Zieten endlich auf einem, seiner Kraft und seinem Thatendurst angemessenen Standpunkte befand. Das nämliche Korps, bei welchem er vor elf Jahren seine Anstellung zum Lieutenant als königliche Gnade erbitten und ansehen mußte, hatte ihn jetzt als Chef an seiner Spitze, und sah, unter seiner Anführung, den schönsten Morgen für seinen Ruhm heranbrechen. Zietens Name wurde von nun an in der ganzen Armee bekannt. Man fing an, die Husaren zu schätzen, und selbst die Feinde, welche alte und geübte Truppen dieser Gattung unter sich hatten, wurden überzeugt, daß das neu errichtete preußische Husarenkorps sich jetzt schon mit jenen messen könne, und auf dem Wege sey, ihnen den Vorzug des Ranges streitig zu machen.

Bald nach diesem Gefechte zeigte sich dem nunmehrigen Zietenschen Regimente eine neue Gelegenheit, seine Bravour, unter der Aufführung seines neuen Chefs, an den Tag zu legen. Der König hatte, zur Vermehrung seiner leichten Reiterei, unter andern auch in Preußen ein Korps Ulanen errichten lassen, mit welchem der Oberst Natzmer bei der königlichen Armee im Lager bei Strehlen ankam. Der Anblick dieses Regiments war außerordentlich schön, und fiel, wegen der Neuheit seiner

ausländischen Montirung und Waffen, so sehr in's Auge, daß der Monarch es mit einem ganz besondern Wohlgefallen empfing, und sich nicht undeutlich merken ließ, er erwarte von diesen Ulanen etwas ganz Außerordentliches, und mehr noch, als seine Husaren geleistet hätten. Er eilte also, sie sogleich ein Probestück gegen den Feind machen zu lassen. Das Korps bestand aber aus lauter jungen Leuten, die bei weitem nicht genug eingeübt waren, und vorzüglich noch mit ihren Piken nicht gehörig umzugehen wußten. Dessen ungeachtet wurde eine Unternehmung in der Gegend von Grottkau entworfen, bei welcher jedoch Zieten mit seinem Regimente ein Versteck machen mußte, und den Befehl erhielt, so lange es gut ginge, nur Zuschauer zu seyn, und den Ulanen die Ehre des Ausgangs zu überlassen, im entgegengesetzten Falle aber sie zu decken, und ihnen zu Hülfe zu eilen. Der Erfolg bewies, wie nothwendig diese Vorsicht gewesen war.

Die Ulanen stürzten zwar mit der größten Lebhaftigkeit auf den Feind, dieser bemerkte aber gleich, woran es ihnen fehlte, und empfing sie so übel, daß sie bald auseinander getrieben und zum Weichen gebracht wurden, und endlich, da der Feind ihnen in die Flanke und in den Rücken fiel, alle Fassung verloren. Die junge Mannschaft, welche mit ihren unbekannten Waffen, nicht einmal in Reihe und Glied, dem Feinde gefährlich zu werden wußte, konnte sich in ihrer allgemeinen Unordnung noch weniger helfen. Die langen Piken waren den Leuten überall im Wege. Entweder rannten sie sich damit einander in den Leib, oder, wenn sie solche niedriger hielten, faßten die Spitzen in die Erde; der Ulane wurde alsdann vom Pferde gerissen, und das Pferd fiel neben ihm, weil es mit den Füßen über die Piken stolperte.

Es war bereits auf's Aeußerste gekommen, und die

Ulanen konnten sich auf keine Weise mehr helfen, als Zieten, welcher seine Stellung auf ihrer rechten Flanke in einem Gehölze genommen hatte, von verschiedenen Seiten hervorbrach. Nun bekam die Sache ein anderes Ansehen, und der Feind wußte nicht, wie ihm geschah. Zwar faßte er sich, und hielt tapfre Gegenwehr, aber die braven Zietenschen Husaren warfen alles, was sich ihnen widersetzte, über den Haufen. Der Feind mußte seinen Sieg fahren lassen, seine meisten Gefangenen wieder aufgeben, und endlich, nachdem er viel Volk eingebüßt hatte, sich zerstreuen und die Flucht ergreifen. Während dessen hatten sich die Ulanen wieder gesetzt, und Zieten kehrte mit ihnen siegreich, wiewohl mit Verlust des braven Rittmeisters von Kladowsky, der im Gefechte niedergehauen wurde, in's Lager zurück. Er war der Retter eines Regiments, welches ohne ihn unfehlbar gänzlich aufgerieben, und gleich nach seiner Entstehung vernichtet worden wäre. Indessen bewog sowohl der ansehnliche Verlust, den die Ulanen erlitten hatten, als auch der Verdruß über diese so unglücklich ausgefallene Probe, den König, dieses neue Korps sofort in ein Husarenregiment umzuschaffen. Mit dem Säbel in der Faust lernte es bald darauf besser umgehen, und den mißlungenen Versuch der Piken wieder gut machen.

Im Feldzuge des Jahres 1742, der schon im Januar eröffnet ward, machte Zietens Regiment, das von sechs auf zehn Schwadronen verstärkt worden war, den Vortrab einer Heeresabtheilung von 15,000 Mann, welche der Graf Schwerin befehligte. Da Ollmütz von den Preußen genommen war, und alle übrige feste Posten von Truppen der Verbündeten waren besetzt worden, so konnte Zieten bis Stockerau, der nächsten Station vor Wien, seine Streifereien ausdehnen, und in der Kai-

ferstadt entstand jetzt allgemeine Angst und Verwirrung, da man sich von seinen Husaren die fürchterlichste Vorstellung machte. Doch es hatte bei der Angst vor einem Ueberfalle sein Bewenden, denn der König wurde von seinen Verbündeten schlecht unterstützt, und mußte daher seinen Angriffsplan aufgeben. Reichlich aber sahe sich die Armee wenigstens mit Lebensmitteln aus dem Oestreichischen versorgt, und nie sind wieder preußische Krieger der Kaiserstadt so nahe gekommen.

Bald darauf, zu Anfange des März, zog sich ein Korps von 8000 ungarischen Nationaltruppen an der mährischen Grenze, bei Skalitz, zusammen. Es errichtete starke Magazine, und hatte die Absicht, über die Jablunka in Schlesien einzudringen. Der König gab deshalb dem Prinzen Dietrich von Anhalt-Dessau Befehl, diese Ungarn aus einander zu jagen, und ihre Magazine zu zerstören. Bei dem hierzu bestimmten Korps befand sich auch Zieten, der dessen Vortrab mit seinen Husaren machte. Er traf zuerst bei Gedingen, dem letzten mährischen Schlosse, auf den Feind, und hatte hier ein sehr ernsthaftes Gefecht mit demselben, trieb ihn aber zuletzt, mit Verlust von einigen hundert Mann, die er zu Gefangenen machte, glücklich aus einander. Von Gedingen ging es gerade auf ungarisch Skalitz zu. Hier bildete ein langer Damm durch einen Morast, der von einigen Kanälen durchschnitten wurde, und auf welchem alle Brücken abgeworfen waren, den einzigen Zugang. Zieten ließ die Brücken schleunigst in Stand setzen, ging mit zwei Dragonerregimentern hinüber, und fand, ungefähr einen Kanonenschuß jenseit des Dammes, auf einer Anhöhe, das Hauptkorps der ungarischen Infanterie und Kavallerie aufmarschirt. Der unglückliche Ausgang des Gefechts bei Gedingen hatte den Feinden

aber so sehr den Muth benommen, daß sie es gar nicht einmal versuchten, ihre Stellung zu behaupten. Sie thaten anfänglich zwar einige Kanonenschüsse; aber sobald sich die Dragoner und Husaren formirten, und auf sie eindrangen, liefen sie aus einander.

Das starke Magazin wurde also genommen, und in's Wasser geworfen, der Ort aber, der von seinen Einwohnern verlassen war, auf Befehl des kommandirenden Generals geplündert.

Die Oestreicher bekamen jetzt an dem Prinzen Karl von Lothringen einen neuen und ausgezeichneten Feldherrn, und er zeigte sich als solchen durch die wohl berechneten Angriffe auf die Preußen, unter Dietrich von Anhalt-Dessau, den er zum Rückzuge nöthigte, wobei Zieten die Arriergarde führte, und einen großen Theil der angegriffenen und geplünderten Bagage rettete. An der siegreichen Schlacht, welche hierauf der König dem Prinzen von Lothringen am 17. Mai zwischen Zschaslau und Chotusitz in Böhmen lieferte, konnte Zieten mit seinem Regimente nicht Theil nehmen, weil Friedrich sie unternahm, ohne die Verstärkung abzuwarten, welche der General Derschau ihm zuführte. Bald darauf wurde der Breslauer Friede geschlossen, Karl VII. als Kaiser anerkannt, und das Herzogthum Schlesien an Preußen als immerwährendes Eigenthum abgetreten.

Diese wichtige Eroberung war das Werk der zwei ersten Regierungsjahre Friedrichs. Ohne seinen Geist hätte der Plan dazu weder entworfen, noch die Ausführung selbst gewagt und durchgesetzt werden können; aber ohne die Krieger, welche ihm Friedrich Wilhelm hinterließ, hätten auch die meisterhaften und kühnen Entwürfe seines Geistes ihn nicht zum Ziele geführt. Dieß sah der große König vollkommen ein, und der Werth seines

Heeres stieg in seinen Augen sehr hoch, da er ihm die Erweiterung seiner königlichen Macht, und jetzt die Aussicht zu unsterblichem Ruhme verdankte. Die hinterlassenen Werke des königlichen Helden enthalten hierüber mehrere Zeugnisse.

Auch Zieten trug zu dieser Gründung der kriegerischen Stärke und Furchtbarkeit des preußischen Staates das Seinige bei. Er half durch mehr als eine mit Klugheit und Tapferkeit angeordnete und ausgeführte siegreiche Unternehmung, das Kriegsglück von zwei Feldzügen entscheiden. Er erhöhte dieß Verdienst noch dadurch, daß er der preußischen Armee eine neue Gattung von Kriegern erzog, die der Ehre, zu ihr zu gehören, sich nicht allein sehr bald würdig machten, sondern ihr auch unentbehrlich wurden; die sie in ihren Lägern deckten; die ihr Sicherheit auf ihren Märschen verschafften, und sich mit immerwährender Selbstverleugnung für sie aufopferten. Er allein bildete diese braven Krieger in kurzer Zeit so zweckmäßig, daß sie Gefahren trotzen, und Schwierigkeiten übersteigen lernten; er durfte alles mit ihnen unternehmen, und bisher war ihm noch alles mit ihnen gelungen. Er verdiente also die Schätzung und das Vertrauen, womit ihn sein König beehrte, und war der seltenen Auszeichnung nicht unwerth, daß er, der vor zwei Jahren als Major mit einer Schwadron in's Feld ging, jetzt als Oberst und Chef von zehn Schwadronen in die Residenz zurückkehrte.

Mit heitrem Blick konnte Zieten auf die Laufbahn zurücksehen, die er zurückgelegt hatte; überall hatte er sich durch ein gerechtes, gewissenhaftes und menschenfreundliches Betragen das rühmliche Zeugniß der Zeitgenossen und der Geschichte erworben. Aber eben darum kehrte er auch ohne Vermögen aus dem Feldzuge zurück; er hatte

jede Gelegenheit, sich zu bereichern, unbenutzt gelassen. Selbst die Winke, welche ihm der König in dieser Hinsicht gab, ließ seine strenge Uneigennützigkeit unbefolgt.

Heiter und von aller Anmaßung entfernt, lebte Zieten während des zweijährigen Friedens nur sich selbst und seinem Regimente. Weder der höhere Rang noch der bedeutendere Name konnten ihn bewegen, in seiner einfachen Lebensweise etwas zu ändern. In der festen Ueberzeugung, daß der Staat ihn noch zu weit wichtigeren Diensten werde aufrufen müssen, bereitete er sich im Stillen mit unermüdeter Anstrengung auf diese Dienste vor, und beschäftigte sich eifrigst mit der Vervollkommnung seines Regiments.

Der König benutzte die Friedenszeit, um die geistige Bildung seiner Offiziere zu befördern, und daher erhielt auch Zieten den Befehl, von allen seinen Schwadronschefs schriftliche Kriegsdispositionen entwerfen zu lassen, und ihm diese mit seiner eigenen zu überschicken. Dadurch bekam Zieten eine sehr willkommene Gelegenheit, sich das Vertrauen des königlichen Feldherrn, und eine bessere Würdigung seiner Fähigkeiten zu erwerben. Friedrich bezeigte ihm seine Zufriedenheit in sehr ehrenvollen Ausdrükken, kränkte ihn aber zugleich, wiewohl unvorsätzlich, dadurch, daß er einige alte Feldwebel des Fürsten von Anhalt-Dessau bei Zietens Regiment als Lieutenants anstellte, da diese Männer nie auf einem Pferde gesessen hatten, und für den Husarendienst zu alt waren. Dieser Kränkung folgte bald eine größere, durch die Anstellung verschiedener ungarischer Offiziere bei den Husaren, die der König sogar zu Chefs und Generalmajoren ernannte, ohne Zieten zu befördern. Als dieser sich über die erlittene Zurücksetzung beklagte, erhielt er folgende Antwort:

»Mein lieber Oberst von Zieten. Ich gebe Euch »auf Euer Schreiben vom 12. dieses hierdurch zur Ant= »wort, daß Ihr Geduld haben müßt, bis ich es meiner »Konvenienz gemäß finde, Euch besser zu versorgen, wel= »ches Ihr um so mehr thun werdet, wenn Ihr bedenkt, »wie geschwind Ihr avancirt seyd, und daß Ihr, wenn »Ihr unter der Kavallerie gedient hättet, jetzt wohl »schwerlich Obristlieutenant, und folglich nicht in so gu= »ten Umständen wäret, als Ihr Euch wirklich befindet. »Ich bin sonst Euer wohlaffectionirter König.

Friedrich.«

Doch empfing Zieten bei mehreren Gelegenheiten auch sehr erfreuliche Beweise der Huld und der Aufmerk= samkeit seines Königs; unter andern durch die Verschöne= rung der Uniformen seines Regiments, und durch ehren= volle Aufträge. Zugleich erfreute er sich einer ungestörten häuslichen Glückseligkeit; besonders beglückte ihn die Ge= burt eines Sohnes.

Inzwischen schien sich die Ruhe, deren der preußische Staat bisher genossen hatte, einer baldigen Unterbrechung zu nähern. Daß es nach den Systemen der auswärtigen Höfe nicht lange beim Frieden bleiben konnte, hatte der König selbst, und mehrere seiner Staatsdiener längst vor= her gesehen; und wirklich ließen sich jetzt alle Umstände dazu an, daß Friedrich die Gewährleistung über den ruhigen Besitz des eroberten Schlesiens durch die Ge= walt der Waffen werde erkämpfen müssen. Alle andere europäische Mächte blieben zwar, während der beiden Friedensjahre, in beständige Kriegsunruhen verwickelt; aber Oestreich war in seinen Unternehmungen siegreich, und fing an, seine Kräfte geltend zu machen. Kaiser Karl VII. war gänzlich unterjocht, und des größten Theils seiner baierschen Staaten beraubt. Das deutsche Reich wurde

von

von Partheisucht hingerissen, das politische Gleichgewicht wankte, und die Oberherrschaft in Deutschland neigte sich gänzlich auf die Seite des Hauses Oestreich, welches wieder nach der Kaiserkrone strebte. Deshalb wurden hier Bündnisse aufgehoben, und dort neue gestiftet, oder hintertrieben. Alle europäische Kabinette waren in Bewegung, alle Künste der Politik wurden aufgeboten und angewandt, die besondern Absichten der Höfe durchzusetzen, und jeder bemühte sich, durch seine Gesandten und Abgeordneten, die tiefsten Geheimnisse des andern auszuforschen. Auf diesem Wege erfuhr auch Friedrich, daß die Höfe von Dresden, ~~London~~ Paris Petersburg und Wien ein geheimes Bündniß wider ihn geschlossen hatten; und auf diese Nachricht, von deren Zuverlässigkeit er sich bald überzeugte, beschloß er, zu den Waffen zu greifen, und, in Verbindung mit dem französischen Hofe, von neuem gegen die Königinn von Ungarn zu Felde zu ziehen, wodurch allein der gänzlichen Unterjochung Kaiser Karls VII. vorgebeugt, und die Sicherheit minder mächtiger deutscher Fürsten erhalten werden konnte. Im März erfolgte der Befehl zum Ausmarsch; leider traf er Zieten auf dem Krankenlager; doch da die Armee erst im Juli 1744 aufbrach, so konnte er sie wenigstens begleiten, zwar nur in großer Hinfälligkeit, die sich aber wunderbar verlor, als er auf seinem Posten stand.

Der König hatte sich's schon damals zur Regel gemacht, der erste im Felde zu seyn, und jederzeit angreifend zu verfahren. Der Marsch ging also rasch nach Böhmen, und gerade gegen Prag. Die Armee marschirte in drei Kolonnen. Die erste, die der König selbst führte, und bei welcher sich auch Zieten mit seinen Husaren befand, nahm, halb mit Güte, halb mit Gewalt, ihren Weg am linken Ufer der Elbe durch Sachsen, und er-

reichte in der Mitte des Augusts die böhmische Grenze. Jetzt ließ der König einige Bataillone und Husarenregimenter voraus gehen, damit die Armee vor feindlichen Angriffen gedeckt, und auch mit nöthigen Lebensmitteln versorgt werden möchte. Dadurch bekam Zieten sogleich mit den Feinden zu thun. Er stieß, bald nach dem Einmarsche in Böhmen, auf das östreichische Kavallerieregiment Esterhazy, und überfiel es so unerwartet, daß Viele theils niedergehauen, theils gefangen genommen wurden. Der Ueberrest zog sich nach Prag zurück, und zwar auf demselben Wege, welchen die königlichen Truppen nahmen. Es war also sehr natürlich, daß diese Esterhazyschen Kavalleristen mit den Zietenschen Husaren unablässig an einander geriethen, wobei die erstern aber sehr den Kürzeren zogen, und beinahe gänzlich aufgerieben wurden. Dieß war vorzüglich daran sichtbar, daß, als die königliche Kolonne vor Prag ankam, der größte Theil der Zietenschen Husaren eine Esterhazysche Säbeltasche trug. Dieser überaus schönen Säbeltaschen, welche sehr in die Augen fielen, bedienten sich die Husaren zuerst im Scherz; bald aber entstand aus diesem Scherz ein äußerst ernsthafter Ehrgeiz, indem sich jeder beschimpft glaubte, der nicht auch ein solches Siegeszeichen an seiner Seite aufzuweisen hatte. Dieser Ehrtrieb erhielt im Regimente nicht nur ein immerwährendes Verlangen nach neuen Angriffen, sondern spornte auch jeden Einzelnen zur äußersten Tapferkeit an, und es entstand aus diesem an sich so geringfügigen Umstande der wichtige Vortheil, daß Zietens brave Husaren diesen Krieg eben so glücklich und siegreich anfingen, als sie den vorigen beschlossen hatten. Ihr Muth wurde auf's neue befeuert, und ihr alter Ruf fing wieder an, vor ihnen herzugehen.

Am 2. September traf die königliche Kolonne, nebst

den beiden andern, die vom Erbprinzen Leopold von Anhalt-Dessau durch die Lausitz, und dem Feldmarschall Grafen von Schwerin durch Schlesien geführt wurden, vor Prag ein. Es wurde sogleich zur Belagerung Anstalt gemacht, und diese währte, von Eröffnung der Laufgräben an, nur vierzehn Tage. Schon am 16. September ergab sich die Stadt mit einer Besatzung von 12,000 Mann, die meistens aus Landmiliz bestand, und zu Kriegsgefangenen gemacht wurde.

Diese günstige Eröffnung des Feldzuges bewog den König, tiefer in Böhmen einzudringen, um den General Bathiany gänzlich daraus zu vertreiben, und den Prinzen von Lothringen zu bewegen, daß er Baiern verlassen, und den bedrohten östreichischen Staaten zu Hülfe eilen möchte. Er brach deshalb schon am 17. September mit seiner Armee von Prag auf, nachdem er eine hinlängliche Besatzung in diese Stadt gelegt hatte, und Zieten kam mit seinem Regimente wieder an die Spitze der Avantgarde, die, unter den Befehlen des Generals von Nassau, aus zwanzig Bataillonen und vierzig Schwadronen bestand, und welcher die Armee selbst in zwei Kolonnen folgte.

Alle böhmische Städte, die nur schlecht befestigt, und schwach besetzt waren, ergaben sich dem Nassauischen Korps ohne sonderliche Gegenwehr. Bei dem Städtchen Tabor kam es zwar am 23. September, zwischen den Zietenschen und östreichischen Husaren, zu einem hitzigen Gefecht, worin erstere einen braven Rittmeister einbüßten, aber der Sieg neigte sich bald auf die Seite Zietens, die Oestreicher wurden in die Flucht geschlagen, und Tabor ging am folgenden Tage, nachdem der Besatzung ein freier Abzug bewilligt worden, an den General Nassau über.

Hierauf rückte die Avantgarde am 30. September bis Budweis vor, fand aber, bei der Einnahme dieses Ortes, welcher zunächst an der östreichischen Grenze, und nur neun Meilen von Linz entlegen ist, mehrere Schwierigkeiten. Die Stadt hatte ordentliche Festungswerke, und eine verhältnißmäßige Besatzung. Ueberdieß war sie durch einen breiten Moraſt, der überschwemmt werden konnte, und durch die Muldau und den Mutschfluß gedeckt. Der Kommandant schlug daher die Aufforderung zur Uebergabe nicht allein geradezu ab, sondern es schien auch, als wolle er wirklich, bei der vortheilhaften Lage des Ortes, das Aeußerste abwarten. Indessen machte der General Nassau ernstliche Anstalten, die Stadt mit Sturm einzunehmen, und ließ sie von zwei Seiten zugleich angreifen. Dieß gelang aber nur zur Hälfte, weil sich über 600 Kroaten zwischen der Stadt und einer an der Muldau liegenden Vorstadt postirt hatten, und, von diesem Flusse gedeckt, durch ein anhaltendes Feuer die preußische Infanterie hinderten, über den Damm, welcher durch den Moraſt zur Stadt führte, zu gehen, und von dieser Seite vorzudringen. Nun wurde Zieten mit seinem Regimente und den gelben Husaren beordert, den Feind zu recognosciren. Indem er dieserhalb längs der Muldau in einer Kolonne aufzog, fing ein Theil Kroaten an, aus dem Gebüsche heraus, hin und wieder auf seine Leute zu feuern, wodurch verschiedene Husaren in den Zügen verwundet wurden. Dieß verdroß ihn um so mehr, da er ohnehin schon willens gewesen war, die Kroaten zu verjagen. Indem wagten sich drei seiner bravsten Husaren, unter dem Schein, ihre Pferde tränken zu wollen, in die Muldau, und suchten, voll Begierde, ihre verwundeten Kameraden zu rächen, eine Durchfuhrt, die sie auch glücklich fanden. Sobald Zieten das sah, ließ er einschwen-

ken, und ging mit seinem, und einem Theil des gelben Husarenregiments, indem er den andern Theil zum Rückhalt stehen ließ, durch den Fluß, und gerade auf die Kroaten los. Diese Ueberraschung gelang, die Kroaten verloren allen Muth, und Zietens Husaren richteten, ehe sich jene besinnen konnten, eine große Niederlage unter ihnen an, so daß außer denen, die gefangen genommen wurden, beinahe kein Mann davon kam, und dadurch wurde zugleich das Schicksal von Budweis entschieden. Die Infanterie drang nun ungehindert bis an die Thore der Stadt. Der Erbprinz von Hessen-Darmstadt war mit einem Grenadierbataillon der erste, und die Besatzung, welche keine Möglichkeit, den Platz länger zu vertheidigen, vor sich sah, kapitulirte, und erhielt freien Abzug. Bald darauf, am 1. October, wurde, gleichfalls mit Zietens Hülfe, das Bergschloß Frauenberg eingenommen.

Die königliche Armee war dem Nassauischen Korps in zwei Kolonnen auf dem Fuße gefolgt. Sie hatte allenthalben freies Feld gefunden, und war, seit dem 16. September, nach der Einnahme von Prag, binnen vierzehn Tagen, bis in die Gegend von Budweis vorgedrungen, wo sie ihr Lager nahm.

Hier ließ der König den Verdiensten Zietens, und der Entschlossenheit, mit welcher er sich auf's neue hervorgethan hatte, Gerechtigkeit widerfahren. Er ernannte ihn am 3. October zum Generalmajor.

Jetzt folgten auf so viele glückliche Unternehmungen lauter unglückliche; der Mangel an Lebensmitteln, vereint mit den klugen Anordnungen des Prinzen von Lothringen, zwang den König, sich auf demselben Wege, auf welchem er siegreich vorgedrungen war, unter den größten Beschwerden und Gefahren zurückzuziehen, wobei Zieten

sehr bedeutende Dienste leistete. Als die Armee im Oktober ein Lager bei Bechin bezogen hatte, mußte Zieten mit seinen und den schwarzen Husaren, nebst zwei Grenadierbataillonen, zur Deckung des Heeres zurückbleiben, und befand sich auf diesem Posten in einer höchst gefahrvollen Lage, die sehr bald durch die Tollkühnheit eines Zietenschen Husaren, der ganz allein durch die Mulde setzte, und gegen den Feind sprengte, und durch dieß Benehmen zwei Schwadronen zu gleichem Wagestück reizte, auf's höchste gesteigert wurde. Zieten blieb nichts weiter übrig, als mit seinen beiden Husarenregimentern ungesäumt durch den Strom zu setzen, und den hart gedrängten Schwadronen zu Hülfe zu eilen. Der erste Erfolg war günstig, aber auf einmal sahe sich Zieten durch eine Schaar von 10,000 Mann aus den verschiedensten Truppengattungen von allen Seiten bedroht, so, daß er in die äußerste Gefahr gerieth, gänzlich abgeschnitten zu werden, da die beiden Grenadierbataillone, welche die Schanze an der Mulde vertheidigten, bereits sehr gelitten, und sich meistens verschossen hatten, und die Stadt nicht länger vertheidigen konnten. Hier konnte nur Muth und Besonnenheit Rettung bringen, und in der That gelang es dem braven Zieten, indem die Infanterie in Viereck geschlossen Stand hielt, und seine dreizehn Schwadronen mit Löwenmuth fochten, durch die wirksamste Aufstellung der Truppen einen vollkommenen Sieg zu erringen, und ein schreckliches Blutbad unter den Feinden anzurichten.

Das Gefecht hatte gegen Mittag angefangen, und bis gegen 9 Uhr Abends gedauert. Die braven Grenadiere hatten außerdem, daß sie ihr grobes Geschütz fleißig gebraucht, ihre sechzig Patronen bis auf sechs verschossen, und drei Schwadronen von Zieten waren vorzüglich dem heftigsten Feuer anhaltend ausgesetzt gewesen.

Hundert Mann waren geblieben, und einige sechzig verwundet. Jetzt brach Zieten noch dieselbe Nacht, sobald sich der Feind gänzlich zurückgezogen hatte, mit seinem Korps auf, und nahm eine halbe Meile von Tein, auf dem Wege nach Bechin, wo die königliche Armee stand, sein Lager. Die Verwundeten, die man während des Gefechts in die Mitte des Vierecks in Sicherheit brachte, wurden, auf Wagen mit Ochsen bespannt (die damals zum Proviant-Transport bei der Armee üblich, und jetzt bei der Hand waren) geladen, und nach Tabor gebracht.

Während dieses Gefechtes hatte der König, sobald er Nachricht davon bekam, 10 bis 12,000 Mann von seiner Armee detachirt, die Zieten zu Hülfe eilen sollten. Diese stießen in der Nacht vom 9. zum 10. October zu ihm, konnten aber nun nichts weiter, als sich des erfochtenen Sieges mit ihm freuen, und ihren tapfern Kameraden laut und frohlockend Glück wünschen.

Der schönste Lohn ihrer Thaten erwartete aber diese wackern Krieger und ihren würdigen Anführer am folgenden Tage. Der damalige Lieutenant des Zietenschen Regiments, nachmaliger General von Belling, war vorausgeschickt, um dem Könige von den über den Feind erhaltenen Vortheilen Rapport abzustatten. So unmuthig der Monarch damals in seinem Lager, wegen der ungünstigen Lage, im Allgemeinen war, so lebhaft freuete er sich über diese Nachricht, und es schien, als hätte er in diesen Augenblicken allen Kummer über seine gegenwärtigen und künftigen Verhängnisse vergessen. In so froher Stimmung kam er seinem Zieten in Person entgegen, als dieser sich, mit seinen tapfern Truppen, dem königlichen Lager bei Bechin näherte. Er empfing den Helden mit lebhaften Aeußerungen der Freude und Dankbarkeit, und mit den schmeichelhaftesten Lobsprüchen, die er ihm

und seinen Kriegern ertheilte. Darauf nahm Friedrich Zietens Platz ein, setzte sich selbst an die Spitze des siegreichen Korps, und führte es im Triumphe die ganze Fronte des Lagers hinunter. Alles, was in den Zelten war, stürzte hervor, und vor dem Zuge, und um, und neben und hinter ihm durchschmetterte ein allgemeines, jauchzendes Vivat die Lüfte.

So wußte Preußens großer König zu lohnen und aufzumuntern. So fand er für Zietens Heldenschaaren eine würdige Auszeichnung. So gelang es ihm aber auch sicherlich am besten, das Nachdenken und Mißvergnügen des ganzen Heeres von seiner gegenwärtigen bedrängten Lage abzulenken, und zu freudigen Empfindungen zu erheben.

Noch in demselben Monate erhielt Zieten den Auftrag, unter dem General von Nassau eine feindliche Heeresabtheilung bei Kammerburg zu vertreiben; er gerieth hierbei zur Nachtzeit in die größte Gefahr, erreichte aber durch eine sehr glücklich angewandte Kriegslist seinen Zweck vollständig, und nahm am 31. October Kollin ein, zur größten Freude des Königs.

Wegen der Verbindung mit Prag, welches der König noch besetzt halten wollte, und mit Schlesien, waren Kollin und Pardubitz für die Preußen, die durch Mühseligkeiten und Mangel viel gelitten hatten, Plätze von der äußersten Wichtigkeit. Daher wurden beide von ihnen besetzt, und längs der Elbe starke Posten ausgestellt. Der Feind machte auf Kollin verschiedene falsche Angriffe, die ein wichtigeres Unternehmen verstecken sollten, welches aber die Husarenposten durch ihre Wachsamkeit vereitelten. Doch der Prinz von Lothringen hatte den gemessenen Befehl, daß er, was es auch kosten möchte, über die Elbe gehen, den König von Prag abschneiden, und ihn auf

diese Weise aus Böhmen vertreiben sollte. Um dieß möglich zu machen, mußte alle List und Klugheit aufgeboten werden, die Preußen über das wahre Vorhaben der Oestreicher irre zu führen, und es gelang wirklich der vereinigten östreichischen und sächsischen Armee, sich in der Nacht vom 18. zum 19. November der Elbe so unbemerkt zu nähern, daß die Pontons schon vorgeführt wurden, als der erste Lärm bei den preußischen Wachtposten gemacht wurde. Die anrückenden Preußen wurden vom jenseitigen Ufer mit einem furchtbaren Kanonenfeuer empfangen. Dennoch standen die Preußen unerschüttert, und weder die Grenadiere, noch die Husaren waren aus der Fassung zu bringen. Erst bei dem dritten Angriffe gelang es dem Feinde, der immer frische Truppen auf der Schiffbrücke vorschob, das erschöpfte preußische Bataillon zurückzudrängen, und diesseits festen Fuß zu fassen. Indem er sich aber formiren wollte, hieb Zieten mit seinen Husaren so nachdrücklich ein, daß er sich in der größten Verwirrung zurückziehen mußte. Jetzt gewannen die Preußen Zeit, sich zu erholen, und nahmen, sobald der Feind zurückgedrängt war, von neuem ihre vorigen Stellungen ein.

Einen solchen Widerstand hatten die Oestreicher nicht erwartet. Es war ihnen unbegreiflich, daß ein einziges Bataillon und drei Schwadronen ihrer ganzen vereinten Macht trotzen durften, und ihr Verdruß hierüber zeigte sich in einem abermaligen fürchterlichen Artilleriefeuer, welches sie gegen die Preußen unterhielten; doch zum Glück gingen die meisten Kugeln zu hoch. Zietens Pferd bekam bei dieser Gelegenheit zwei Schußwunden, und er mußte daher ein anderes besteigen, welches ein Unteroffizier ihm anbot.

Fünf Stunden hatte der beinahe übermenschliche

Kampf der Preußen angehalten, und immer noch kamen keine Hülfstruppen, weil keine der Ordonanzen, die man abgefertigt hatte, durchgekommen war. Die Oestreicher hatten nämlich vor ihrem Uebergange heimlich Husaren und Ulanen über die Elbe zu bringen und in den Gebüschen zu verstecken gewußt. Von diesen wurden die Ordonanzen entweder erschossen oder aufgehoben, so daß der König nicht eher, als bis die Oestreicher diesseit der Elbe ein Lager bezogen, von dem Vorgange an der Elbe Nachricht erhielt. Der Heldenmuth, welchen der Obristlieutenant von Wedel hierbei bewiesen hatte, erwarb ihm in Friedrichs Geschichtsbüchern den Ehrennamen eines zweiten Leonidas.

Die Preußen zogen sich hierauf nach Schlesien in die Winterquartiere, wurden aber auch hier berunruhigt, indem die Oestreicher einen Ueberfall versuchten, der ihnen aber theuer zu stehen kam.

Auch Zieten genoß in den Winterquartieren einiger Ruhe, und zwar bei der großen Armee in der Gegend von Neisse. Er hatte die Genugthuung, seine Verdienste durch Ertheilung einer jährlichen Zulage von 1200 Thalern vom Könige anerkannt zu sehen, und erfreute sich zu derselben Zeit einer überaus ehrenvollen Auszeichnung, welche ihm die russische Kaiserinn zu Theil werden ließ, indem sie ihm 300 Remontepferde zum Geschenk und als ein Zeichen ihrer Hochachtung sandte.

Karl VII. war gestorben, und jetzt neigte sich das deutsche Reich immer mehr auf die Seite des Hauses Oestreich. Baiern verbündete sich mit der Königinn von Ungarn, Sachsen wurde immer feindseliger, und die einzigen Bundesgenossen Friedrichs, die Franzosen, wurden kaltsinniger. Böhmen und Schlesien wurden jetzt die Schauplätze eines Krieges, in welchem das halbe Europa

feindlich gegen Preußen auftrat, welches zu seiner Vertheidigung und seinem Schutze nur seinen König und sein Heer hatte. Friedrich entschloß sich jetzt, den Krieg mehr vertheidigungsweise in Schlesien zu führen, und hier den Feind wohlgerüstet zu erwarten. Schon im Frühjahr erschien er, und zwar mit einem Heere von 20,000 Mann, sahe sich aber durch eine östreichische Heeresabtheilung von dem Markgrafen Karl, welcher Jägerndorf und Troppau besetzt hielt, völlig abgeschnitten, und diesen sehr hart bedrängt. Eine entscheidende Schlacht schien in dieser Lage unvermeidlich; aber der König konnte sie nicht liefern, ohne sich zuvor mit der abgeschnittenen Heeresabtheilung vereinigt zu haben. Diese Vereinigung war eine höchst schwierige Aufgabe, und sie gelang nur durch die beispiellose Kühnheit, mit welcher Zieten den Befehl des Königs, um jeden Preis mit seinem Regimente bis nach Jägerndorf vorzudringen, und dem Markgrafen die nöthigen Nachrichten und Anweisungen zu bringen, in Ausführung brachte. In der Hoffnung, daß die Feinde durch die neue Winteruniform seiner Husaren, welche von der eines östreich'schen Husarenregiments kaum zu unterscheiden war, getäuscht werden könnten, wenn man mit kluger Vorsicht zu Werke ginge, beschloß er, mit seinem Regimente mitten durch die Oestreicher hindurch zu ziehen. Nachdem er sich glücklich bis Neustadt, wo eine preußische Besatzung war, durchgezogen, und hier vom Thurm herab den Rückzug feindlicher Truppen, welche eben einen fehlgeschlagenen Angriff auf Neustadt gemacht, beobachtet hatte, folgte er diesen ungesäumt, um sich an eine ihrer Kolonnen anzuschließen. Je größer das Wagestück war, desto mehr fühlte sich Zieten geneigt, es zu unternehmen, und da er geborne Ungarn unter seinen Husaren hatte, so wurde dadurch das Unternehmen nicht wenig

begünstigt, indem diese, vorausziehend, in ihrer Sprache die Feldwachen bei den Dörfern und einzeln stehende Posten grüßen konnten. Diesen Ungarn folgte das Regiment mit einem täuschenden Anscheine von Ruhe und Sicherheit, und wirklich zog auch ein östreich'sches Dragonerregiment, völlig getäuscht, ruhig bei ihm vorüber.

Nachmittags, zwischen 3 und 4 Uhr, befand sich unser Held mitten unter den Feinden. Es war ein schöner heller Tag, und man sah das ganze Feld mit Rothröcken übersäet, weil eine Menge Kroaten zwischen den Dörfern und dem Lager hin und her liefen. Der Marsch ging über einen Berg, dem zur Linken Leobschütz in einem Thale lag. Von dieser Anhöhe konnte der General das östreich'sche Lager deutlich übersehen, und wahrnehmen, daß jeder darin nach seiner Art beschäftigt war. Dem Berge zur Rechten lagen verschiedene Teiche, und ein Dorf in einem Gebüsche, worin Kroaten standen. Je näher man dem feindlichen Lager kam, desto mehr mußten sich die Schwadronen unvermerkt zusammenziehen, um sich im Nothfall durchschlagen zu können. Unsere Preußen blieben indessen immer noch unerkannt, eben weil es bei den Oestreichern unmöglich jemand einfallen konnte, sie hier zu vermuthen. Ein östreich'scher Oberst kam sogar ganz treuherzig auf den General zugeritten, bot ihm freundlich einen guten Morgen, freuete sich seines Wohlseyns, und that ihm unter andern zu wissen: »daß sein Regiment auch bald nachkommen würde.« Aber er war wie vom Donner getroffen, da jener, statt aller Antwort, einem der nächsten Husaren zurief: »Nehmt ihn gefangen, es ist ein Oestreicher!« Zum Entkommen war keine Zeit mehr; folglich mußte der arme Oberst, ohne zu wissen, wie ihm geschah, den sonderbaren Zug als Gefangener mitmachen.

Noch eine gute Strecke Weges marschirte man ganz ruhig, das östreich'sche Lager in einer Entfernung von ungefähr tausend Schritten zur Seite, mitten zwischen den Kroaten durch. Nun aber schwenkte sich das östreichische Dragonerregiment links nach dem Lager, und indem Zieten vor demselben vorbei und weiter gehen wollte, stieß er auf einen feindlichen Posten, von dem er endlich erkannt wurde. Darauf wurde Lärm, und von allen Seiten rief man: »Zieten! Zieten!« und »Preußen!« Diese aber trabten jetzt rasch und kühn neben dem Lager weg, und Zieten benutzte die erste Verwirrung und Bestürzung der Feinde so gut, daß er ihnen einen beträchtlichen Vorsprung abgewann. Inzwischen gerieth im feindlichen Lager alles in Bewegung. Es sattelte, wer konnte. Einige Regimenter, die noch nicht abgesessen hatten, ritten auf ihn ein, und auch die Infanterie griff zu den Waffen.

Noch eine geraume Zeit setzte Zieten gleichwohl seinen Marsch, unter beständigem Scharmutziren, auf geradem Wege fort. Als ihm aber endlich mehrere Regimenter zu nahe auf den Leib kamen, zog er sich seitwärts über eine morastige Wiese. Hierdurch wurde zwar eine seiner Flanken ziemlich gesichert, die andere aber, und vorzüglich die Schwadron des Obersten Billerbeck, litt ansehnlich, und dieser Oberst selbst ward stark verwundet. Dieß hinderte jedoch in der Hauptsache nichts. Das Regiment schlug sich glücklich durch, und machte sogar, außer dem schon erwähnten Obersten, noch einen Offizier und einige Gemeine zu Gefangenen. Auch hatte Zieten noch während dieses raschen feindseligen Handgemenges die Freude, einen seiner alten ehemaligen östreichischen Kriegskameraden am Rhein aus Lebensgefahr retten, und in Freiheit setzen zu können. Dieser lag auf der Erde, ohne daß er sich, bei dem Getümmel der streitenden

Partheien, wieder aufrichten konnte. Zum Glück für ihn traf Zietens Weg gerade auf ihn zu, und sein Pferd setzte mit einem so starken Bogensprunge über ihn weg, daß der General dadurch bewogen wurde, sich nach der Ursache desselben umzusehen. In dem Augenblick wurde er von demselben erkannt, und mit den Worten: »Zieten! Zieten! rettet!« angerufen. Bei diesem Anruf erkannte auch Zieten seinen ehemaligen Kriegsgenossen, und übergab ihn sogleich einem seiner Husaren, der ihm geschwind aufhelfen, ihn in Freiheit setzen, und ihm so zu seiner weitern Flucht, die er durch den tiefsten Morast nahm, behülflich seyn mußte.

Zieten selbst war aber bei weitem noch nicht allen Gefahren entronnen. Auf den Höhen von Peterwitz kampirten einige Tausend östreichische Husaren, die ihn freilich, wegen ihrer Entfernung, wohl nicht würden aufgehalten haben, wenn er nicht, durch die Dazwischenkunft eines Kavallerieregiments vom markgräflichen Korps, mit ihnen anzubinden wäre gezwungen worden. Der Markgraf war nämlich, da er das häufige Schießen gehört hatte, mit einem Theil seiner Garnison aus Jägerndorf gerückt, und als man die Zietenschen Husaren erkannte, ging ihnen einer von den Generalen des Markgrafen mit seinem Regimente entgegen. Dieser beging das große Versehen, den Feind, welchen er auf seinem Wege traf, ohne alle Ueberlegung anzugreifen. Der Angriff mißglückte, das attakirende Regiment wurde zurück, und auf die Zietenschen Husaren geworfen. Mit ihren frischen und muntern Pferden entkamen nun zwar die Kavalleristen dem Feinde leicht; aber weit beschwerlicher war es für Zietens Husaren, bei denen Roß und Mann ermüdet waren, sich aufs neue herumzuschlagen, und ihren Weg, Schritt vor Schritt, mit dem Säbel in der Hand bahnen

zu müssen. Dieses Gefecht kostete Zieten noch verschiedene seiner braven Leute; endlich aber kam er glücklich, und im Ganzen genommen mit geringem Verluste in Jägerndorf an.

Mit dem lebhaftesten Jubel wurde er hier empfangen, und die Dankbarkeit des Markgrafen äußerte sich auf die herzlichste und ehrenvollste Weise. Lebenslang dachte Zieten mit dem lebhaftesten Vergnügen an dieses kühne Unternehmen, das er gegen die berühmtesten östreichischen Generale und Partheigänger, einen Esterhazy, Spleny, Karoly und Ghylany, so glücklich vollführt hatte.

Jetzt machte der Markgraf einen wahrhaft glänzenden und siegreichen Rückzug, auf welchem selbst 400 Mehlwagen und die ganze Bagage mitgenommen werden konnte. Einen Fehler, welchen die Vorhut auf diesem Rückzuge beging, und der leicht einen bedeutenden Verlust hätte herbeiführen können, verbesserte Zieten in Gemeinschaft mit dem General Schwerin durch seine Entschlossenheit, und rettete dadurch die Artillerie und Bagage, welche ohne Infanteriebedeckung in einem Hohlwege zurückgeblieben war. Das blutige Gefecht, welches hierbei entstand, kostete den Feinden 1400 Todte und zwei Fahnen.

Am 28. Mai hatte endlich das markgräfliche Heer seinen schwierigen Rückzug vollbracht, und vereinigte sich bei Frankenstein unter Jubelgeschrei mit dem königlichen Heere. Der König bezeigte dem braven Zieten seinen Dank und seine Freude dadurch, daß er allen Stabsoffizieren des Zietenschen Regiments den Orden des Verdienstes verlieh.

Nach der Ankunft des markgräflichen Korps, und dessen glänzendem Einzuge in das königliche Lager, brannte die ganze Armee vor Begierde, sich durch gleiche Tapfer-

keit gleichen Ruhm zu verdienen. Diese Stimmung seines Heeres war dem Könige um so willkommener, da er im Begriff stand, Gebrauch davon zu machen.

Schon war alles reif zu einem entscheidenden Schlage. Das vereinigte östreichische und sächsische Heer rückte nach der Gegend von Landshut in Schlesien ein. Der König brach von Frankenstein auf, nahm am 29. Mai sein Lager bei Reichenbach, ging den 1. Juni durch Schweidnitz, und vertheilte seine Armee in verschiedene Korps, die bis nach Jauernick ihre Lager nehmen mußten. Die feindliche Macht rückte bis Groß-Hennersdorf vor, welches dem Könige sehr erwünscht war. Er ging den Feinden am 2. Juni bis an den Striegauer Bach entgegen, und schlug sie am 4. Juni bei Hohenfriedberg.

Noch hatte Zieten keine Gelegenheit gehabt, an der Ehre eines solchen Tages, und einer Hauptschlacht, nahen Antheil zu nehmen, er war bisher nur durch Gefechte berühmt; bei Hohenfriedberg aber mußte er das Reserve-Korps führen, welches aus zwanzig Schwadronen bestand, worunter namentlich sein eigenes Regiment und die Dragoner von Alt-Würtemberg waren. Sein Standpunkt ward ihm hinter der Mitte des zweiten Treffens angewiesen, und der König befahl, er sollte die Armee unterstützen, wo die Gefahr es nothwendig machte. Auch hier bekam Zieten Gelegenheit, ein Unglück zu verhüten, welches durch das Einbrechen einer Brücke im Augenblick des Angriffs der Reiterei entstand. Er hatte dieß Unglück vorausgesehen, und für diesen Fall eine Furth durch das Striegauer Wasser erprobt. Jetzt sprengte er rasch mit seinen zwanzig Schwadronen hindurch, und drängte die feindliche Reiterei so kräftig zurück, daß der Plan, welchen der König entworfen hatte, völlig ausgeführt, und die Schlacht gewonnen wurde. Die Husaren hatten bei

diesem

diesem Gefechte die Freude, den östreichischen General Berlichingen zum Gefangenen zu machen.

Am Abend dieses glorreichen Tages zogen sich die Oestreicher über Hohenfriedberg zurück, nachdem ihnen von den Preußen ein beträchtlicher Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen zugefügt, und mehrere Siegeszeichen abgenommen worden waren. Die Sachsen hatten sich schon vorher über Seifersdorf zurückgezogen. Die Sieger aber blieben auf den Höhen von Kauder stehen, und genossen in dieser Nacht der sauer erkämpften Ruhe. Am folgenden Morgen hingegen mußte ein Korps unter dem General Dümoulin, und mit demselben auch Zieten, ausrücken, um dem fliehenden Feinde nachzusetzen, dessen Rückzug die Generale von Wallis und Nadasty deckten, welche gleich nach der Schlacht mit einer Verstärkung angekommen waren. Beim Verfolgen zog sich Zieten mit seinem Regimente hinter Reich-Hennersdorf herum, um den Feind von vorn anzugreifen, während dessen zwei andere Kavallerieregimenter ihn in die Flanke nehmen sollten. Das feindliche Heer war aber schon zu weit vorgerückt, und man konnte nur dessen Nachtrab erreichen. Dieser wurde bei dem Defilée von Faulbrück, wo sich die Kolonnen stopften, angegriffen, und gewaltig in die Enge getrieben, so daß hier abermals viele Leute, Pferde, Kanonen, Munitions- und Proviantwagen den Siegern in die Hände fielen. Die feindliche Armee zog sich inzwischen über Liebau nach Böhmen.

Das preußische Heer folgte ihr auf dem Fuße, und drei Monate hindurch standen Oestreicher und Preußen in befestigten Lägern einander ganz nahe gegenüber. Der kleine Krieg hörte aber nie auf, und der König sagt darüber in seiner hinterlassenen Geschichte: »Jedes Bund Stroh kostete ein Treffen. Moratz, Trenk, Nadasty und

Franchini lagen alle auf dem Felde; kurz es war eine wahre Schule für den kleinen Krieg.« Aber um so geneigter waren auch die Offiziere, durch kühne und gewagte Unternehmungen sich hervorzuthun, und bei einer dieser Unternehmungen hatte Zieten die Freude, der Schutzengel zweier unbesonnener Husarenoffiziere zu seyn, die, nicht zufrieden, daß ihnen der Ueberfall eines östreichischen Ulanenregiments gelungen war, den Flüchtigen bis in die Vorstädte von Königingrätz nachsetzten. Sie wären mit ihren 400 Reitern gänzlich verloren gewesen, als sie von der ganzen Besatzung dieser Stadt umzingelt wurden, wenn ihnen nicht Zieten aus einem Hinterhalte, in welchem er sich versteckt hielt, zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen wäre.

Bald nach dieser Begebenheit wurde das Zietensche Regiment in verschiedenen Detachements bei den Bataillonen vertheilt, die an der schlesischen Grenze lagen. Der General selbst kam mit einigen Schwadronen bei dem Dümoulinschen Korps zu stehen, welches, zur Deckung der Zufuhr von Schweidnitz nach dem königlichen Lager, anfangs bei Trautenau, und späterhin bei Skalitz stand. Während dieser seiner Entfernung vom königlichen Heere lieferte der König am 30. September die Schlacht bei Soor, und schlug darin zum zweiten Mal in diesem Feldzuge die feindliche Armee, die nun den Namen der kaiserlich-königlichen führte, weil der Gemahl der Königinn von Ungarn, der Großherzog von Toskana, unter dem Namen Franz I., endlich am 13. September zum römischen Kaiser erwählt worden war.

Als der König hierauf am 16. October aufbrach, um nach Sachsen zurückzugehen, deckte der General von Zieten bei der Arriergarde des Dümoulinschen Korps abermals den Marsch des Königs. Hier bekam er in

einem Defilée, welches durch ein Thal nach Schatzlar führt, wieder mit den Generalen Nadasty und Franchini zu thun, die mit einem Korps von 8 bis 10,000 Mann den Rückzug des Königs zu erschweren suchten. Allein sie erreichten durch Zietens Tapferkeit und kluges Benehmen ihre feindseligen Absichten so wenig, daß sie vielmehr mit einem Verluste von 200 Mann zurückgeschlagen wurden.

Kaum war der König nach Berlin gegangen, nachdem die Armee die Kantonirungsquartiere in Schlesien bezogen hatte, als er die Nachricht erhielt, daß die Feinde einen Winterfeldzug, und zwar einen Ueberfall des Königs in Berlin beabsichtigten. Sogleich ergriff er seine Maßregeln, dieses kühne Unternehmen zu vereiteln, und entwarf einen meisterhaften Kriegsplan, durch dessen treffliche Ausführung er die vereinigte östreichische und sächsische Armee irre führte, und den Feldzug auf's rühmlichste endigte. Er hatte sich schnell nach Schlesien zurück begeben, und ließ sein Heer gegen die Queis vorrücken, in der Absicht, bei Katholisch-Hennersdorf ein Lager zu beziehen, und von hier aus den nächsten günstigen Augenblick zu einer entscheidenden Unternehmung abzuwarten und zu benutzen; aber durch ein Versehen gerieth die Kolonne, an deren Spitze sich der König befand, in eine morastige Wiese, und indem Zieten bis Hennersdorf vorrückte, sahe er sich auf einmal einem weit überlegnen Feinde gegenüber, ohne Hoffnung, Unterstützung zu erhalten. Dennoch wagte er den Angriff des Dorfes, und zwar mit einer so geschickten Anordnung, daß es ihm gelang, ein ganzes feindliches Infanterieregiment theils niederzuhauen, theils gefangen zu nehmen, und da die feindlichen Schwadronen durch diesen Angriff überrascht wurden, so konnten Zietens Husaren, von den schwarzen

Husaren unterstützt, die feindlichen Schwadronen immer einzeln angreifen und schlagen, so daß die feindlichen Regimenter unbeschreiblich litten, und zwei darunter ihre Kanonen, Fahnen und Pauken verloren. Ein General, ein Oberst und eine Menge Subalternoffiziere geriethen in preußische Gefangenschaft. Diese glänzende Kriegsthat erwarb dem Zietenschen Regimente die Auszeichnung, daß es zwei silberne Pauken führen durfte.

Der große Plan der gegen Preußen Krieg führenden Mächte war nun gänzlich vereitelt. Die Sachsen wurden, von einem Quartiere zum andern, bis Dresden geworfen, und der kaiserlichen Armee blieb nichts weiter übrig, als sich unverrichteter Sache nach Böhmen zu ziehen. Endlich krönte der regierende Fürst von Anhalt-Dessau das Werk, und schlug die Sachsen, am 15. Dezember, in der berühmten Schlacht bei Kesselsdorf. Das schreckliche Blutvergießen dieses Tages versöhnte die Zwietracht, und löschte die Fackel des Krieges plötzlich aus. Schon am 25. Dezember schlossen alle kriegführende Mächte zu Dresden einen für Preußen äußerst vortheilhaften und rühmlichen Frieden.

Je weniger man diesen Ausgang des Krieges erwarten konnte, desto entschiedener wendete sich jetzt die Aufmerksamkeit und Bewunderung des ganzen Europa auf Friedrich und sein Heer. Vor fünf Jahren erblickte man diesen Regenten als Lehrling und Anfänger in der Kriegskunst, jetzt sah man ihn schon zum zweiten Mal in diesem kurzen Zeitraume als Sieger das Feld verlassen, und seine Thaten bewährten ihn als einen Meister in der Kunst, der seine Lehrer weit hinter sich zurückgelassen habe. Man fing an, ihn als Feldherrn zu fürchten, und das Heer, in welches sein Geist übergegangen war, für unüberwindlich zu halten. Die Namen Preußen und

Helden waren gleichbedeutende Wörter geworden. Schlesien ward zum zweiten Male Preußens Eigenthum, und niemand glaubte, daß es ihm wieder entrissen werden könnte.

Zietens Gesundheit war sehr wankend geworden, und weder die gebrauchten mineralischen Bäder, noch die von geschickten Aerzten verordneten Arzeneien bewirkten seine Herstellung. Hierauf entschloß er sich zum Gebrauch eines Arkanums, welches ihm sein ganzes Leben hindurch wohlthätig wurde. Die sieben Friedensjahre benutzte er zur Erbauung eines neuen und schönen Wohnhauses in Wustrau, und verwandte auf diese Angelegenheit eine ausgezeichnete Sorgfalt. Er erfreute sich eines ungestörten häuslichen Glückes, und lebte höchst einfach und zurückgezogen, entbehrte sogar das Glück, einen Freund zu haben; machte sich mit dem Landbau sorgfältig bekannt, und verlor die Sorge für sein Regiment nie aus den Augen. Der König ließ verschiedene neue Manövres und Evolutionen bei der Armee einführen, und was hiervon bei den Husaren anwendbar war, wurde auf die einfachste und zweckmäßigste Art angewandt. Unter andern übten sich die Husaren in einer Art Carousselreiten, wobei sie nach Köpfen von Pappe hieben.

Die Uniformen der Husarenoffiziere erhielten allerlei Verschönerungen, besonders Tigerhäute mit vergoldeten Zierathen in orientalischem Geschmack, und mit stark vergoldeten Ketten. Die Schwadronchefs hatten Adlerflügel auf ihren Zobelmützen, und die Subalternen Reiherfedern.

Doch diese Beweise der königlichen Huld erregten Neid und Mißgunst, und Zieten machte in einer Reihe von sieben Jahren die traurigsten Erfahrungen, mußte recht schmerzliche Kränkungen erdulden, und wurde bei jeder Gelegenheit zurückgesetzt, so daß es schien, er habe das Vertrauen seines Königs ganz verloren. Man hatte

dem Monarchen die Meinung beigebracht, daß Zieten sein Regiment vernachlässige, seitdem er Generalmajor geworden sey, und der König fing nun wirklich an, gegen seinen bewährten Helden hart und ungerecht zu werden, und ihn seine Ungnade recht schmerzlich empfinden zu lassen. Zieten ertrug dieß Mißgeschick mit männlicher Standhaftigkeit, und rächte sich nur durch Kälte und Verachtung an seinen Feinden. Dem Könige zeigte er Unerschrockenheit und Freimüthigkeit, und der Monarch ließ ihm vieles ungeahndet durchgehen, was nur dem ungewöhnlichen Verdienst verziehen werden konnte. Aber die Zahl seiner Feinde und ihr Einfluß nahm zu, und Friedrich ließ Zieten seine Unzufriedenheit immer stärker empfinden. Vergeblich wagte es einmal der Fürst Dietrich von Anhalt-Dessau, dem Könige hierüber Vorstellungen zu machen, und dem verkannten Zieten das Wort zu reden; der König wies ihn mit den Worten zurück: »Seinetwegen kann ich keinen Krieg anfangen, und in der Garnison taugt er den Teufel!« —

Wie weit es Zieten in seiner dreisten und unerschrockenen Abwehrung des königlichen Zorns trieb, zeigt besonders ein Vorfall, der sich bei der Musterung seines Regiments ereignete. Der König äußerte in den stärksten Ausdrücken, und mit immer höher steigendem Zorne seine Unzufriedenheit mit den Leistungen des Regiments, und Zieten hörte es anfangs gelassen an, aber auf einmal ging er im heftigsten Affekt auf den König zu, stieß seinen Säbel vor des Königs Augen in die Scheide, und sagte in festem Tone: »Wenn wir denn jetzt nichts mehr taugen, so haben wir doch vormals unsere Schuldigkeit gethan, und als man uns brauchte, waren wir gut genug.« — »Ja, damals waret Ihr gut,« erwiederte der König, »aber durch Eure Vernachlässigung taugt

Ihr jetzt durchaus nichts.« Dabei blieb es, und der König ließ es ungeahndet geschehen, daß Zieten sich vierzehn Tage lang bei allen Manövern, die gehalten wurden, nur als Zuschauer sehen ließ. Doch sein Muth und seine Gelassenheit sollten auf härtere Proben gestellt werden, als eine höhere Hand ihn auf seiner empfindlichsten Seite angriff. Sein einziger Sohn, den er zärtlich liebte, ward ihm im achten Jahre durch die Blattern entrissen, und fünf Jahre später verlor er seine vortreffliche Gattinn, in deren Besitz er sich neunzehn Jahre hindurch höchst glücklich gefühlt hatte. Doch dieser harte Schlag des Schicksals war auch der letzte. Sein Verhängniß hatte ihn gewogen; seine christliche Weisheit, sein Muth und sein Gottvertrauen hatten die Wage gehalten. Jetzt erschien die Zeit, in welcher seine Ausdauer belohnt werden sollte.

Gegen das Ende des Jahres 1755 ließen die europäischen Staatsverwickelungen einen neuen Krieg für Preußen vorhersehen, und Zieten beschloß jetzt, es darauf ankommen zu lassen, ob das schon halb gelös'te Band zwischen ihm und seinem Monarchen sich wieder fester knüpfen lassen wolle, oder ganz zerrissen werden müsse. Er äußerte den Wunsch, seinen Abschied zu erhalten, und jetzt wachte die alte Zuneigung des Königs zu dem treuen Diener wieder auf. Die herablassenden Schritte, die der König that, um ihn mit sich auszusöhnen, gaben dieß deutlich zu erkennen.

Anfänglich glaubte der Monarch vielleicht nicht, daß ihm der Sieg über den beleidigten Feldherrn so schwer werden würde. Könige dürfen gewöhnlich nur winken, um die Empfindungen derer, die von ihnen abhängen, nach ihrem Gefallen umzustimmen. Dem Charakter Zietens war diese Gelenksamkeit fremd. Der Regent und

der Staat, für die er bisher gelebt hatte, für die er ferner zu leben und zu sterben bereit war, sollten gerecht und dankbar gegen ihn seyn. Deshalb machte es wenig Eindruck auf ihn, daß der König ihm die Ehre erzeigte, sich bei seiner angeblichen Krankheit von Zeit zu Zeit sehr gnädig nach seinem Befinden erkundigen zu lassen. Er wurde durch diese königlichen Nachfragen nicht gesunder, sondern immer kränker, je näher der Aufbruch der Armee heranzurücken schien. Diesen Wink verstand der Monarch, und er ging noch einen Schritt weiter. Er schickte einen seiner Generale, und zwar seinen Günstling, den Generallieutenant Winterfeld, an ihn ab, um ihn auszuforschen, wie er es halten würde, wenn es wirklich zum Kriege kommen sollte, und ob er glaube, seiner Gesundheit wegen, der Armee folgen zu können.

Zieten, der die Absicht dieser Sendung leicht errieth, betrug sich gegen den Abgeschickten der Klugheit, und seiner Würde gemäß. Er lehnte die Möglichkeit, mit zu Felde zu gehen, gänzlich von sich ab. »Die unverdiente »Ungnade des Königs,« sagte er, »hätte seine Seele mit »so vieljährigem Kummer erfüllt, daß seine Gesundheit da»durch völlig über den Haufen geworfen wäre. Ueberdieß »bliebe ihm auch keine Hoffnung, die königliche Gnade »jemals wieder zu gewinnen. In der Art und Weise »seines Dienstes, und in seinen Grundsätzen könne er »keine Abänderungen treffen. Diese aber hätten das Un»glück, das Mißfallen des Königs auf sich zu ziehen. »Er würde also bei der Armee, nach dem offenbaren »Verluste des Zutrauens seines Herrn, eine todte Ma»schine, und ein unnützes Werkzeug seyn!« Der Abgeordnete des Königs ermangelte nicht, den Aeußerungen des Generals viele Gründe und Vorstellungen entgegen zu setzen, und drang mit dem angenommenen Schein

freundschaftlicher Gesinnungen, und aller Verschlagenheit eines ausgelernten Hofmannes in ihn, daß er sich nur mit Einem Schritte dem mit ihm unzufriedenen Könige nähern, und mit wenigen Worten um die Wiederkehr seiner Gnade bitten sollte; für den besten Erfolg wolle er sich verbürgen. Dieses alles war aber umsonst. Zieten wollte nicht um Gnade bitten, wo er, seiner Meinung nach, Gerechtigkeit fordern durfte; und am wenigsten würde er es je über sich haben erhalten können, den Schutz und das Fürwort dieses Abgeordneten anzunehmen. Er beobachtete jedoch im Gange der Unterhaltung die größte Feinheit und Vorsicht, und wußte durch die Wendungen, die er dem Gespräche gab, Winterfeld, seinen Gegner, mehr als einmal in Verlegenheit zu bringen, und vielleicht manchen innern Vorwurf in ihm rege zu machen. Endlich lieh er ihm den Mantel der Freundschaft ab, in welchem er vor ihm aufgetreten war, und bat ihn angelegentlich und dringend: »daß er doch allen seinen Einfluß beim Könige dahin verwenden möchte, ihm den erwünschten Abschied bald zu verschaffen.« Dessen hatte sich der königliche Botschafter nicht versehen, er ging beschämt hinweg, und stattete dem Könige von seiner mißlungenen Verrichtung Bericht ab.

Friedrich konnte aber den Gedanken nicht ertragen, daß er ohne Zieten zu Felde ziehen sollte. Er entschloß sich also, selbst einen Versuch zu machen, ob er seinen Sinn nicht beugen könne, und begab sich in Person, ohne alle Begleitung, zu ihm.

An dieser Stunde hing das Schicksal Zietens, und das Seyn oder Nichtseyn seiner künftigen Thaten. Die Wage sank zu Zietens Glück, und seine Thaten wurden dem Vaterlande gesichert.

Der König war gekommen, um durch seine ihm

eigene Beredsamkeit die vorgebliche Krankheit seines Generals aus dem Grunde zu heilen. Dabei wollte er sich aber auch nicht zu viel vergeben, und bemühte sich deshalb, diesen zu überführen, daß er der schuldige Theil, und sein Betragen die einzige Quelle aller bisherigen Mißverständnisse gewesen sey. Doch versprach er, alles Geschehene zu vergessen, und bot zum Beweise dessen die Hand zur Aussöhnung dar.

Es ist nicht zu leugnen, daß ein König, wie Friedrich, durch eine solche Erklärung alles gethan zu haben glauben durfte, was ihm als König zu thun anstand. Aber die Bedingung, daß Zieten die Schuld der ihm widerfahrenen Kränkungen, und alle bisherigen Beschuldigungen begangener Dienstvernachlässigungen nach wie vor auf sich beruhen lassen, und die königliche Gnade nur als Gnade wieder erlangen solle, konnte dieser auch mit gutem Grunde für nicht annehmlich halten. Das Unrecht, welches er hatte erdulden müssen, war mit Flammenschrift in seine Erinnerung geschrieben, und der saure Kampf, den es ihn gekostet hatte, sich von König und Vaterland loszureißen, einmal gekämpft. Er schwieg, aber die Vorstellungen, deren der König sich gegen ihn bediente, verfehlten gänzlich ihre Wirkung auf ihn. Der Augenblick der Aussöhnung schien also durch diese Unterredung vielmehr entfernt, als beschleunigt; doch war er wirklich schon da, des Vaterlandes Genius rief ihn von Friedrichs Lippen triumphirend herbei.

Der König hatte sich in seinen Vorstellungen beinahe erschöpft, und noch immer stand Zieten unbiegsam ihm gegenüber. Endlich rief der Monarch, mit sichtbarer Bewegung und mit eindringendem Tone: »Ein so treuer »General kann unmöglich, beim nahen Ausbruch eines »gefährlichen Krieges, seinen König und sein Vaterland

»verlassen, und Beide haben auf ihn, als den redlichsten »Patrioten, ihr ganzes Vertrauen gesetzt!« Weiter bedurfte es keiner Worte und keiner Beweggründe. Zietens Herz war getroffen, er sank überwältigt von seinen Empfindungen zu den Füßen seines Königs, und schwur ihm ewige Treue, schwur, ihm den letzten Blutstropfen seiner Adern zu widmen.

Darauf brach er das Stillschweigen, welches bisher seine Lippen verschlossen hatte, und entdeckte seinem wiedergefundenen königlichen Freunde, in den rührendsten Ausdrücken, wie viel es ihn gekostet habe, das Gefühl für König und Vaterland in seinem Herzen zu ersticken. Nothgedrungen habe er sich aber dazu entschließen müssen, weil er ohne das Vertrauen seines Herrn Nichts, mit demselben Alles zu leisten fähig sey. Freimüthig setzte er hinzu: daß ihm die Personen nicht unbekannt wären, die ihn aus Neid so lange verfolgt hätten, bis er aus dem Herzen seines geliebten Regenten gänzlich entfernt, von ihm verkannt, und endlich völlig verworfen worden wäre. Er verachte sie aber viel zu sehr, als daß er für die Zukunft noch ihren Einfluß fürchten, und an der Dauer der zurückgekehrten Gnade seines Königs zweifeln sollte. Nun wäre zwar seine Gesundheit, von niederdrükkendem und anhaltendem Gram, fast gänzlich zu Grunde gerichtet; er wolle aber alles anwenden, mit seinem Könige zu Felde zu gehen, und Sieg oder Tod mit ihm zu theilen.

Diese offene Erklärung riß auch das Herz des großen Königs zum überwallendsten Gefühle hin. Gerührt umarmte er seinen Zieten, und diese schöne Minute schloß den Heldenbund zwischen Beiden, welchen nur der Tod auflösen konnte.

Mit neuer, jugendlicher Kraft beseelt, rüstete der

Held sich jetzt zu jenem Kriege, in welchem er und sein treffliches Regiment die Kriegsgeschicklichkeiten, welche man ihnen sieben Jahre hindurch abgesprochen hatte, in sieben Feldzügen darthaten. Auch ernannte ihn der König noch vor dem Ausmarsche, unterm 12. August 1756, zum Generallieutenant. Als er sodann zu Felde ging, und Friedrichs Preußen Friedrichs Zieten unter sich sahen, schlug diesem das Herz jedes einzelnen Kriegers entgegen. Denn die ganze Armee wußte und fühlte, was er ihr gewesen war und seyn würde.

Friedrich, der den Plan seiner verbündeten Feinde, Preußens Macht zu erschüttern, und es in den Zustand der Abhängigkeit zu versetzen, deutlich erkannte, beschloß, diesen Plan gleich in seiner ersten Ausführung durch einen entschlossenen Angriff zu vereiteln, und rückte daher, zum Erstaunen seiner Feinde, in Sachsen ein, als diese ihn kaum gerüstet glaubten, besetzte Dresden, schloß das sächsische Heer bei Pirna ein, und drang nach Böhmen vor, wo er die Oestreicher bei Lowositz schlug. Am 14. October 1756 mußten sich die Sachsen, von Hunger und Noth auf's Aeußerste gebracht, zu Kriegsgefangenen ergeben, und auf diesen, in zwei Monaten beendeten Feldzug folgten ruhige Winterquartiere in Sachsen.

Bei diesem überraschenden Gange der Begebenheiten hatten die preußischen Feldherren, welche, während der Schlacht von Lowositz, bei Pirna zurückbleiben mußten, nichts weiter thun können, als mit der größten Aufmerksamkeit für die genaue Besetzung der wichtigsten Päße, die zu dem sächsischen Felsenlager führten, zu wachen. Dieß war auch die Bestimmung Zietens, und er hat ihr genügt. Er stand bei der Heeresabtheilung des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, und erhielt im Winter an der böhmischen Grenze seinen Posten.

Bei der Eröffnung des Feldzuges im Jahre 1757 führte Zieten, unter dem Oberbefehl des Fürsten Moritz von Dessau, die Vorhut, welche aus einer beträchtlichen Abtheilung des Heeres bestand, und empfing durch Ertheilung des schwarzen Adlerordens ein neues Zeichen der Gnade seines Königs.

Friedrich wollte nach Prag vordringen, und Zieten sollte ihm den Weg dahin bahnen. Er nahm bedeutende Magazine, und drängte den kaiserlichen Feldmarschall Brown, dem er in einem hitzigen Gefechte 300 Gefangene abnahm. Hierbei hatte er einen jungen, vielversprechenden Krieger zur Seite, den nachmaligen berühmten General von Seidlitz, der mit enthusiastischer Verehrung an ihm hing.

Zu rasch war Friedrich nach Prag vorgedrungen, und gerieth hier, nachdem er mit einer kleinen Abtheilung des Heeres den Uebergang über die Moldau gewagt hatte, durch das Zurückbleiben des Hauptheeres, unter dem Feldmarschall Grafen von Schwerin, in Gefahr, der Uebermacht zu unterliegen. Zieten erhielt den Auftrag, für die Sicherheit des Lagers zu sorgen, und die Vorsehung fügte es, daß der Feind keine Nachricht von der Schwäche des preußischen Heeres erhielt, und daher keinen Angriff unternahm. Am 6. Mai erschien Schwerin, und Friedrich stand jetzt dem Prinzen von Lothringen gegenüber, erfuhr aber zugleich, daß der Feldmarschall Daun in vollem Marsche sey, um sich mit dem Heere des Prinzen zu vereinigen. Daher sahe sich der König genöthigt, den Oestreichern sogleich eine Schlacht zu liefern, und noch am 6. Mai wurden diese auf ihren fast unersteigbaren Anhöhen vor Prag angegriffen. Zieten bekam in dieser blutigen Schlacht den Oberbefehl über die Nachhut, und sollte nichts ohne ausdrücklichen Befehl

des Königs unternehmen, aber bange Ahnungen bestimmten ihn, mit zehn Schwadronen Dragoner auf einer Stelle Posto zu fassen, wo er den Durchgang durch gefahrvolle Defileen decken konnte. Der höchst schwierige Angriff, den die Preußen machten, mißlang wirklich, die Reiterei wurde mehrmals zurückgeworfen, und endlich überflügelt, und durch ihre Flucht gerieth das Fußvolk in die größte Gefahr. Nur dadurch, daß es der Kaltblütigkeit Zietens gelang, die Flüchtlinge zum Stehen zu bringen, und einen Plan zum Angriff des nachsetzenden Feindes eben so schnell zu entwerfen als auszuführen, und der glückliche Erfolg, mit welchem General Werner, nach Zietens Anweisung, den Feind umgangen hatte, entschied das Schicksal dieses Tages, denn nun ward die kaiserliche Reiterei auf ihre eigene Infanterie geworfen, so daß diese in Unordnung gerieth und zurück wich, worauf Zieten mit Husaren und Dragonern auf sie einhieb, und sie von Prag abschnitt. Der ganze rechte Flügel der Oestreicher wurde so entscheidend geschlagen, daß er den Siegern das ganze Lager zur Beute lassen mußte.

Unterdeß sich bei der Reiterei des königlichen linken Flügels das wankende Glück des Tages, durch Zietens heldenmüthige Anstalten und persönliche Anführung, für Friedrich erklärte, ward dem preußischen Fußvolke kein geringerer Preis zu Theil. Der Anblick der blutigen Fahne des gefallenen großen Schwerin durchglühte seine Streiter mit Löwenmuth, und während Zieten ihre linke Flanke siegreich deckte, und die Rechte des Feindes ununterbrochen tournirte, machten sie aus ihren Verfolgern bald wieder Flüchtlinge, und erfochten endlich einen hartnäckigen aber vollständigen Sieg.

Das Daun'sche Heer war aber indessen herangekommen, und verstärkte sich durch die flüchtigen Truppen bis

zu 60,000 Mann. Dennoch bemächtigte sich Zieten in der Nähe dieses Heeres der feindlichen Magazine, und der Herzog von Bevern, dem der König ein kleines Observationskorps anvertraut hatte, zeigte hier sein Kriegstalent, indem er dem überlegenen Feinde die Spitze bot, und ihn sogar zurückdrängte. Dadurch wurde die Blokade Prags so gut und so lange als möglich gedeckt. Bald aber änderte sich das Kriegsglück, und Bevern sahe, daß ihm kein anderer Ausweg übrig blieb, als sich vor der entschiedenen Uebermacht des Feindes in guter Ordnung bis Kollin zurück zu ziehen.

Zieten hatte bei diesem Rückzuge manches hitzige Gefecht zu bestehen, und zwar mit einem General, der ihm an Tapferkeit und Geschicklichkeit wenig nachstand, mit dem General Grafen von Nadasty. Doch gelang es ihm, den Marsch des Herzogs bis spät in die Nacht zu decken, und unbesiegt das herzogliche Lager zu erreichen. Bei Kaurzim vereinigte sich nun der Herzog mit dem Könige, der unglücklicher Weise den Argwohn faßte, der Herzog habe sich bloß durch eine Demonstration des Nadasty'schen Corps zurückschrecken lassen, und sich durch keine Vorstellungen und Nachrichten von dem unglücklichen Gedanken abbringen ließ, den Feldmarschall Daun anzugreifen, um dann die 40,000 in Prag eingeschlossenen Oestreicher ohne Schwertschlag zu Gefangenen zu machen. Daun wußte durch allerlei geschickte Hin- und Herzüge den König immer mehr zu diesem Angriff zu reizen, und so kam es denn am 18. Juni zu der für Preußen so unglücklichen Schlacht, bei welcher Zieten, der dieß Unglück voraussah und voraussagte, die ganze Kavallerie des linken Flügels commandirte, und den ersten Angriff auszuführen hatte. Zietens Vorhut, welche zuletzt unter den Generalen Seidlitz und Werner stand,

behauptete das Schlachtfeld bis zum späten Abend. Zieten mußte an diesem blutigen Tage, weil es Fürst Moritz verlangte, mit vier seiner bravsten Kürassierregimenter ein ungeheures Wagestück machen, nämlich den Angriff einer furchtbaren Batterie, die auf einer steilen Anhöhe errichtet war. Sie folgten gutwillig und entschlossen einer Bestimmung, die für die Reiterei nicht geeignet ist, und ihr nur im äußersten Nothfalle zugemuthet werden kann, und wichen, da es unmöglich war, dem nur zu gut bedienten feindlichen Geschütze zu widerstehen, mit kaltem Blute und in Ordnung zurück. Es gelang ihrem unerschütterlichen Anführer, sie zu einem neuen Angriffe zu ermuntern, und Schwadron hinter Schwadron folgte ihm zum zweiten Mal, und gewährte ihm noch die Heldenfreude, daß eine wie die andere die erste und nächste am Feinde seyn wollte — allein, als er gleich darauf von einer Kartätschenkugel getroffen ward, und seine braven und willigen Leute ihren geliebten Anführer auf immer dahin glaubten, da entfiel ihnen der Muth, und jetzt ward Unordnung, und Rettung durch Flucht die Losung derer, welche noch kurz zuvor im rühmlichsten Wetteifer geglänzt hatten. Seit Zieten gefallen war, konnten seine Streiter nicht wieder zum Vordringen, nicht einmal zum Halten gebracht werden.

An Zietens Mitwirkung, zur Entscheidung dieses Tages, war nicht weiter zu denken. Die Kartätschenkugel streifte an seinem Kopfe vorbei, riß ihm die Husarenmütze weg, und verursachte eine Contusion, die ihm alles Bewußtseyn raubte, ihn vom Pferde stürzte, und wahrscheinlich unter dem Haufen der Fallenden begraben haben würde, wenn nicht ein junger Ordonnanzoffizier aus seinem Gefolge, der ihm zunächst ritt, der Kornet des von Krockow'schen Kürassierregiments, von Berge,

sein Retter geworden wäre. Er fing den sinkenden General in seinen Armen auf, und hatte das Glück, ihn auf dem Pferde zu erhalten. Indem er aber beschäftigt war, ihn wieder in's Leben zurück zu bringen, ward auch dieses Pferd von mehreren Kartätschkugeln getroffen. Jetzt sprang der Kornet von dem seinigen, ehe der General mit dem getödteten niederstürzte, und als derselbe zu einiger Besinnung kam, gelang es endlich dem unermüdeten Retter, durch namenlose Anstrengung seiner Kräfte, ihn auf sein eigenes Pferd zu bringen, sein Haupt mit dem Hute eines erschossenen östreichischen Musquetiers zu bedecken, und ihn darauf einem braven Kürassier zu übergeben, der den noch immer hin und her schwankenden General nur mit Mühe und im langsamsten Schritte vom Tummelplatze fortschaffen konnte, endlich aber so glücklich war, ihn bis zur Equipage des Fürsten Moritz heran zu bringen, wo dann auch gleich Anstalten getroffen wurden, daß der kranke Feldherr verbunden ward. Der Kornet aber verschaffte sich bald wieder ein Pferd, und kam für seine Person unverwundet durch.

Als sich aber Zieten einigermaßen erholt hatte, wartete er, ehe er sich weiter bringen ließ, den Ausgang dieser unglücklichen Schlacht im Wagen des Fürsten Moritz ab, der sich auch, als es zum Rückzuge kam, bei Zieten einfand, um dessen Rath, in Ansehung der Reiterei, einzuziehen. Den königlichen Truppen war ihr Sammelplatz zu Nimburg bestimmt; und hier war es, wo die allgemeine Niedergeschlagenheit, die vorerst im ganzen preußischen Heere herrschte, auch unstreitig das Innerste unseres Helden durchnagte, so sehr er das Ansehen derselben äußerlich vermied. Er und seine Heldengenossen hatten ja bei Kollin zum ersten Mal die schönsten Blüthen aus ihrem bisher so mühsam errungenen Lorbeerkranze

eingebüßt, und überdieß einen Verlust von mehr als 13,000 Todten und Verwundeten erlitten.

Nach der Schlacht bei Kollin ließen die kaiserlichen Truppen die preußischen in Ruhe ziehen, und so gelangte auch Zieten, in dem Wagen des Fürsten Moritz, glücklich nach Nimburg, wo sich viele Offiziere und Feldherren vom ersten Range bei ihm einfanden, um ihm ihre Freude über die Erhaltung seines Lebens zu bezeigen.

Der Kornet von Berge war auch gegenwärtig, und der von Dankbarkeit durchdrungene General stellte ihn allen anwesenden Prinzen und Generalen als den Retter und Erhalter seines Lebens vor. Die edelmüthige Handlung, wobei derselbe seiner eigenen Gefahr nicht geachtet hatte, erwarb natürlicher Weise dem bisher unbekannt gebliebenen jungen Manne einen guten Ruf bei der ganzen Armee. Jedermann überhäufte ihn mit den schmeichelhaftesten Lobsprüchen, Zieten schenkte ihm sein schönstes Pferd, gesattelt und gezäumt, und als er ihn ein ganzes Jahr hindurch näher beobachtet und kennen gelernt hatte, zog er ihn, durch Versetzung, in sein Husarenregiment.

Nach seiner Wiederherstellung erhielt Zieten den Auftrag, den Marsch des Königs, der bei Pirna über die Elbe ging, zu decken.

Als die vereinigte französische und Reichsarmee jetzt die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zog, weil sie seine wichtigsten Plätze, Magdeburg, Torgau und Dresden, bedrohete, ließ er die eine Hälfte des Heeres unter Bevern zurück, und brach mit der andern nach Franken auf; bei jener erhielt Zieten seine Anstellung, und stand, in der Gegend von Görlitz, abermals dem Nadasty schen Korps gegenüber. Hier erhielt in einem hitzigen Gefechte, dessen Vergeblichkeit Zieten vergebens dem General von

Winterfeld vorstellte, dieser brave General eine tödtliche Wunde, an welcher er starb. Als sich hierauf das Bevernsche Korps bis zum Bober zurückzog, geriethen bei den kleinern Gefechten zwanzig östreichische Offiziere in Gefangenschaft. Das kaiserliche Heer war dem preußischen auf dem Fuße gefolgt, und bedrohete Breslau; daher sahe sich der Herzog genöthigt, in einem verschanzten Lager diese Hauptstadt zu bewachen. Doch der Prinz von Lothringen hatte durch einen meisterhaften Marsch den Preußen einen Tagesmarsch abgewonnen, und der Fall von Schweidnitz vereitelte den ganzen Plan des Herzogs, verstärkte die Armee des Prinzen, und gewährte diesem eine entscheidende Uebermacht in der Schlacht, die am 22. November geliefert wurde, und in welcher der Prinz Ferdinand von Preußen, mit der Fahne in der Hand, die feindlichen Batterieen erstürmte. Zwar verließen die Preußen erst bei Einbruch der Nacht das Schlachtfeld in guter Ordnung, aber ihre Zuversicht war doch sehr erschüttert, und sank noch mehr, als der Herzog von Bevern bei einer Recognoscirung am folgenden Tage in Gefangenschaft gerieth. Das ganze Heer, besonders aber Zieten, trauerte über das Unglück dieses ausgezeichneten Feldherrn. Sein Verlust wurde sehr bald auf's schmerzlichste empfunden, als der Generallieutenant von Lestwitz, der jetzt das Commando übernahm, den unglücklichen Gedanken faßte, sich zurück zu ziehen, und ihn, alles Widerspruchs der Generale ungeachtet, auszuführen anfing. Hier ward Zieten abermals das Werkzeug, dessen sich die Vorsehung bediente, um den Untergang des preußischen Heeres zu verhüten, und neue Siege herbei zu führen; er allein hintertrieb diese verderbliche Maßregel, und bald nachher erschien ein Schreiben von dem Könige, der bei Roßbach einen herrlichen Sieg erfochten

hatte, mit dem Befehl, daß die Armee des Herzogs über die Oder gehen, und sich mit dem heranziehenden Könige vereinigen solle. Auf's neue erhielt jetzt Zieten Gelegenheit, der Schutzgeist des Heeres zu werden, denn mit seiner kräftigen Rede brachte er es dahin, daß der Uebergang nicht, wie es der König bestimmt hatte, bei Leubus, sondern bei Glogau geschahe, und da der Prinz von Lothringen Breslau genommen hatte, so konnte nur auf diesem Wege das Heer den Absichten des Königs entgegen kommen, und eine angemessene Stellung gewinnen. Friedrich glaubte jetzt mit einer ausgezeichneten Strenge verfahren zu müssen, indem er die Generale Lestwitz, Kiow und Katt eines Mangels an Entschlossenheit verdächtigte, und ließ sie im ersten Ausbruche seines Unwillens durch Zieten verhaften und nach Glogau bringen, begnadigte sie aber in der Folge, und gab ihnen Beweise seiner Gewogenheit. Diese ward im reichsten Maße mit Recht dem braven Zieten zu Theil. Der König ernannte ihn zum Oberbefehlshaber des herzoglichen Heeres, und am 3. December vereinigten sich beide Heere bei Parchwitz.

Der Prinz von Lothringen hatte die Rückkunft des Königs aus Franken kaum erfahren, als er schon Anstalt machte, das kleine und durch weite Märsche ermüdete Heer anzugreifen, in der Hoffnung, daß es leicht seyn würde, mit seinem siegreichen und überlegenen Heere abermals eine Schlacht zu gewinnen, und sich Schlesiens zu bemeistern. Doch Friedrich kam ihm zuvor. Der große Feldherr setzte sich, mit seiner kleinen Kriegerschaar, am 4. December in Marsch. Die glücklichen Gefechte seiner Avantgarde bei Neumark und Borna verkündigten schon gewissermaßen den nahen Sieg des folgenden Tages. An beiden Orten standen starke feindliche Detasche-

ments. Der König führte seine Avantgarde selbst; unter ihm standen Zieten und dessen brave Husaren. Sie überfielen den Feind, der sich von einem Orte zum andern zog, kurz hinter einander, und schlugen ihn völlig. Er büßte, in beiden Gefechten, einige hundert Todte, zwölfhundert Gefangene, unter ihnen neunzehn Offiziere, und fünf Standarten ein; auch fiel seine ganze Feldbäckerei in die Hände der Sieger.

Hierauf folgte nun, am 5. December, jene Schlacht bei Leuthen, die, sowohl wegen ihrer ausgezeichnet wichtigen Folgen, als auch wegen des sehr rührenden Blutbundes merkwürdig ist, den König Friedrich vorher mit allen seinen Generalen und Offizieren feierlich schloß, und durch welchen ein jeder von ihnen, in der damaligen für Preußen sehr mißlichen Lage, sich anheischig machte, entweder zu siegen, oder die Niederlage nicht zu überleben. Hätte daher auch nicht schon die meisterhafte Anordnung des Königs das Schicksal dieses Tages entschieden, so würde der Geist, welcher die Truppen beseelte, den Sieg erzwungen haben. Der gerechte Unwille, mit welchem jeder Soldat des großen Königs die Anschläge der Verbündeten betrachtete, die auf nichts Geringeres, als auf Vernichtung einer Macht abzielten, die ihre Eifersucht erregte, mußte mehr noch, als das begeisternde Vorbild des heldenmüthigen Königs in jeder Brust einen Heldensinn erwecken, und eine Anstrengung und Ausdauer erzeugen, welche jeder Gefahr und jeder Beschwerde Trotz bot, und vor keiner Ueberlegenheit erschrak.

Den glücklichsten Gefechten der Vorhut, wobei 1200 Gefangene gemacht wurden, unter ihnen neunzehn Offiziere, folgte der glorreiche Tag von Leuthen, der in der Geschichte der Kriegskunst Epoche macht, und das große Talent des königlichen Feldherrn im reinsten Glanze

erscheinen läßt. Zieten hatte keinen geringen Antheil an dem Ruhme dieses Tages.

Er stand in dieser Schlacht auf dem rechten angreifenden preußischen Flügel. Hier hatte er wieder den General Nadasty gegen sich, der auf dem linken kaiserlichen Flügel stand, und schlug ihn wieder. Sechs brave Bataillone und der General von Wedell mit zwei Infanterie-Regimentern nahmen dem Fußvolke des Nadastyschen Korps seine Batterieen, und brachten solches völlig zum Weichen. Darauf wurden sie von der Zietenschen Reiterei, die durch die feindliche brach, verfolgt, umringt, und gänzlich aus dem Felde geschlagen. Dieser glückliche Anfang der Schlacht hatte die Folge, daß eben der linke Flügel des feindlichen Heeres, auf welchen es der König angesehen hatte, und der vorher von dem Nadastyschen Korps gedeckt wurde, mit Vortheil angegriffen, überflügelt, und die ganze feindliche Linie von oben bis unten aufgerollt werden konnte. Dadurch wurde der große Koloß der östreichischen Siege niedergerissen, zertrümmert, und das Waffenglück dieses Feldzuges, zwischen der Kaiserinn und dem Könige, in vier bis fünf Stunden entschieden. Das kaiserliche Heer war beinahe gänzlich aufgerieben, ehe es die Grenzen Schlesiens erreichte. Zieten machte so unverhältnißmäßig viel Gefangene, daß die Bestürzung der feindlichen Truppen daraus deutlich hervorgeht. Der Oberst seines Husaren-Regiments, von Seelen, der durch Talent und Charaktergüte unter den Offizieren jener Zeit hervorleuchtete, und den Zieten mit Recht wahrhaft zärtlich liebte, brachte allein von der würtembergischen und baierschen Infanterie 2000 Gefangene ein, und einem Zietenschen Kornet, der nur zehn Husaren bei sich hatte, ergab sich der Ueberrest eines ganzen Regiments. Mit ausgezeichnetem

Erfolge führte Zieten den Auftrag aus, die Oestreicher, welche alle Fassung verloren hatten, und in der größten Unordnung sich zurückzogen, zu verfolgen; aber auch mit einer Umsicht, Entschlossenheit und Schnelligkeit, die Bewunderung erregt. Alle Pässe, welche die Oestreicher zu passiren gedachten, trafen sie immer schon von Zieten besetzt, und fanden selbst unter den Kanonen von Schweidnitz keine Sicherheit mehr. Kaum waren vierzehn Tage vergangen, so war Schlesien von ihnen völlig gereinigt. Zieten trieb sie über das Gebirge nach Böhmen. Aber er mußte hierbei auch von seinen Truppen mit einer Härte, die sich nicht rechtfertigen läßt, fast übermenschliche Anstrengungen fordern, und konnte ihnen in vierzehn Tagen nur einen einzigen Ruhetag gönnen. Vergeblich machte er im regsten Mitgefühl dagegen Vorstellungen bei dem Könige, und ihm ward hiebei die belohnende Erfahrung zu Theil, daß seine Truppen aus Liebe und Verehrung für ihren heldenmüthigen Anführer ohne Murren Hunger, Frost und Krankheit ertrugen. Der Verlust der Kaiserlichen wurde auf nicht weniger als 66,000 Mann geschätzt, jedoch mit Inbegriff der Besatzung von Breslau, die sich im Frühling ergab, aber ungerechnet die Besatzung von Liegnitz, die freien Abzug erhielt. Theils durch das Zietensche Korps, theils auf dem Schlachtfelde wurden 117 Kanonen und 51 Fahnen und Standarten erbeutet.

Als endlich die Ruhe der Winterquartiere eintrat, wurde die Postirung auf der Gebirgskette bei Schmiedeberg und Landshut dem bewährten Zieten übertragen, dessen Wachsamkeit verhüten sollte, daß Schweidnitz nicht von dem Feinde unterstützt würde. Dieß gelang ihm auch vollkommen, und die Einnahme von Schweidnitz im April war die schöne Frucht seiner Wachsamkeit.

Als im Frühjahr Olmütz belagert ward, deckte Zieten die Belagerer. Das Daun'sche Heer zog bald zum Entsatze herbei.

Bis dahin war Zieten niemals überwunden worden, jetzt sollte er durch die Kriegskunst des Generals Laudon zum ersten Mal diese bittere Erfahrung machen, und die Kränkung erleben, daß sein Unfall den König zwang, die Belagerung von Olmütz aufzuheben. Ein großer Transport von einigen tausend Wagen, die den Belagerern Kriegsmunition, Lebensmittel und Montirungsstücke zuführen sollten, sollte bei schlechtem Wege durch gefährliche Defileen gebracht werden, und zwar in der Nähe eines zahlreichen Heeres, dem die besten Kundschafter zu Gebote standen. Ein anhaltender Regen hatte die Gewehre naß und unbrauchbar gemacht, die Eskorte des Transports bestand aus Rekruten und Genesenen, und der Feind hatte Zeit genug gehabt, die besten Anstalten zum Ueberfall zu treffen. So war es denn nicht möglich, hier ein Unglück zu verhüten. Der Wagenzug ward aus einander gesprengt, geplündert, das Pulver angezündet, die übrigen Bedürfnisse vernichtet, und nur die durchgelassene Avantgarde des Generals von Krockow brachte kaum 250 Wagen zum Könige durch. Zieten selbst, der mit einem Theile seiner Truppen den letzten verzweifelten Versuch gewagt hatte, den Feind zurückzuwerfen, ward von seinen übrigen Waffengenossen abgeschnitten, und entkam mit dem kleinen Haufen, der ihm gefolgt war, unter beständigen lebhaften Gefechten, mit Mühe nach Troppau.

Dem Andenken der edlen Streiter, die hier gliederweise, wie sie gestanden hatten, niedergestreckt wurden, haben zwar schon ihre Zeitgenossen und Nachkommen Gerechtigkeit widerfahren lassen; doch verdient ein so ausge-

zeichneter Beweis vaterländischer Tapferkeit auch hier erwähnt zu werden. Von neunhundert Rekruten des Regiments Prinz Ferdinand von Preußen, aus der Grafschaft Ruppin und der Priegnitz, in dem blühenden Alter von siebenzehn und zwanzig Jahren, blieben kaum hundert übrig. Die andern fanden, neben ihrem Hauptmann von Pirch, einen rühmlichen Tod.

Als der König hierauf mit der Armee von Olmütz aufbrach, mußte sich der tief gebeugte Zieten nach Neiße ziehen, um Glogau zu schützen, welches die Russen, die sich nun auch noch mit Friedrichs Feinden vereinigten, zu bedrohen anfingen. Doch da sie sich nach Colberg wandten, marschirte er nach Glatz, und stieß wieder zur königlichen Armee, deren ehrenvollen und bewundernswürdigen Rückzug aus Mähren er mit Seidlitz deckte. Jetzt erschien der verhängnißvolle Zeitpunkt, in welchem Friedrichs Muth und Standhaftigkeit die schwerste Probe überstehen sollte. Aus Oberschlesien mußte er nach der entferntesten Gegend der Kurmark eilen, um den Grafen Dohna zu unterstützen, der nicht länger der überlegenen Macht der Russen unter Fermor zu widerstehen vermochte. Mit 14,000 Mann zog er gegen die Russen, und ließ den Ueberrest des Heeres unter dem Markgrafen Karl zur Deckung Schlesiens zurück. Zieten befand sich bei dieser Heeresabtheilung. Jetzt kämpfte das preußische Heer in drei Abtheilungen; die eine siegreich mit den Russen bei Zorndorf, die andere unter dem Prinzen Heinrich gegen die vereinigte französische und Reichsarmee, ohne eine Schlacht zu liefern, aber mit dem besten Erfolge, und die dritte unter dem Markgrafen Karl zur Vertheidigung Schlesiens.

Zieten wurde hier von dem Markgrafen gegen den General Laudon gesandt, den er zum Rückzug nöthigte,

doch ohne seine Absichten erforschen zu können. Er zog sich nach und nach, unter großen Schwierigkeiten, bis nach Lieberose, welches er den 12. September erreichte, und schlug hier zur Deckung der Kurmark sein Lager auf. Bald darauf kam der siegreiche König zu seinen bedrängten Truppen in der Lausitz und Sachsen zurück, und hatte die Freude, zu bemerken, daß seine Feinde den günstigsten Zeitpunkt, ihn zu verderben, versäumt hatten, und daß der Prinz Heinrich durch seine bewundernswürdige Kriegsklugheit sich in einer höchst vortheilhaften Stellung gegen ein Heer von mehr als 100,000 Mann mit einer geringen Zahl von Truppen behauptet hatte. Eben so vortheilhaft fand er die Stellung des schlesischen Heeres, und der Weg nach Schlesien stand ihm offen. Vergeblich suchte er jetzt den Feldmarschall Daun aus seinem festen Lager zu treiben, erst im October gelang es, ihn daraus zu verdrängen, worauf der König das Lager bei Hochkirchen bezog, welches für ihn so verhängnißvoll werden sollte. Hier versuchten es Zieten und Seidlitz leider vergeblich, den sorglos gewordenen König, den falsche Nachrichten eines vom Feinde gewonnenen Spions täuschten, von dieser Sorglosigkeit zu befreien, und die drohende Gefahr abzuwenden; der König war nicht zu bewegen, Anstalten gegen einen nächtlichen Ueberfall zu treffen, und die Armee unter dem Gewehr zu lassen; vielmehr befahl er, daß auch die Reiterei ihre Pferde absatteln solle. Jetzt befand sich Zieten in der dringendsten Verlegenheit, indem er fest überzeugt war, daß die Armee verloren sey, wenn er diesem Befehl Folge leiste. Er fand endlich einen klugen Ausweg, ließ wirklich absatteln, aber nach einer halben Stunde befahl er, wieder aufzusatteln, und wachsam zu seyn.

Seine Besorgniß zeigte sich nur zu bald als eine

völlig gegründete, denn um 5 Uhr Morgens überfielen die Kaiserlichen das preußische Lager, wo alles in tiefem Schlafe lag, so plötzlich, daß sie sich ohne bedeutende Anstrengung der großen Batterie, die es beschützen sollte, bemächtigten, und durch den Donner ihrer Kanonen die Schlafenden furchtbar erweckten. In der Dunkelheit griff jeder nach den Waffen, die er finden konnte, aber bald erleuchtete die Flamme des brennenden Hochkirchs die grausenvolle Mordscene. Vergeblich stellen sich 600 Tapfere dem eindringenden Feinde entgegen, vergeblich erneuern mehrere Regimenter, die sich unter den auflodernden Flammen formiren, den verzweifelten Kampf; vergeblich stellt sich der König selbst an die Spitze der Bataillone; der Prinz Karl von Braunschweig und der Feldmarschall von Keith fallen in dem fünfstündigen mörderischen Kampfe, und dem Könige, der sich in's stärkste Feuer wagt, wird ein Pferd unter dem Leibe erschossen, indem zwei Pagen an seiner Seite fallen, und bald darauf geräth er in die größte Gefahr, gefangen zu werden; die Tapferkeit der Husaren, die ihn umgeben, rettet ihn. Endlich muß ihn der Markgraf Karl selbst mit der Drohung, ihn mit Gewalt fortbringen zu lassen, dahin bringen, auf seine Sicherheit Bedacht zu nehmen. Diese schreckenvolle Nacht kostete den Preußen 9000 Todte, Verwundete und Gefangene, und 100 Kanonen gingen verloren; aber auch der Feind zählte mehr als 4000 Todte und Verwundete; selbst der König war leicht verwundet, und fast kein einziger General war unverwundet geblieben. Die Regimenter Zieten, Czettritz, Schöneich und Normann zeigten unerschütterliche Tapferkeit, und retteten Tausende durch ihre kühnen Angriffe. Der Rückzug des Königs zeigte den Meister in der Kriegskunst, und die treffliche Aufstellung der Trümmer seines Heeres

machte es dem Feinde unmöglich, seinen Sieg zu verfolgen. Schon am 5. November hatte der König, mit seinem Bruder Heinrich vereinigt, vierzig Meilen in forcirten Märschen zurückgelegt, und die belagerten Festungen Neisse und Kosel erreicht, die er entsetzte, worauf er ungesäumt nach Sachsen zurückkehrte. Zieten erhielt seine Winterquartiere wieder im Gebirge, und wurde darin vom Feinde nicht beunruhigt.

Bei der Eröffnung des vierten Feldzuges, im Jahre 1759, finden wir Zieten mit allen übrigen Generalen im Hauptquartiere des Königs zu Rohnstock bei Jauer. Dieser hatte beschlossen, sich vertheidigungsweise zu halten, bis des Feindes Absichten sich entwickeln würden. Darüber verstrich, da die Oestreicher unthätig blieben, und sich mit einem unbedeutenden Streifzuge begnügten, der größte Theil dieses Feldzuges, ohne daß etwas Entscheidendes vorfiel. Durch die kühnen Heereszüge des Prinzen Heinrich und des Generals Fouquet erlitt indeß der Feind einen empfindlichen Verlust, indem er beträchtliche Magazine verlor.

Die Russen waren nach einer siegreichen Schlacht, die sie den Preußen unter Wedell geliefert hatten, in die Mark vorgedrungen, um sich mit den Schweden zu vereinigen, und die Reichstruppen bedroheten die freie Fahrt auf der Elbe und Spree, daher mußte sich der König in Bewegung setzen; er ließ seinen Bruder in Schlesien zurück, und eilte dem Heere zu Hülfe, welches gegen die Russen stand. Zieten blieb bei dem Heere des Prinzen, und war daher nicht Theilnehmer des Ruhmes und des Unglücks, welches die Schlacht bei Kunersdorf, unweit Frankfurt, dem Könige bereitete. Die Russen waren völlig geschlagen, und hatten großen Verlust erlitten, als ein östreichisches Heer erschien, und die Schlacht erneuerte,

in welcher besonders der tapfere Seidlitz glänzte, und Friedrichs Leben zuerst durch ein goldenes Etuis, das er in der Tasche trug, recht wunderbar gerettet wurde, indem es eine Kugel abwehrte, die ihn traf, und dann durch die Geistesgegenwart des Flügeladjutanten Götz, der hinzu sprang, als des Königs verwundetes Pferd sank, und ihm das seinige gab. Nie war die Standhaftigkeit des Königs so tief erschüttert worden, als an diesem verhängnißvollen Tage, der ihn in wenig Stunden von der Höhe eines glänzenden Sieges in den Abgrund einer völligen Niederlage hinabstürzte, und ihm kaum 5000 Mann übrig ließ. Die königliche Familie mußte Berlin eilig verlassen, und nach Magdeburg fliehen, wohin auch die Archive gebracht wurden. In einer halb zerstörten Bauerhütte brachte Friedrich die Nacht auf einem elenden Strohlager zu. Am folgenden Tage ging er über die Oder, vereinigte sich mit Kleist, der ihm aus Pommern 5000 Mann zuführte, sammelte die flüchtigen Truppen, und sahe sich schon nach einigen Tagen an der Spitze eines Heeres von 28,000 Mann. Die Russen, welche sich gern begnügten, zwei Siege erfochten zu haben, die sie so theuer hatten erkaufen müssen, und denen nichts daran lag, daß Preußen geschwächt würde, ließen den König ruhig ziehen, als er nach Schlesien aufbrach, und wandten sich nach Polen hin.

Doch ehe der König das Heer seines Bruders erreichte, welches die überlegene Daun'sche Armee auf eine bewundernswürdige Weise bloß durch Manövres im Zaum gehalten hatte, so daß sie nichts unternehmen konnte, mußte er die nach Berlin vordringenden Schweden, und die sich immer mehr in Sachsen ausbreitende Reichsarmee abwehren. Erst am 16. September brach er aus seinem Lager bei Waldow nach der Niederlausitz auf,

die er frei und offen fand, gewann den Russen auf dem Wege nach Schlesien glücklich den Vorsprung ab, und hatte die Freude, sich mit seinem Bruder Heinrich vereinigen zu können, worauf er sich nach Schlesien wandte.

Zieten war kurz zuvor mit seiner schwachen Heeresabtheilung, mit welcher er gegen einen fast fünf Mal überlegenen Feind stand, auf eine höchst wunderbare Weise der gänzlichen Einschließung entgangen. Von dem Offizier, der auf Recognoscirung ausgeschickt, und nicht weit genug vorgegangen war, getäuscht, hatte er keine Ahnung von dem gefährlichen Anschlage, den der Feind gemacht hatte, und ungestört ausgeführt haben würde, wenn es der Wille der Vorsehung gewesen wäre. Aber da diese beschlossen hatte, den Helden bis ans Ende dieses blutigen siebenjährigen Kampfes als die kräftigste Stütze des schwer bedrängten Königs zu erhalten, so mußten die Anschläge, welche ihm den Untergang bereiten sollten, nur zur Erhöhung seines Ruhmes dienen. Zieten hatte nur 10,000 Mann bei sich, und es schien daher nicht schwer, ihn zu überfallen, und ihm, in dem ungleichsten Kampfe, den Rückzug nach Sagan zur Armee des Prinzen Heinrich abzuschneiden. Dennoch mißlang dieses Unternehmen, wie vorsichtig es auch eingeleitet war, und wie sehr es durch die oben bemerkte Nachlässigkeit unterstützt wurde. Eine Patrouille von 200 Zietenschen Husaren, welche der Prinz Heinrich ausgesandt hatte, und die auf den heranrückenden Feind stieß, und der glückliche Umstand, daß der Prinz gerade an diesem Tage, der für Zieten so verderblich werden sollte, ein Freibataillon zu ihm stoßen ließ, welches die Besetzung eines Waldes in Zietens Nähe verhinderte, erregte bei den Feinden den Glauben, daß der Anschlag verrathen sey; ein wichtiges Defilée blieb deswegen ebenfalls unbesetzt, und Zieten sahe sich

zwar dennoch von dem Feinde überrascht und angegriffen, sahe sogar die Gefahr auf's höchste steigen, indem er nicht die geringsten Anstalten zum Rückzuge hatte treffen können, entging aber durch seine Besonnenheit, und durch die meisterhafte Disposition, welche er im Augenblick entwarf, glücklich dieser schrecklichen Gefahr. Das unbesetzt gebliebene Defilée wurde seine Rettung, und der Aufbruch geschah mit einer solchen Schnelligkeit, daß die feindliche Infanterie, die ganz nahe war, dennoch die Zietensche nicht einholte. Der Feind konnte ihm seine Bewunderung nicht versagen.

Bald nachher sahe sich Daun auf's neue in seinen Erwartungen bitter getäuscht, indem ihn der Prinz Heinrich durch verstellte Bewegungen zu glauben verleitete, daß sein Marsch nach Schlesien gehe, aber durch einen Umweg nach Sachsen marschirte. Zieten mußte mit der Nachhut diesen glänzenden und entscheidenden Zug des Prinzen, von Görlitz nach Torgau, decken. Nachdem dieser an der Elbe festen Fuß gefaßt, und zugleich die Gemeinschaft mit dem Könige durch die Stellung seines Heeres ununterbrochen fortgesetzt hatte, war seine Absicht vollständig erreicht, denn Daun folgte dem Prinzen auf dem Fuße nach Sachsen, um Dresden zu decken, und ließ dem Könige in Schlesien gegen die Russen freie Hand. Das Ende dieses mühseligen Feldzuges, in welchem Zietens ausdauernde Standhaftigkeit eine schwere Prüfung bestand, war höchst rühmlich für die preußischen Waffen.

Auf Zietens Wachsamkeit beruhte, als der Winter herangekommen war, und das Heer in Sachsen Kantonnirungsquartiere bezogen hatte, die Sicherheit des ganzen Heeres. Er nahm sein Hauptquartier in Kesselsdorf, und die Armee wurde in der Nachbarschaft von Dresden in

die kleinen Städte und Dörfer verlegt, und zwar so gedrängt, daß nur der geringste Theil der Soldaten unter Dach kommen konnte. Bei der ungewöhnlichen Strenge des Winters hatten die Truppen, welchen es oft an Holz und Lebensmitteln fehlte, fast jede Art von Plagen auszustehen, und murrten wohl nicht mit Unrecht über eine Anordnung, bei welcher mehr Laune als Festigkeit sichtbar wurde, und die mehr Menschen wegraffte, als manches Treffen. Besonders hatten die Husaren und Dragoner Ursache, sich zu beklagen, denn sobald es dunkel ward, mußten sie auffatteln, und bis 7 Uhr Morgens im völligen Wehrstande seyn, die ganze Nacht hindurch patrouilliren, und keinem Gemeinen war es erlaubt, im Schneegestöber ein Obdach zu suchen. Dadurch ward das königliche Heer, das mit so mancher innern Noth zu kämpfen hatte, freilich vor äußern Feinden bewahrt; fast unmöglich aber schien seine Ergänzung zur Vorbereitung eines neuen Feldzuges. Es war im vorhergehenden zu hart mitgenommen, und über die Hälfte eingeschmolzen; auch neigte sich jede Hülfsquelle der königlichen Lande, vorzüglich die der Volksmenge, ihrer Erschöpfung. Friedrichs Feinde waren davon nur zu wohl unterrichtet, lehnten deswegen den ihnen angebotenen Frieden hartnäckig ab, und nöthigten den großen König, sich durch Kunstmittel anderer Art ein neues Heer von 60,000 Mann zu verschaffen.

Jetzt begann das Jahr 1760, der fünfte Feldzug in diesem langen unabsehbaren Kriege. Oestreich und Rußland hatten furchtbare Verabredungen getroffen, wollten ihre Heere vereinigen, und bereiteten, durch ihre wachsende Ueberlegenheit, dem großen Friedrich eine schwere Zeit. Er marschirte bei dem Aufbruch aus seinen Kantonnirungsquartieren, im April, nach Schlesien, wandte

sich aber darauf wieder nach Sachsen, und belagerte Dresden. Prinz Heinrich marschirte mit einem schwachen Heere an die Grenze von Polen, gegen das große russische, welches gleichfalls seine Winterquartiere verlassen hatte.

Zieten blieb in diesem ganzen Feldzuge bei der Armee des Königs, und war in der Ordre de Bataille auf dem rechten Flügel der Kavallerie angesetzt. Als aber der König über die Elbe ging, und sich durch Hin- und Hermärsche gegen den Feind in Bewegung setzte, mußte Zieten, nach den Umständen, bald die Avant-, bald die Arriergarde machen, je nachdem etwas vom Feinde zu befürchten, und die königliche Armee des Schutzes Zietens bedürftig war. Sein Ansehen dabei war wirklich in dem Grade gestiegen, daß der Feind nicht leicht, wo Zieten stand, durch Ueberfall und sonstige Ueberraschung, einen Angriff wagen mochte, dessen Gelingen gewöhnlich von den begangenen Fehlern des Gegners abzuhängen pflegt. Eben so war er auch hier zur Schonung des Lebens sowohl, als zur Verminderung der Beschwerlichkeiten des gemeinen Mannes, in beständiger Thätigkeit, und traf bald öffentlich, bald — und mehr noch — im Stillen, die wirksamsten Anstalten dazu. Oeffentlich machte er sich besonders bei Gelegenheit einer Recognoscirung geltend, die der König den 7. Juli, während die Armee bei Nieder-Gurcke Ruhetag hatte, gegen das Lascysche Korps anstellen wollte, und bei welcher er zu seiner Unterstützung Zieten mit dem Grenadierbataillon von Falkenhain, die Dragonerregimenter von Czettritz und Normann, und 600 Husaren von Zieten und Werner mit sich nahm.

Der König hatte durch die Pikets seines rechten Flügels die feindlichen Vorposten bis über das Defilée von Göde zurückwerfen lassen, und als diese, unterstützt von

vier sächsischen Dragonerregimentern, die hinter diesem Defilée kampirten, den königlichen Pikets einen üblen Rückzug zubereiten wollten, kam Zieten mit seinen Dragonern und Husaren dazu, und beendigte das Gefecht so vortheilhaft für den König, daß er bereits über 300 Mann zu Gefangenen gemacht, und selbst nur einen unbedeutenden Verlust an Todten und Verwundeten gehabt hatte, als sich das ganze Lascy'sche Korps in Bewegung setzte, und das Zietensche, welches, anderthalb Meilen von dem königlichen Lager entfernt, von aller Unterstützung entblößt war, mit großer Ueberlegenheit angriff. Unter diesen Umständen drang Zieten beim Könige darauf, daß er sich schleunigst aufmachen und abziehen möchte; allein Friedrich zögerte, und wollte nicht eher dazu thun, als bis das Grenadierbataillon Falkenhain herangekommen wäre, und den Kreuzberg besetzt hätte. Weil dieß aber mehr Zeit erforderte, als für's Ganze nützlich war, so benutzte der Feind, bei seiner Ueberlegenheit, diesen Umstand; er warf Zietens Reiterei bis Welcke zurück, wo sie zwar das Grenadierbataillon antraf, welches der Verfolgung des Feindes durch einige Kanonenschüsse Einhalt that, so daß sich die Reiterei auch wieder sammeln konnte; allein der König verlor bei dieser Gelegenheit und bei der tapfern Gegenwehr der Zietenschen Dragoner und Husaren, zweihundert Mann, die der erfahrene Krieger, bei seiner richtigen Beurtheilungskraft, am Leben erhalten, und der Armee für dringendere Gelegenheiten aufgespart haben würde, wenn der König seinen Rath befolgt, und sich zur rechten Zeit zurückgezogen hätte. Bei dem am folgenden Tage fortgesetzten Marsch, zur Belagerung von Dresden, führte Zieten einen Theil der Armee, mit welchem er in der Nacht vom 11. zum 12. über die Elbe ging, und nachher in das dort vom Könige angewiesene Lager rückte.

Um diese Zeit ward Friedrichs Lage äußerst drückend. Glatz ging über; bald darauf wurde auch Breslau beschossen, und hätte sich nicht der standhafte Tauenzien mit 3000 Mann, meistens Ueberläufer und Invaliden, bei 19,000 Gefangenen, die er in der Festung hatte, gegen den General Laudon, der ihn mit 30,000 Mann belagerte, bis zum Entsatze des abermaligen Retters von Schlesien, des Prinzen Heinrich, gehalten, so wäre des Königs Lage noch drückender geworden, vielleicht alles für denselben verloren gewesen.

Die Russen setzten sich mit einem Heere von 80,000 Mann gegen Glogau in Bewegung, um ihre Vereinigung mit den Oestreichern zu bewirken. Dadurch sahe sich der König, welcher bisher die Hauptstadt Sachsens ohne Erfolg belagert hatte, genöthigt, völlig davon abzustehen, und sich nach Schlesien zu wenden. Er brach mit 30,000 Mann auf, und weil ihm das 90,000 Mann starke vereinigte Daun'sche und Laudon'sche Heer auf dem Fuße folgte, so war es nöthig, daß auch Zieten wieder die Arriergarde machen, und den Schutz der Armee auf sich nehmen mußte. Dieser Marsch, der von der Elbe bis nach Liegnitz führte, war einer der beschwerlichsten, und Zietens genauester Fürsorge bedürftig. Am Ziele desselben gab ihm aber die ganze Armee einstimmig das dankbare Zeugniß, daß er auch dies Mal durch seine rastlose Thätigkeit dem königlichen Heere viele streitbare Männer erhalten habe, die ohne ihn in Feindes Hände gerathen, oder auf eine andere Art umgekommen seyn würden.

Jetzt im Lager bei Liegnitz, von seinen Magazinen entfernt, auf einen kleinen unbequemen Raum eingeschränkt, und von der Gemeinschaft mit dem Prinzen Heinrich abgeschnitten, befand sich Friedrich noch immer in einer sehr bedenklichen Verfassung. Schnell aber

öffneten sich dem bedrängten Könige bessere und günstigere Aussichten. Es kam zur Schlacht, und die ganze Armee schrieb den ersten Schritt zum Siege dem Major von Hund vom Zietenschen Husarenregimente zu, weil dieser wackere Offizier den Feind, der schon im Begriff stand, die königliche Armee zu überfallen, zuerst und noch zu rechter Zeit entdeckte. Folgendes sind die näheren Umstände.

Das königliche Heer war damals nicht nur durch die Katzbach von der Armee des Feldmarschalls Daun und Generals Laudon getrennt, sondern es war auch schon ein Korps Russen unter dem General Czernitscheff über die Oder gegangen. Jene wollten den König überfallen, umringen, schlagen, und diese ihm den Ausweg über die Oder und nach Glogau streitig machen.

Der Lieutenant von Wolfrath, von den Zietenschen Husaren, stieß am 13. August, als er mit vierzig Pferden patrouillirte, schon auf die Vortruppen des russischen Korps, in einem Dorfe nahe bei Liegnitz, auf dem Wege nach Breslau. Als solches dem Könige gemeldet ward, fand der Monarch zwar für gut, sich das Ansehen zu geben, als ob er diesem Berichte keinen Glauben beimesse, nahm jedoch ein anderes Lager, und die Armee mußte am 14. gegen Abend aus dem bei Liegnitz aufbrechen, in der Nacht zum 15. über das Schwarzwasser gehen, sollte sich dort bis zum Tagesanbruche ausruhen, und hernach die Oder gewinnen.

Während die königliche Armee zum Theil noch im Marsche war, größtentheils aber schon neben ihren Gewehren oder Pferden auf offenem Felde lag, und sich der Ruhe überließ, patrouillirte der Major Hund, mit dem Lieutenant Wolfrath, auf dem Wege nach Binowitz, um den Feind zu recognosciren. Man denke sich sein

Erstaunen, als er sogleich auf feindliche Kolonnen Infanterie des Generals Laudon stieß, welche die Anhöhen hinter dem preußischen Lager besetzen sollten, und indem er sich jetzt über das Dorf Panten zurückziehen wollte, auch auf feindliche Kavallerie traf. Jetzt eilte er durch ein kleines Gehölz zum Könige, und eben jetzt, wo jede Minute kostbar war, fügte es das Glück, daß er, ohne sich dessen zu versehen, seinen Monarchen mit dem Markgrafen Karl und mit Zieten bei einem kleinen Wachtfeuer antraf, neben welchem der König eingeschlafen war. Schon dämmerte die Morgenröthe, und der Aufruf des Majors Hund: »der Feind ist da! ist kaum vierhundert Schritt entfernt!« schien die Stimme eines Schutzengels, die das preußische Heer zum nahen Kampf ermunterte.

Zieten nahm sogleich, und ohne weitere Anfrage, das Kürassierregiment Prinz von Preußen, welches ihm zunächst, und zum Theil mit dem Zügel in der Hand neben den Pferden lag, ließ solches vorrücken, mit einigen Zügen die feindlichen Flankeurs zurückwerfen, und als sich bald darauf feindliche Infanterie zeigte, die sich in das nahe Gehölz werfen wollte, so ließ er diese durch zwei Schwadronen angreifen; sie wurde theils niedergehauen, theils zu Gefangenen gemacht. Von letzteren erfuhr man, daß dieselbe aus 500 Freiwilligen des Laudonschen Grenadierkorps bestanden hatte. Während dessen hatte sich der König seines Reservekorps bedient, um nur vorerst im Ganzen die feindlichen Angriffe zu verhindern; zugleich war aber auch seine Disposition zur Schlacht bewundernswürdig groß, in einem Augenblick entworfen. Er beschloß nämlich, die Daunschen und Laudonschen Heere, die ihn an verschiedenen Orten angreifen wollten, von einander zu trennen, dieses mit seinem linken Flügel zu schlagen, jenes aber mit dem rechten durch Zietens

Reiterei und die Infanterie des Generals von Wedell in Unthätigkeit zu erhalten.

Während also Friedrich gegen den General Laudon aufmarschirte, und mit diesem die Schlacht begann, warf Zieten den rechten königlichen Flügel herum, und machte Front gegen Liegnitz und die Gegend, wo das Daun'sche Heer im Anmarsch war. Kräftig verhinderte er dessen Vordringen, und den Uebergang des Lascy'schen Korps über das schwarze Wasser, welches dem König in den Rücken fallen wollte, durch Kanonenschüsse, und unterstützte so auf das wirksamste den glänzenden Sieg, den Friedrich unterdessen über den General Laudon erfocht. Hätte man überdieß seine Befehle bei dem Flügel, welchen er kommandirte, buchstäblich vollzogen, und sich nicht eher des Batterie-Geschützes, das er so vortheilhaft gestellt hatte, bedient, als bis, seiner Absicht gemäß, eine größere Anzahl feindlicher Kolonnen zum Vorschein gekommen wäre, so würde er nicht bloß, wie er that, die Mitwirkung des Feindes von dieser Seite kräftig gehemmt, sondern auch das Daun'sche Heer selbst noch härter haben mitnehmen können.

Diese Schlacht, die mit Tagesanbruch angefangen hatte, war schon Morgens 5 Uhr gewonnen, und alles entschieden. Die Trophäen des Sieges waren 86 Offiziere und 6000 Gemeine, welche gefangen wurden, 82 erbeutete Kanonen, und 23 genommene Fahnen und Standarten. Die Preußen hatten ihren Sieg mit 600 Todten und 1200 Verwundeten erkauft. Friedrich und Zieten, die kurz vorher beim Wachtfeuer lagen, und bei vertraulichen Gesprächen diesen so nahen Glückswechsel schwerlich erwartet hatten, theilten jetzt ihre Freude aus der Fülle des Herzens; denn als Zieten zu seinem Könige hingeeilt war, ihm seine Glückwünsche darzubringen, fielen sie

sich, von innern Gefühlen überwältigt, stumm und bewegt einander in die Arme, und Friedrich ernannte seinen Feldherrn Zieten noch auf dem Schlachtfelde zum General der Kavallerie.

Bei den Märschen und Manövern, welche dieser Schlacht folgten, wurde Zieten dem Könige immer mehr unentbehrlich, da ihn die Feinde am meisten fürchteten, denn das Daun'sche und Lascysche Korps blieben immer dem königlichen Heere zur Seite. Endlich war Schlesien gereinigt, ohne daß eine Schlacht nöthig gewesen war, und für Schweidnitz nichts mehr zu fürchten. Aber ein neues drohendes Gewölk zog sich über Friedrichs Haupt zusammen, als die Kaiserlichen Torgau mit bedeutenden Magazinen nahmen; denn da sie auch Dresden besetzt hielten, so war der König ganz aus Sachsen verdrängt.

Sein ganzes Heil für den nahen Winter beruhte auf der freien Gemeinschaft mit seiner Residenzstadt Berlin, der Mutter für alle seine Bedürfnisse. Dazu gehörte, vermöge der Stellung des russischen Heeres, welches an den Ufern der Oder und Warte die brandenburgischen Provinzen mit verheerenden Winterquartieren bedrohte, daß der König, es koste was es wolle, Torgau wieder einnehmen, das östreichische Heer vom linken Ufer der Elbe entfernen, und dadurch jeder möglichen Vereinigung der Russen mit diesem vorbeugen mußte.

Der kriegserfahrne Feldmarschall Graf von Daun sah aber die Wichtigkeit der Behauptung von Torgau gleichfalls ein, und als der König ihn durch mehrere Märsche zu tourniren, und zu einem Aufbruche nach Dresden zu bewegen suchte, gab er, durch die Stätigkeit in seinem wohlerwählten Lager bei Torgau, zu erkennen, daß er diesen Posten durchaus zu behaupten Willens sey.

Inzwischen ward Friedrichs Lage täglich bedräng-

ter. Er stand mit dem Ausgange des Octobers bei Dü=ben gelagert, und ohne zu wissen, wo er neuen Zuwachs für sein einziges dortiges Magazin nehmen sollte, reichte sein ganzer Vorrath nur noch auf vier Wochen. Um also andere Anstalten zu treffen, zog Friedrich Zieten, der bei Wittenberg gestanden hatte, an sich, brach aus seinem Lager bei Düben auf, und ging bei Dessau über die Elbe. Der Feind, welcher sich diesen Uebergang an drei andern Orten gewärtigte, und solchen zu verhin=dern hoffte, sah sich also durch die Verschlagenheit des Königs hintergangen. Friedrich zog darauf auch die Korps des Prinzen von Würtemberg und Generals von Hülsen an sich, welche zuvor die Russen und Oest=reicher von Berlin, und die Reichstruppen von Leip=zig und Wittenberg vertrieben, und die letztern zu ei=nem Rückzuge aus Sachsen genöthigt hatten, und so wa=ren jetzt, sowohl durch die Stellung, als durch die Zu=sammenziehung der königlichen Macht, alle Vorbereitun=gen zu jenem großen Auftritte gemacht, der die dunkle Aussicht, welche der König vor sich hatte, erhellen sollte.

Mit einer ungewöhnlichen Unruhe entschloß sich Friedrich zu einem Unternehmen, bei dem alles gewon=nen und alles verloren werden konnte, und kaum würde er sich dazu entschlossen haben, wenn Zieten sich nicht voll Zuversicht dafür entschieden hätte.

Der König brach am 2. November mit der Armee auf, marschirte bis Schilde, nahm sein Hauptquartier in Lang=Reichenbach, und als er sich von der wah=ren Stellung des Feldmarschalls Daun auf den Höhen von Siptitz überzeugt hatte, ertheilte er allen Genera=len und Offizieren, die sich bei dem linken Flügel seines Heeres befanden, die Disposition zum morgenden Angriff. Ueber die Bestimmung seines rechten Flügels, welchen

Zieten kommandiren sollte, besprach er sich mit diesem unter vier Augen, und sie ward erst in der Folge bekannt.

Indem der König und Zieten, jeder für sich, ihre verabredeten Märsche fortsetzten, ging der Zug des Letztern nur langsam vor sich, weil der Weg auf der Leipziger Straße tief ausgefahren, und mit unwegsamen Gräben, Ellern und andern Bäumen eingefaßt war. Beim Eingange in das Klitscher Holz mußten die Infanterie-Kolonnen Halt machen, bis der Oberst von Kleist mit der Avantgarde seiner leichten Truppen die feindlichen Kroaten, Jäger, und leichten Dragoner, welche sich in demselben fanden, verjagt, und bis hinter den Torgauer Teich, an den linken Flügel des Lascyschen Korps, gedrängt hatte. Dies verzögerte den Marsch der Preußen um eine Stunde. Alsdann setzte Zietens Reiterei ihren Marsch auf der Leipziger Straße fort, die Infanterie aber wandte sich links, und marschirte den Siptitzer Höhen zu.

Die Reiterei, bei welcher sich der General befand, stieß bald auf einen andern Vorposten des Lascyschen Korps, der sich hinter einem starken Verhau mit zwei Kanonen das Ansehn gab, Zieten den Uebergang verwehren zu wollen. Als aber das Freibataillon des Zietenschen Avantkorps eine Batterie gegen ihn errichtete, wich er zwar, und ließ seine Kanonen im Stich; allein der Verhau mußte erst weggeräumt, und die vom Feinde abgeworfene Brücke wieder gangbar gemacht werden, ehe man vorrücken konnte. Während dieser Arbeit ritt Zieten mit seinem Gefolge in starkem Trabe durch den Wald, um zu sehn, wohin das flüchtige Kommando seinen Rückzug nehmen, und was er sonst vom Feinde wahrnehmen würde. Er erblickte das Lascysche Korps,

dessen linker Flügel, der aus Reiterei bestand, über den Röhrgraben bis an den Entenfang vorgerückt war. Der rechte, meistens Infanterie, lehnte sich an den linken des Daun'schen Heeres. Das ganze Korps aber war durch den Röhrgraben, über welchem nur Eine Brücke lag, und dessen rechte Flanke außerdem durch den Entenfang und eine Kette an einander hängender Teiche gedeckt. Man hatte auf dem rechten Flügel des Lascy'schen Korps eine Batterie errichtet, und bediente sich derselben, als Zieten zur Recognoscirung aus dem Walde zum Vorschein kam. Der erste Schuß, den der Feind that, kostete einem seiner Ordonnanzoffiziere das Leben, welcher hinter dem General zur Erde fiel. Darüber ward der jüngste seiner Kameraden, welcher noch keiner Schlacht beigewohnt hatte, betroffen, und ritt eiligst vor, um seinen Feldherrn auf den Gefallenen aufmerksam zu machen, erhielt aber den trocknen Bescheid, »daß noch mehrere würden erschossen werden.«

Indessen hatte der König, durch die Schüsse, welche er vernahm, und durch Ueberläufer, welche Schiffbrücken hinter dem Lager der Kaiserlichen hatten schlagen müssen, völlig irre gefährt, den Angriff unternommen, ehe seine Macht beisammen war, und daher wurden die Truppen, welche er zum Angriffe führte, vielmehr aufgerieben, als besiegt. Zieten aber hatte einen Umweg zu den Siptitzer Höhen machen müssen, um sich Flanke und Rücken zu sichern. Indem er endlich gegen das Dorf Siptitz herauf marschirt war, steckte der Feind den obern Theil des Dorfes in Brand, und hemmte dadurch die Fortschritte der Preußen auf eine höchst schmerzliche Weise. Es fehlte nicht viel, so hätte Zieten hier seinen Tod gefunden, denn durch die Unvorsichtigkeit eines Kanoniers wäre er erschossen worden, wenn nicht sein

Pferd in dem Augenblick, da der Schuß fiel, sich gebäumt, und einen kräftigen Seitensprung gemacht hätte.

Schon fing es an zu dämmern, und immer noch war kein Durchgang zu der vom Feinde besetzten Anhöhe gefunden, wo er mit Nachdruck hätte angegriffen werden können. Auch des Königs Angriff schien fehlgeschlagen zu seyn, denn man hörte genau, daß das Schießen von seiner Seite her sich immer weiter entfernte. Doch Zieten blieb entschlossen, die Höhen um jeden Preis zu nehmen, und es gelang dem ausgezeichneten Obersten von Möllendorf, die Bahn zu brechen, indem er rasch, und ohne weitere Anfrage bei dem Oberbefehlshaber, auf einem Damme, den er unbesetzt fand, mit seiner Brigade vordrang, die feindliche Redoute angriff, nahm und besetzte. Zieten sandte ihm sogleich, als er dieß wahrnahm, mehrere Brigaden zur Unterstützung, und die Redoute ward nicht nur behauptet, sondern Möllendorf griff nun auch die größeren Batterien an; in diesem mörderischen Kampfe gerieth er aber leider in feindliche Gefangenschaft. Nur mit dem eroberten Geschütz, nicht mit ihrem eigenen, welches im tiefen Sande der steilen Höhe stecken geblieben war, konnten die Preußen die Redouten des Feindes erobern.

Allein der Mangel an Artillerie machte auch die Entscheidung eines vollständigen Sieges noch zweideutig, denn es mußten, außer dieser Redoute, noch mehrere, und gerade die wichtigsten, genommen werden. Jetzt ließ Zieten eine Linie formiren, nach dem Dorfe Siptitz hineinziehn, und Sturm auf des Feindes Hauptbatterie laufen. Hier ward das Gefecht sehr blutig, und der Feind würde diese vortheilhafte Anhöhe behauptet haben, wenn nicht, zu Preußens Glück, in dieser furchtbar entscheidenden Minute, der General-Major von Lestwitz mit fri-

schen Grenadieren zu Hülfe gekommen, und zu Oestreichs Verderben das Oberhaupt des kaiserlichen Heeres, der Feldmarschall Daun, genöthigt worden wäre, sich seiner erhaltenen Wunden wegen vom Schlachtfelde zu entfernen.

Der jetzt herbeieilende Lestwitz gehörte zum königlichen Reserve-Korps; er hatte kurz zuvor mit fünf wieder gesammelten Grenadierbataillonen eine Batterie errichtet, den Rückzug der königlichen Reiterei nach Neiden gegen die Oestreicher gedeckt, und seinen Posten behauptet. Als jetzt durch seine Mitwirkung die große Batterie genommen ward, hatte der Feind keine Haltung mehr, er zog sich nach und nach vom Schlachtfelde weg, das Getöse des Kampfgewühls hörte auf, und man schmeichelte sich, daß die Schlacht gewonnen sey; denn weil die Dunkelheit der Nacht völlig eingetreten war, konnten sich viele einzelne Haufen der Sieger nur zur Hälfte von der Gewißheit ihres Sieges, und noch weit weniger von der Größe desselben überzeugen.

Während dessen hatte der bedrängte König eine der bängsten Nächte in der Kirche des Dorfes Neiden zugebracht, und seine Unruhe war mit jeder Minute sichtbarer geworden. Er hatte einmal über das andere herausgeschickt, um zu erfahren, ob es denn nicht bald tagen würde, und als man ihm endlich die Nachricht brachte, daß es anfinge, zu dämmern, warf er sich schleunigst zu Pferde, und ritt zum Dorfe hinaus. Kaum hatte er seinen Weg hundert Schritte fortgesetzt, als der hinter ihm reitende Feldjäger einen Offizier bemerkte, der in einen weißen Mantel gehüllt war, und den er alsbald für Zieten erkannte. Sogleich machte er den König darauf aufmerksam; doch dieser schien sich wenig zu freuen, Zieten hier anzutreffen, weil er eine Un-

glücksbotschaft fürchtete. Die allerfreudigste Ueberraschung sollte den tief gesunkenen Muth des Königs wieder aufrichten; Zieten reitet an ihn heran, ganz mit dem Anstande und Ton eines Offiziers, der seinem Oberbefehlshaber Bericht zu erstatten hat, und sagt: »Ihro Majestät, der Feind ist geschlagen, er zieht sich zurück!« Jetzt stürzten sich Beide zugleich von ihren Pferden herunter; Friedrich lag in Zietens Armen, und dieser, von seinen Gefühlen überwältigt, weinte laut an der Brust seines Königs. Welch eine Freudensonne, die der grausenvollsten Nacht folgte, in welcher Tausende an ihren Wunden sich verbluteten, oder von der Kälte getödtet wurden, indem die Novembernacht auf eisigem morastigen Boden ihre letzten Kräfte aufzehrte, und sie elend verschmachten ließ. Die Oestreicher zählten 12,000 Todte und Verwundete, und hatten bloß auf dem Wahlplatze 8000 an Gefangenen eingebüßt. Der Verlust der Preußen an Todten und Verwundeten belief sich auf 10,000, und 4000 waren in Gefangenschaft gerathen. Der König selbst war verwundet, doch sehr leicht.

Friedrichs Heldenarm hatte jetzt wieder die Oberhand. Das kaiserliche Heer ward verfolgt, und nach Dresden zu gedrängt, wo es seine Winterquartiere nahm. Die Korps, welche der König nach Schlesien, der Mark und Pommern detaschirte, befreiten diese Länder von Feinden; die Russen gingen nach Polen, die Schweden nach ihrem Pommern zurück, und die Belagerung von Kosel fand nicht Statt. So war also die Einnahme von Glatz der ganze Vortheil Oestreichs in diesem Feldzuge gewesen, nicht zu gedenken, daß sich die streitenden Heere einander aufrieben, und daß man das kleinste von ihnen, das preußische, durch Verweigerung der sonst ausgewechselten Kriegsgefangenen noch mehr vermindern wollte.

Dagegen waren Oestreichs Schätze erschöpft, und Friedrichs Hülfsquellen, durch seinen Erfindungsgeist stets erneuert, versiegten nicht.

Der König breitete jetzt seine Winterquartiere in Sachsen aus. Sein Hauptquartier war in Leipzig, und Zieten, welcher mit seinem Korps die Gegend zwischen Meissen und Nossen erhielt, nahm das seinige in Meissen.

Die Sehnsucht nach Frieden, die des Königs Herz bewegte, sollte auch jetzt noch nicht gestillt werden; noch zwei volle Jahre mußte Preußen den Kampf um Selbstständigkeit fortsetzen, und der neue Feldzug sollte gefahrvoller und verhängnißvoller für Preußen werden, als alle vorige, sollte des Königs Standhaftigkeit und Muth auf die schwersten Proben setzen, aber auch den Glanz seines Ruhmes erhöhen, und die Rathschlüsse der Vorsehung offenbaren, sollte der Welt an einem großen Beispiele zeigen, wie mächtig ein König ist, dem andere und bessere Kräfte, als die der Gewalt und der Tapferkeit zu Gebote stehen, und der ein Gegenstand enthusiastischer Bewunderung und Verehrung geworden ist.

Friedrich konnte die Vereinigung des großen russischen Heeres mit dem östreichischen nicht verhindern; der General Golz erkrankte, und dadurch wurde viel versäumt. Zieten übernahm das Kommando über dessen Heeresabtheilung, welche, 20,000 Mann stark, in Polen einrückte, und sich bei Kosten, dem russischen Heere gegenüber, lagerte, aber zur Sicherung Breslau's, auf Befehl des Königs, welcher bei Schweidnitz stand, starke Detaschements absenden mußte, und eben dadurch sehr bald genöthigt war, dies äußerst vortheilhafte Lager zu verlassen, und, in 2 Korps getheilt, nach Breslau zu marschiren.

Bei der Nachricht, daß die Russen wirklich in Schle-

sien eingerückt wären, ging Zieten mit seinem Korps, das jetzt nur aus elf Bataillonen und zwei und zwanzig Schwadronen bestand, durch Breslau, und lagerte sich bei Gubitz, durch Verschanzungen, an welchen täglich zweitausend Mann arbeiteten, so viel als möglich gedeckt.

Die Festungen Breslau und Brieg, für welche der König besorgt gewesen, waren also, durch das jetzt unter Zieten und dem General von Knoblauch vertheilte Golzische Korps, gedeckt; allein, vielleicht hätte Zieten, als er noch mit seinem damals ungetheilten Korps im Lager bei Brausnitz stand, den Russen näheren Widerstand leisten, und wenigstens deren Vereinigung mit dem Laudonschen Heere aufhalten und erschweren können. Jetzt marschirten die Russen über Militsch, Wartenberg uud Namslau ungehindert weiter nach Schlesien hinauf, und die Vereinigung geschah. Nachdem der König lange durch Märsche und Demonstrationen den übermächtigen Feinden die Spitze geboten hatte, blieb ihm nichts übrig, als in einem Lager, welches ganz einer Festung glich, den letzten Versuch zur Rettung seines Landes und seiner Ehre zu machen.

Alles, was treue, muthvolle und unermüdete Thätigkeit zu leisten vermögen, wurde von allen Generalen und Offizieren, und so auch von Zieten, der sich, nach der Vereinigung der feindlichen Heere, wieder bei der königlichen Armee einfinden mußte, auf das beste geleistet. Diesem war es aber nicht genug, daß er seinen König nach allen seinen Kräften mit Kopf und Arm unterstützte, sondern er that es auch in dieser bangen Zeit, wo alles verloren zu seyn schien, dem Herzen nach. Und welche Prüfungen für seinen Muth, wenn er wußte, daß

Friedrichs gebeugter Geist sich nur noch an den Heldentod hielt, den er als seinen einzigen Befreier umarmen wollte, und in vertraulichen Herzenserleichterungen darüber manche sorgenvolle Nachtwache mit Zieten auf dem Strohlager der äußersten Schanze zubrachte. Der mit Unglücksfällen früh bekannt gewordene Held, den die Hoffnung nie verließ, suchte aber jedesmal seinen königlichen Freund wieder aufzurichten, und versicherte ihm, »daß noch alles gut gehn, und einen ehrenvollen Ausgang nehmen würde.« Dies that er so bestimmt, daß der König, welcher gar keinen Grund dazu vor sich sah, und solches Trostes überdrüßig war, ihn einmal spöttisch fragte: »ob er sich etwa einen neuen Alliirten verschafft hätte.« »Nein!« antwortete Zieten, »nur den alten da oben, und der verläßt uns nicht.« — »Aber,« erwiederte der König, »der thut ja keine Wunder mehr?« — »Der braucht's auch nicht,« versetzte Zieten, »er streitet dennoch für uns, und läßt uns nicht sinken!« Bald darauf machte der König die angenehme Erfahrung, daß die fromme Zuversicht, mit welcher sein Tröster so standhaft an der Vorsehung hing, schon zum Theil erfüllt ward. Er führte sein Heer aus dem verschanzten Kerker heraus, und sagte zu Zieten: »Er hat damals doch Recht gehabt, und Sein Alliirter hat Wort gehalten.«

Das Ende dieses Feldzuges war durch einen Unfall bezeichnet, der den König um so tiefer schmerzen mußte, da er die nächsten Unternehmungen desto schwieriger machte: die Ueberrumpelung der Feslung Schweidnitz durch Laudon. Ehe das Heer die Winterquartiere bezog, führte der General Platen noch eine kühne Unternehmung aus, indem er im Rücken der russischen Armee die Magazine in Posen zerstörte, und in siegreichen Gefechten eine Wagen-

genburg von 5000 Fuhrwerken theils nahm und theils vernichtete.

General Laudon bezog seine Winterquartiere im Gebirge bei Schweidnitz, Prinz Heinrich und Daun in Sachsen, der König in und bei Breslau.

Ein Rathschluß der Vorsehung, der auf einmal Preußens gefahrvolle Lage in eine höchst günstige verwandelte, überraschte jetzt die kriegführenden Mächte. Unter den besten Aussichten konnte der König den siebenten und letzten Feldzug eröffnen, denn der Tod befreite ihn von seiner unversöhnlichen Feindinn, der Kaiserinn Elisabeth von Rußland. Sie starb am 25. Dec. 1761, und der Bewunderer und wärmste Freund Friedrichs, Peter der Dritte, bestieg den Thron, erklärte sich sogleich für Preußen, und ließ 20,000 Russen zum preußischen Heere stoßen, nachdem er es vergeblich versucht hatte, Oestreich zum Frieden zu bewegen. So konnte denn der fast auf's Aeußerste gebrachte König wieder freier athmen und der Zukunft getroster entgegen sehen. Er brach mit dem Vorsatze, Schweidnitz zu erobern, aus seinen Winterquartieren auf. Die Oestreicher schienen fest entschlossen, diese wichtige Festung zu behaupten, und selbst die Belagerung derselben auf's kräftigste abzuwehren. Der Feldmarschall Daun hatte zu dem Ende auf vortheilhaften Anhöhen im Gebirge, in der Gegend von Burkersdorf, ein festes Lager bezogen, und wenn es nicht gelang, ihn aus diesem Lager zu vertreiben, so war es unmöglich, Schweidnitz zu belagern. Friedrich beschloß daher die Erstürmung des östreichischen Lagers, und der Generalmajor von Möllendorf, dessen Kriegstalent sich zuerst bei Torgau erprobt hatte, wurde zu diesem kühnen Unternehmen bestimmt. Hier zeigte sich die Tapferkeit und die Taktik der Preußen wieder auf's glänzendste.

Innerhalb vier Stunden wurden die Höhen im Angesicht des russischen und königlichen Heeres am 21. Julius von der Brigade Möllendorfs erstürmt, und das Lager mit allen seinen Befestigungen genommen.

Der glückliche Ausgang dieses kühnen Unternehmens war für Friedrich um so wichtiger, da er leider seinen neuen Bundesgenossen schon wieder verloren hatte. Peter der Dritte ward am 9. Juli entthront, und die neue Regentinn, Katharina die Zweite, hatte bereits dem General Czernitscheff Befehl gegeben, mit seinem Hülfskorps das preußische Heer zu verlassen. Der edle General, durch Friedrichs Größe gefesselt, wagte es, die Befolgung dieses Befehls noch um einen Tag hinauszuschieben, und dem Ausgange des Gefechts bei Burkersdorf beizuwohnen.

Durch den Abmarsch der Russen wurde die freundschaftliche Verbindung, welche die preußischen Feldherren und Offiziere mit den russischen geschlossen hatten, nicht aufgelöst, und die traurigen Folgen, welche man fürchtete, wandte die Vorsehung gnädig ab. Daher konnte der König die Belagerung von Schweidnitz mit großer Zuversicht unternehmen. Er befehligte, abwechselnd mit Zieten, die eine Hälfte der Armee, welche die Belagerung decken mußte. Daun stand auf den Höhen von Langenbiela in einer drohenden Stellung, aber der König hatte seine Maßregeln genommen, und sowohl die Gebirgspässe, als die steilsten Bergketten mit Verschanzungen und Verhauen aller Art besetzt. Daun hatte mit großer Klugheit seinen Angriffsplan entworfen und angeordnet.

Das bei Reichenbach stehende preußische Korps wurde am 16. August von allen Seiten auf's heftigste angegriffen, und das hitzige Gefecht hätte beinahe für die Preußen eine unglückliche Wendung genommen, weil ein

General der Kavallerie den erhaltenen Befehl nicht befolgte, wenn Zietens Wachsamkeit nicht noch zu rechter Zeit vorgebeugt, und den Fehler wieder gut gemacht hätte, den dieser unkluge General beging. So endigte sich denn dieß Gefecht mit dem Rückzuge aller feindlichen Korps, und dieser Sieg, welcher besonders den Anstrengungen des Herzogs von Bevern zuzuschreiben war, deckte die Belagerung von Schweidnitz völlig; die Feinde wagten weiter keinen Versuch, die Festung zu entsetzen, und sie ergab sich am 9. Oktober mit einer Besatzung von 11,000 Mann durch Kapitulation dem Könige, der zugleich durch einen glänzenden Sieg erfreut wurde, welchen sein Bruder, der Prinz Heinrich, am 29. Oktober bei Freiburg über die Reichsarmee erfochten hatte. Auch am Rhein hatten die Verbündeten Preußens unter den fürstlichen Helden Ferdinand, Karl und Friedrich von Braunschweig gesiegt, und diese Erfolge mußten endlich den so lange schon ersehnten Frieden herbeiführen. Er wurde am 15. Februar 1763 zu Hubertsburg geschlossen.

Zieten ging aus diesen blutigen Kämpfen mit dem belohnenden Bewußtseyn hervor, daß er nicht bloß den Ruhm des unerschütterlichen und entschlossenen, sondern auch den höheren des christlichen Helden errungen, und daß er als ein vorzügliches Werkzeug der Vorsehung zur Errettung und Erhebung Preußens einen bedeutenden Antheil an dem glänzenden Erfolge habe, welcher den Rang und die Selbstständigkeit des preußischen Staates auf immer sicherte. Ohne seine Wachsamkeit, Pünktlichkeit und Geistesgegenwart würden sehr oft alle Anstrengungen der Tapferkeit vergeblich gewesen seyn, und wäre sein Muth wie sein Vertrauen nicht unerschütterlich gewesen, so würde des Königs Muth sich nicht so kräftig nach jedem

Schlage des Unglücks aufgerichtet haben. Dieß erkannte der große König mit einer Dankbarkeit, die sich 26 Jahre hindurch bewährt hat, und durch Auszeichnungen, welche ein solcher König nur dem höchsten Verdienst zugestehen konnte. Dazu gehört die Theilnahme, welche der König ihm zu erkennen gab, als er noch im 65sten Lebensjahre sich zu einer zweiten Heirath entschloß. Er überschickte ihm mit einem sehr gnädigen Schreiben einen kostbaren Ring, und als der Greis ein Jahr nachher durch die Geburt eines Sohnes erfreuet wurde, erfüllte der König das Versprechen, das er ihm bei seiner Verheirathung gegeben hatte, und erschien zur Taufe, nachdem er vorher bei der Parole den Neugeborenen zum wirklichen Kornet bei dem Zietenschen Husarenregimente ernannt hatte. Er ließ dem Knaben auch regelmäßig den Sold aus seiner Chatoulle zahlen.

Noch als 76jähriger Greis erschien Zieten im J. 1775 bei einer großen Revüe, und zeigte jugendliche Thätigkeit, doch zum letzten Male. Zwar fühlte er sich tief gekränkt, als der König bei der Eröffnung des baierschen Erbfolgekrieges ihn, den 79jährigen Greis, zurückließ, und machte Versuche, den Beschluß des Königs zu verändern, doch fügte er sich endlich ohne Murren. Als im folgenden Jahre das Heer zurückkehrte, ritt er seinem Regiment entgegen, und versicherte frohlockend, er habe es schöner wiedergefunden, als es ausgerückt sei. Von seinem geliebten Könige als alter Freund herzlich umarmt, fehlte in diesem Augenblicke nichts, um ihn zu dem Glückseligsten zu machen. Auch blieb diese Glückseligkeit des gefühlvollen Greises ungestört, bis die Sonne seines Lebens unterging. Sein geliebtes Wustrau verschönerte er mit dem lebendigsten Eifer, ohne jemals ängstlich zu berechnen, ob der Ertrag den aufgewandten Kosten entsprechen

würde. Noch in seinem achtzigsten Jahre unternahm er den längst beschlossenen Neubau des Kirchthurms, in der festen Ueberzeugung, daß er die Vollendung noch erleben werde.

Sehr glücklich fühlte er sich auch als Vater und Gatte, und in der zarten Aufmerksamkeit für seine Gattinn blieb er sich immer gleich. In seiner innigen Zärtlichkeit rief er einst aus: »Wen der Herr lieb hat, dem giebt er so ein Weib, wie Du mir bist!« Immer mit dem Gegenwärtigen zufrieden, hörte man ihn nie klagen, daß die Zeiten sich verschlimmert hätten. Seine Seele blieb auch im spätesten Alter so stark, und sein Geist so lebendig, daß er mit eben der Unbefangenheit und Schärfe, wie sonst, urtheilte, und für alles Gute und Erfreuliche empfänglich blieb. Berlin besuchte er, auch während seines Sommeraufenthaltes in Wustrau, gewöhnlich alle Monate einmal, wenn er das Verlangen fühlte, sein geliebtes Regiment zu sehen. Man sahe ihn nie froher, als wenn seine Tafel mit Offizieren besetzt war.

Wenn der König nach Berlin kam, und Zieten zur Parole auf dem Schlosse erschien, so umarmte ihn Friedrich auf's herzlichste, und äußerte ihm seine Theilnahme. War der König im Winter im Exercierhause gewesen, so fuhr er allemal von dort zu Zieten, und litt nie, daß ihn der Greis beim Weggehen begleitete.

Nichts ging dem grauen Helden so sehr zu Herzen, als wenn er zuweilen durch Kränklichkeit gezwungen war, die Revüe- und Manövertage in Berlin und Potsdam zu versäumen. Zieten war über 80 Jahr alt, als er noch am frühen Morgen dem Könige bei einer Specialrevüe sein Regiment selbst vorführte. Kaum erblickte der König den Greis, als er sogleich vom Pferde stieg, und ihm das herzlichste Bedauern wegen dieser Anstrengung

äußerte. Aber im ganzen Regiment erregte es die freudigste Rührung, als der Greis mit Jugendkraft an der Spitze desselben ritt, und sein Gesicht von Freude strahlte.

Noch ein anderer Auftritt dieser Art verdient aufbewahrt zu werden. Der 86jährige Zieten war, seiner Hinfälligkeit ungeachtet, im Winter 1785 noch einmal auf dem Schlosse zur Parole erschienen, nachdem er den König seit sechs Monaten nicht gesehen hatte. Schon hatte der König seine Befehle ertheilt, als er den alten Zieten gewahr ward, der entfernt mitten unter den übrigen Offizieren stand, und seinen Sohn, den Lieutenant, bei sich hatte. Ueberrascht durch diesen Anblick, eilte er mit dem Ausruf auf ihn zu: »da ist ja mein alter Zieten!« und als der Greis auf des Königs Befragen über die Abnahme seiner Kräfte klagte, ließ der König einen Lehnstuhl bringen, und drang darauf, daß Zieten sich setzen mußte. »Setz' Er sich, alter Vater, setz' Er sich, sagte der Monarch, sonst gehe ich weg; denn ich will Ihm durchaus nicht zur Last fallen.« Und so stand Friedrich vor dem sitzenden Greise, unterredete sich einige Minuten mit ihm, und sagte ihm dann ein herzliches Lebewohl; es war das letzte. Der berühmte Chodowiecki zeichnete und stach diese Scene, und sie fand selbst im Auslande viele Käufer.

Jetzt aber neigte sich Zietens Lebenssonne zu ihrem Untergange, nachdem er sein 87stes Lebensjahr noch nicht vollendet hatte. Er war noch am 25. Januar mit seiner Gemahlinn in Berlin spazieren gefahren, und befand sich so wohl, daß er noch von einer kleinen Reise nach Wustrau und einer Besuchsreise sprach, auch den Abend noch im Familienkreise heiter scherzte; aber bei dem Abendessen klagte er auf einmal laut, daß ihm nicht wohl zu Muthe sei, und obgleich die genommene Arznei ihm wohl-

that, erwachte er doch in der Nacht gegen vier Uhr, um schnell hinüberzugehn. Er sank entseelt in die Arme des schnell herbeigerufenen treuen Kammerdieners, ohne im Sterben die Bitterkeit des Todes zu empfinden. Ohne Aufsehn wurde der Leichnam nach Wustrau in ein Familienbegräbniß gebracht. In der Kirche des Dorfes errichtete ihm die Familie ein würdiges Denkmal. Eine Tafel von schwarzem Marmor enthält folgende Aufschrift:

Mit Friedrich lebt Er
Im Jahrbuch der Geschichte,
Bewundert als Held, geliebt als
Mensch und Christ.
Glücklich waren durch Ihn
Die weinend dies Denkmal Ihm setzten:
Gattinn und Kinder.

Der König äußerte der Wittwe in einem Schreiben vom 28. Januar auf eine sehr herzliche Weise sein Bedauern, und bald darauf durch ein Geschenk von zehntausend Thalern seine besondere Gnade. Der Monarch, selbst seinem Ziele ganz nahe, unterließ dennoch nichts, was er dem Andenken seines ausgezeichneten Feldherrn schuldig war. Doch erst unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten ward ihm ein öffentliches Denkmal gesetzt. Sein Standbild in Marmor, von Schadow gearbeitet, schmückt seit 1794, umgeben von den Standbildern der Helden v. Winterfeld, v. Schwerin, v. Seidlitz und v. Keith, und des Fürsten von Dessau, den Wilhelmsplatz in Berlin. Mit übereinandergeschlagenen Beinen, in der Husarenuniform und Husarenmütze steht Zieten, mit der linken Hand auf den Säbel gestützt, mit der rechten Hand am Kinn, in der Stellung des Nachsinnenden, und nicht

nur durch die große Aehnlichkeit der Gesichtszüge, sondern durch die ganze Art der Ausführung ist das Bild ein Meisterstück. Es hat die Inschrift:

Hans Joachim von Zieten
General der Kavallerie
diente von 1714 bis 1786
unter
Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II.
Ihm errichtet
von
Friedrich Wilhelm II.

Fürst Blücher von Wahlstadt.

Gebhard Leberecht von Blücher wurde geboren den 16. Dezember 1742. Sein Vater, ehemals Rittmeister im Dienste des Landgrafen von Hessen-Kassel, war schon seit längerer Zeit auf sein kleines Erbgut Groß-Rensow nach Mecklenburg heimgekehrt, wo er als Landedelmann lebte. Seine Mutter, eine geborne von Zülow, gleichfalls mecklenburgischen Geschlechts, hatte sich für eine Zeit nach Rostock begeben, um während der Unruhen, welche zwischen den Landesfürsten und der Ritterschaft schon ein halbes Jahrhundert fortdauerten, und das ganze Land in blutigen und verwüstenden Kriegesjammer stürzten, in jener bedeutenden Stadt sicherer zu seyn. So wurde Rostock der Geburtsort Blüchers. Von der früheren Erziehung des Knaben wird uns nichts gemeldet. Die Eltern zogen wieder auf das Land, sobald die Ruhe hergestellt war, und wohnten im Dorfe Rastow, als neue Störungen eintraten. Im Jahre 1756 nämlich begann der siebenjährige Krieg Friedrichs des Großen gegen seine verbundenen Feinde, und das Herzogthum Mecklenburg konnte in solcher Nähe sich den Folgen dieser Erschütterung keineswegs entziehen. Unter solchen Umständen erschien es den Eltern als eine Erleichte-

rung, ihre beiden Söhne, den nur vierzehnjährigen Gebhard Leberecht nebst seinem älteren Bruder Ulrich Siegfried, nach der Insel Rügen zu schicken, wo sie bei ihrer Schwester, die mit einem Herrn von Krackwitz verheirathet war, den angemessensten Aufenthalt fanden. Doch scheint auch hier von Unterricht und Erziehung kaum die Rede gewesen. Sinn und Gemüth durften sich desto freier in den unmittelbaren Lebenseindrücken entwikkeln, welche die Umgebung in mannigfachen Gegenständen reichlich darbot. Die Landwirthschaft, mit und in welcher die Tage sich bewegten, gab in diesem wichtigen Zweige künftiger Thätigkeit frühzeitige Erfahrung und Gewohnheit. Im Felde die Uebung zu Rosse, auf den Meereswellen mit Nachen und Ruder, am Felsenufer zu Fuß die kühnsten Wagnisse, entsprachen der Regsamkeit ungebändigter Jugend, und Geschick und Muth knüpften mit der Verwegenheit hier früh den unzertrennlichen Bund. Die ungefüge Wildheit der Jünglinge empfing schwerlich Lob in allen Ausbrüchen ihrer mannigfachen Wendungen; allein die Jugend nährt in ungebilligten Bahnen oft nur die Kraft für künftig hochgepriesene, und hegt in Rohheit wie in Bildung für widersprechende Richtungen die unentschiedenen Anlagen, aus welchen dann Wille und Schicksal den guten Kern zu Tage bringen müssen, welches doch selten ganz unvermischt geschehen mag!

Die Kriegesunruhen, welchen die Jünglinge durch den Aufenthalt auf Rügen entgehen sollten, wußten auch bald von dorther dieselben in ihre Bewegung zu reißen. Schweden hatte sich, unter dem Vorwande der Gewährleistung des westphälischen Friedens, den Feinden des Königs von Preußen beigesellt; schwedische Truppen versammelten sich in Pommern, und erschienen theilweise auf Rügen. Der Anblick der Husaren des jetzigen Regiments

Mörner machte auf die beiden Brüder einen unwiderstehlichen Eindruck, die Neigung zum Kriegsdienst erwachte mit Leidenschaft. Schwager und Schwester wirkten durch ihre Vorstellungen vergebens diesem Trieb entgegen; da deren Einwilligung nicht zu erlangen war, so verließen ohne dieselbe beide Brüder das Haus, eilten zu den nächsten Husaren, und erlangten durch ihre Bitten bei dem Rittmeister, der die Abtheilung befehligte, daß er sie vorläufig bei den Truppen behielt. Auf erhaltene Anzeige eilte Herr von Krackwitz herbei, und wollte die Jünglinge zurückholen, allein er fand Beide in ihrem Sinne so beharrlich, in ihren Erklärungen so fest, daß er wohl einsehen mußte, hier sei nichts auszurichten, und demnach ihrer Wahl seine Zustimmung, welche die der Eltern vertreten konnte, nicht länger verweigerte. So traten denn beide Blücher als Junker in den schwedischen Reiterdienst förmlich ein. Die Schweden hatten indeß während dieses Krieges im Felde nur eine geringe Bedeutung; ihre Macht war gesunken, ihren Waffen wenig Ruhm vergönnt; nur beschränkte Verhältnisse ließ den Aufstrebenden in diesem Kreise die Zukunft offen. Der Zufall hatte diesen ersten Schritt bedingt, das jugendliche Herz hing am Kriegswesen, ohne noch wählen und entscheiden zu können zwischen den einander entgegenstehenden Kampfesseiten. Ein zweiter Zufall, den Fehltritt des ersten ausgleichend, raffte den jüngern Blücher von diesem Abwege seines Geschickes früh auf die rechte Bahn hinüber, auf welcher dasselbe später ihm eine Weltbühne seiner Heldenbestimmung zu eröffnen dachte. Die Schweden, von Friedrich dem Großen im Kampfe mit seinen bedeutendern Feinden weniger beachtet, streiften fast ungehindert bis in die Mark Brandenburg. Blücher ritt bei aller Gelegenheit mit zum Plänkeln vor, und unterließ nicht,

die preußischen Husaren, welche gegenüber standen, durch übermüthiges Toben und Schimpfen herauszufordern. Die alten Krieger lachten des höhnenden Knaben; einsmals aber, bei Suckow an der Ucker, als eine schwedische Parthei mit einer preußischen nachtheilig in Kampf gerathen, rief ihm ein Husar vom Regimente Belling, ein geborner Oestreicher, Namens Pfennig, in seiner Mundart drohend zu: »Wart' nur Bübel: werd' di schon schlachte,« und sprengte auf ihn ein; die Schweden waren im Weichen, Blüchers Pferd, von einer Kugel getroffen, stürzte, und sein Verfolger nahm ihn ohne Mühe gefangen, hob ihn vor sich auf's Pferd, und brachte ihn so zu dem Obersten von Belling. Dieser, angezogen von der muntern Weise des wohlgebildeten Jünglings, behielt ihn bei sich, und gewann dessen Neigung für den preußischen Dienst. Er wollte ihn gleich zum Kornet machen, allein Blücher, der sein Ehrenwort gegeben, nicht ohne Auswechselung die Preußen zu verlassen, wollte eben so wenig ohne gehörige Entlassung sich von den Schweden lossagen, und keine Lockung und keine Zureden machten ihn hierin wanken. Ein Jahr verging auf diese Weise, ohne daß seine Lage sich änderte, für welche endlich ein besonderer Umstand unvermuthet Entscheidung brachte. Bei einem Scharmützel gerieth ein schwedischer Lieutenant, der ehemals aus preußischen Diensten heimlich entwichen war, in Gefangenschaft, wurde erkannt, und nach Kriegesrecht zum Tode verurtheilt; die Schweden aber wünschten ihn zu retten, und traten deshalb mit dem Obersten von Belling in Unterhandlung; dieser benutzte die Gelegenheit, und erhielt vom Könige die Erlaubniß, für die Zurücklieferung des Verurtheilten den Abschied Blüchers von den Schweden zu begehren. Der Tausch wurde vollzogen, und der jetzt siebenzehnjährige Blücher trat nun ohne Hinderniß

und mit großen Freuden als Fahnenjunker in das schwarze Husarenregiment. Im Jahre 1760 den 20. September wurde er Kornet. Der Oberst von Belling kaufte für ihn die Feldrüstung eines gefallenen Offiziers, und machte ihn zu seinem Adjutanten. Im Januar des folgenden Jahres stieg Blücher zum Sekondelieutenant, und schon im Juli zum Premierlieutenant auf.

Er kämpfte nunmehr an Bellings Seite, der, zum General befördert, mit seinem Regimente bald zur Theilnahme an den größeren Kriegsereignissen berufen wurde, in den letzten Feldzügen des siebenjährigen Krieges als preußischer Husarenoffizier gegen die Russen und Oestreicher eifrigst mit; insbesondre wohnte er der mörderischen Schlacht von Kunersdorf, und später der Schlacht von Freiberg mit ausgezeichneter Tapferkeit bei; in der letztern wurde er durch einen Splitter, den eine Kanonenkugel losgerissen, am Fuß verwundet, in Leipzig aber, wohin er gebracht wurde, bald wieder geheilt. Gleich nach seiner Genesung hatte er hier einen Zweikampf, worin er seinem Gegner, einem Hauptmann Schulz, den Degen zerschlug. Auch bei andern Vorfällen der Art, die sich häufig ereigneten — denn seine Wildheit ließ es nicht an Streit und Ungebühr fehlen, und sein tapfrer Uebermuth war immer gleich mit der Fuchtel bei der Hand — blieb er stets im Vortheil. Da er aber einst den General von Belling, der ihm wegen Dienstvergehen harte Worte gesagt hatte, dafür herausfordern wollte, wurde er deshalb noch als Lieutenant von dessen Schwadron weg zu der des Majors von Podscharli versetzt, eines eben so strengen als wohlwollenden Mannes, welchen Blücher noch in den spätesten Jahren als seinen vorzüglichsten Lehrer im Dienst rühmte, dem er, nächst Belling, alle seine Kenntniß in diesem Fache zu verdanken habe. Auch die-

ses Mannes Zuneigung erwarb er sich bald, so wie gleicherweise seine meisten Kameraden ihm Freunde waren, obgleich er durch Ungestüm und Leichtsinn sowohl diesen, als seinem Vorgesetzten, nicht selten Ursache zur Unzufriedenheit gab. Die vieljährige Waffenruhe, welche mit dem Frieden von Hubertsburg im Jahre 1763 anhob, und für die Truppen nur durch die gewöhnlichen Uebungen und Besichtigungen unterbrochen wurde, ließ den jugendlichen Thatendrang die gesetzten Schranken nur desto ungeduldiger empfinden.

Blücher, der am 3. März 1771 Stabsrittmeister geworden, war jetzt in diesem Range zum ältesten hinaufgerückt, und hatte daher ein herkömmliches Anrecht auf die zunächst erledigte Schwadron. Diese wurde nun aber, als der Fall eintrat, nicht ihm, sondern einem Rittmeister von Jägersfeld ertheilt, der im Dienste jünger war. Blücher empfand diese Zurücksetzung mit heißem Unwillen, und äußerte ihn so unvorsichtig, selbst in einem Schreiben an den König, daß dieser seine Verhaftung befahl, und ihm nach neunmonatlichem Arrest den geforderten Abschied gab. Dieß geschah 1773, und so büßte denn Blücher durch unwillkommene Ruhe für die Verletzung des Gehorsams. Dennoch heirathete er gerade in dieser Zeit getrost seine Verlobte, eine Polin von großer Anmuth und Zierlichkeit, und fing an, die Landwirthschaft zu treiben, bei welcher er bald so viel erwarb, daß er ein Gut in Pommern ankaufen konnte. Hier betrieb er die Landwirthschaft mit großem Eifer, und galt für ein Muster von Einsicht und Betriebsamkeit, wurde Ritterschaftsrath, und bekam hiedurch Gelegenheit, des Königs Aufmerksamkeit für sich zu gewinnen, der ihm ansehnliche Geldsummen gab, anfangs ohne Zinsen als Darlehn, und sie ihm nachher zum Geschenk machte, so daß es schien,

er habe dem fortgeschickten Rittmeister seine ganze Gnade wieder zugewandt, seitdem ein braver Landwirth und thätiger Ritterschaftsrath aus ihm geworden war. Funfzehn Jahre vergingen bei solcher Thätigkeit rasch genug, aber sie konnten den Kriegsgeist nicht unterdrücken, der sich immer wieder regte, und der selbst durch das Glück seiner Ehe, und die Freude an sechs blühenden Kindern nicht überwältigt werden konnte.

Erst bei dem Tode Friedrichs des Großen, 1786, öffnete sich wieder für ihn die Bahn der kriegerischen Thätigkeit, und dießmal konnten die Bitten und Einwendungen seiner Gattinn, die ihn so oft zurückgehalten hatte, nichts mehr ausrichten, er reiste mit dem festen Entschlusse nach Berlin, wieder Anstellung bei dem Heere zu suchen, und kehrte mit den besten Aussichten zurück.

Bei der nächsten Truppenschau daselbst fand er sich ein, zeigte sich als kühner Reiter, und ganz vertraut mit den kriegerischen Bewegungen, wurde dem Könige Friedrich Wilhelm II. bemerklich gemacht, herzugerufen, und konnte nun selbst seine Bitte vortragen, die sehr gnädig bewilligt wurde. Dem Könige gefiel Blüchers ganzes Wesen, er glaubte bei ihm, wie bei so manchen Andern, die Härte der vorigen Regierung vergüten zu müssen, und mit Bischoffswerders einflußreichem Zuthun stellte er jenen in demselben schwarzen Husarenregimente, das er als Stabsrittmeister verlassen, in dem Range wieder an, den er, falls er ohne Unterbrechung fortgedient hätte, jetzt erreicht haben würde.

Blücher trat demnach im Jahre 1787 am 23. März als Major in das Regiment wieder ein, und trieb nun wieder sein früheres Wesen im lustigen Leben fort, durch den Wechsel des Spieles gewöhnt, Geld für nichts zu achten, sich selbst und seinem Säbel vertrauend. Nicht

lange nachher starb seine Gattinn. Ihm selbst gab eine kriegerische Bewegung des Heeres bald volle Beschäftigung. Im September des Jahres 1787 rückten 20,000 Mann preußischer Truppen unter Anführung des Herzogs von Braunschweig in Holland ein, um das Haus Oranien daselbst gegen die Volksparthei zu schützen. Blücher befand sich bei der Truppenabtheilung, welche unter dem Befehle des Generals von Göcking die Provinz Ober-Yssel besetzte; zu kriegerischen Thaten aber gab die schnelle Wandlung der Dinge, da dem Erscheinen der Preußen nur schwacher Widerstand geleistet wurde, hier keine Gelegenheit. Indeß fehlte für Blücher doch nicht der Anlaß, sich in diesem Kriegszuge als tüchtiger Offizier mehr und mehr bekannt zu machen; seiner Gewandheit und Entschlossenheit lernte man vieles zutrauen. Auch eröffneten sich ihm neue Beförderungen; am 3. Juni 1788 wurde er zum Oberstlieutenant, im folgenden Jahre bei einer Truppenschau zum Ritter des Ordens pour le mérite, und am 20. August 1790 endlich zum Obersten und Befehlshaber desselben Regiments ernannt, in welchem er bis dahin gedient hatte.

Die Begebenheiten, in deren späterem Verlaufe Blüchers Name zu dem höchsten Feldherrnruhme emporgetragen werden sollte, nahmen ihren Anfang; fürerst indeß war ihm darin nur eine vorübende, untergeordnete Rolle zugedacht. Die französische Revolution, im Jahre 1789 unter anfangs glückverheißenden Zeichen begonnen, erhielt alsbald eine Richtung, welche den Mächten Europa's mehr und mehr den vielfachsten Antrieb gab, durch kriegerische Dazwischenkunft jenen Ereignissen Einhalt zu thun. Schon im August des Jahres 1791 hatten der Kaiser Leopold II., der König von Preußen Friedrich Wilhelm II. und der Kurfürst von Sachsen Friedrich August,

gust, bei ihrer Zusammenkunft in Pillnitz, sich zu gemeinsamen Maßregeln verbündet. Die wachsende Bedrängniß und Gefahr der königlichen Familie in Paris gab den Erwägungen der Staatsklugheit schnellere Entscheidung, und im Sommer des Jahres **1792** kam der Krieg zum Ausbruch. Im August rückten die vereinigten Heere Oestreichs und Preußens, begleitet von einer Schaar französischer Ausgewanderten, unter dem Oberbefehl des regierenden Herzogs von Braunschweig, in Frankreich ein. Der Erfolg entsprach nicht der Erwartung: weder das berühmte Manifest des Herzogs, noch seine Kriegsbewegungen wirkten in dem gehofften Sinne; ein unglücklicher Rückzug aus der Champagne war der Anfang einer Reihe von Begebenheiten, die sich über drei Jahrzehende, in wenig unterbrochener Folge, und fast immer in derselben Richtung, reißend entwickelten. Blücher kam mit einem Theile, — dem sogenannten ersten Bataillon, — des ehemals Bellingschen, jetzt Golzischen Husaren-Regiments, erst im Februar **1793** zu der längs des Rheins vertheilten Heeresmacht, die sich zu neuen Unternehmungen bereitete. Er stieß zu den preußischen Truppen, welche unter dem Befehle des Herzogs Friedrich von Braunschweig-Oels am Niederrhein mit den östreichischen unter dem General Latour vereinigt standen.

Blücher hielt über diesen Feldzug ein Tagebuch, welches durch historische Treue ausgezeichnet, und überaus lehrreich war.

Die Verbündeten rückten alsbald weiter gegen Holland hinab, nahmen Breda und Antwerpen durch Vertrag, und zogen darauf in das französische Flandern ein. Die Preußen, jetzt von dem General von Knobelsdorf befehligt, standen mit dem östreichischen Heere des Prinzen von Koburg und den englischen Truppen des Herzogs von

York vereinigt, allein diese gesammte Macht entsprach im Felde nicht den Erwartungen, zu welchen ihre Art und Stärke wohl berechtigen durfte. Den Muth und die Kriegskunde der Truppen und ihrer nächsten Anführer gaben einzelne Gefechte ruhmvoll kund, das Ganze der Feldzüge gewährte, trotz vorübergehender einzelner Erfolge, keine Befriedigung. Blücher versäumte keine Gelegenheit, sich mit seinen Husaren hervorzuthun; sein entschlossener Muth und seine zweckmäßigen Anstalten dienten gleicherweise zum Muster. Er gewöhnte seine Leute an jede Gefahr, lehrte sie den eigenen Entschluß höher schätzen, als die Zahl des Feindes, auf Reiterei und Fußvolk unbedenklich anstürmen, und auch das Feuer aus dem schweren Geschütz nicht sonderlich achten. Er selbst gerieth mehrmals in Lebensgefahr; bei Lille, als er, im eiligen Rückzuge vor überlegener französischer Reiterei, mit einem französischen Offizier bei schon einbrechender Dunkelheit handgemein geworden, hieb er den Feind nieder, und nahm dessen Pferd als Beute mit davon. Bei aller Verwegenheit seines freudigen Muthes blieb ihm doch eigentliche Tollkühnheit fern; umsichtige Beurtheilung und kluge Sorgfalt begleiteten ihn zu jedem Unternehmen. Die Verbündeten hatten im April ein Lager bei Dornick bezogen, um den Feind, während sie die Festungen Condé und Valenciennes angriffen, vom Entsatz derselben abzuhalten; die Franzosen ihrerseits blieben nicht ruhig, täglich gab es blutige Gefechte; man schlug sich am 1. Mai heftig im Vicogner Walde, wobei Blücher nicht fehlte; der Feind griff am 7. die ganze Stellung der Preußen bei St. Amand ungestüm an, und zog nur dann wieder eiligst zurück, als Blücher mit 2 Schwadronen, 2 Geschützen, einem Grenadierbataillon und einigen Kompagnieen Kroaten durch eine geschickte und rasche Bewegung ihm in die Seite fiel.

Sein ausgezeichnetes Verdienst wurde von den Heerführern wie von den Truppen immer lebhafter anerkannt, und selbst bei dem Feinde gewann sein Name schon einige Berühmtheit. Sein muntrer und dabei gelassener Sinn, sein kräftiger Wille, und seine schwer zu überlistende Klugheit zeigten den Mann, dessen Führung man getrost vertrauen durfte. Das Menschliche ging stets bei ihm voran, und weder vorgefaßte Meinung, noch irgend eine Rücksicht konnte dessen Wirkung in ihm unterdrücken. Als ein französischer Oberst gleich nach einem hitzigen Gefecht, in welchem er gefangen genommen worden, an seinen Wunden starb, ließ Blücher ihn durch einen Geistlichen zur Erde bestatten, strafte mit einigen Schlägen den Tischler, der den Sarg zu schlecht und zu klein gemacht hatte, und wohnte mit allen seinen Offizieren dem Leichenbegängnisse bei, zum großen Erstaunen der französischen Einwohner, welche für einen geächteten Sansculotten keine solche Theilnahme und Ehrenbezeigung von Seiten der Preußen erwartet hatten.

Am 4. Juli wurde der General von der Golz auf einer von ihm unternommenen Erkundung des Feindes bei Bouviers tödtlich verwundet, und Blücher ersetzte ihn im Oberbefehl über die Vorposten des rechten Flügels. Er faßte sogleich den Vorsatz, den Tod seines braven Generals zu rächen, und die Gelegenheit dazu blieb nicht lange aus. Die Preußen wurden in ihrem Lager jeden frühen Morgen durch französische Plänkler beunruhigt, und waren dieser Plage längst überdrüssig. Durch Kundschafter wurde hinterbracht, daß der Feind den nächsten Tag zahlreicher anrücken werde, um eine der preußischen Streifschaaren, welche gegen jene Plänkler auszogen, zu überfallen. Blücher beschloß, den Franzosen zuvorzukommen, und ihnen einen guten Streich zu versetzen.

»Den 25. Juli, erzählt er, ging ich in der Nacht mit 200 Husaren, einer Schwadron Kaiserlicher Kürassiere, und 600 Mann Infanterie, auch 60 Jägern, über die Marque. Ich schickte 300 Mann Infanterie, sobald die Marque passirt war, rechts am Strome hinauf, bis sie mit dem Dorfe Sainghin gleiche Linie hatten, befahl ihnen, sich in dem Gesträuch versteckt zu halten, bis ich durch Trompeter und Tambour das Zeichen zum Angriff gäbe, worauf sie mit gefälltem Bajonnet in Sainghin eindringen und den Kirchhof besetzen sollten; 200 Mann Infanterie legte ich links in dem Dorfe am Windmühlenberge im hohen Getreide nieder, mit dem Befehle, auf ein gegebenes Zeichen das Dorf von dieser Seite zu stürmen, die Kavallerie verbarg ich hinter einige Höfe, und befahl ihr, das Dorf gleich links zu umgehen. Der Kaiserliche Oberst, Graf von Hohenzollern, begleitete mich bei diesem Unternehmen, befahl aber seinem Rittmeister, meine Ordres zu befolgen, weil er nur als Zuschauer da wäre; ich selbst ritt nun in unsere Schanze, die erhöht lag, und von wo man alles übersehen konnte; ich hatte 4 Tambours und 4 Trompeter zu mir genommen. Mit Tagesanbruch kam der Feind wie gewöhnlich heranmarschirt, meine Infanterie war zu ungeduldig und feuerte, der Feind machte Halt. Ich gab sogleich den Befehl, und nun wurde alles, was ich befohlen, auf's genaueste ausgeführt. Ich eilte vorzukommen, um den Feind zu übersehen, stürzte mit dem Pferde, kam aber doch zu rechter Zeit, und wunderte mich nicht wenig, als ich den braven Grafen von Hohenzollern mit aufgenommenem Gewehr vor seinen Kürassieren sah. »Blücher, rief er mir zu, ich will nicht mit kommandiren, aber mit arbeiten!« In selbigem Augenblick wurde ich gewahr, daß meine Husaren die feindliche Kavallerie verfolgten, und

die Infanterie überflügelten, ich eilte heranzukommen, meine Husaren hieben alles zusammen. Ich sprengte bei einer Windmühle vorbei, eine Kugel fuhr mir vor dem Gesichte vorüber, der Graf Golz wurde gewahr, daß der Dampf aus der Windmühle kam, in der sich ein Franzose versteckt hatte. Wir machten 4 Offiziere, 95 Gemeine und 40 Pferde gefangen, der Ueberrest wurde niedergehauen, und es entkam von der Infanterie kein Mann.« Die täglichen Neckereien unterblieben hierauf eine Zeit lang. Am 14. August wiederholte Blücher in derselben Gegend ein solches Unternehmen, das nicht weniger glücklich ausschlug.

Am 30. November erfolgte die Schlacht von Moorlautern, in welcher Blücher mit seinen Husaren einen eben so kühnen als wohlberechneten Angriff machte, und nicht wenig zu dem glücklichen Ausgange beitrug. Die Franzosen wurden auf allen Punkten zurückgeschlagen, und verloren über 6000 Mann.

Da der Herzog erwartete, daß die Franzosen ihren Versuch, Landau zu befreien, erneuern würden, so erhielt Blücher den Auftrag, genaue Nachrichten über des Feindes Stärke und Bewegungen einzuziehen. Er setzte sich an die Spitze einer treuen Reiterschaar, und drang von Ramstein ungehindert bis gegen Zweibrücken vor. »Ich ließ 50 Pferde in die Stadt hineinsprengen, so erzählt er, es waren einige Franzosen da, sie flohen eiligst davon. Ich fand alle Weinkeller in Zweibrücken mit französischen Nationalsiegeln belegt und als ein Eigenthum der Nation erklärt. Die Bürger wagten es nicht, die Siegel anzurühren, weil sie besorgt waren, daß die Franzosen es rügen würden; ich ließ daher durch meinen Adjutanten sämmtliche Siegel abreißen, und einem Jeden sein Eigenthum wiedergeben, zugleich rieth ich den Ein-

wohnern, zu sagen, daß ich alles mit fortgenommen hätte. Die vergnügten Bürger luden nun mit größter Eilfertigkeit auf, und fuhren damit ab. Um ihnen zu diesem Geschäft Zeit zu geben, blieb ich noch zwei Stunden bei Zweibrücken, und attakirte die feindlichen Vorposten. Alsdann zog ich bis Martinshöhe zurück, und nachdem ich hier noch sichere Nachrichten eingezogen hatte, machte ich dem Herzoge einen ausführlichen Rapport, worin ich meldete, daß die Sage von den Absichten des Feindes auf uns ganz ohne Grund sey, daß er sich vielmehr vor unserem Hinüberkommen fürchte, und weit entfernt sey, sich noch eine Züchtigung bei Kaiserslautern zu holen.« Blüchers besonders volksgemäße Sinnesart, die später für sein Wirken und für seinen Ruhm so entscheidend wurde, ist in diesem Verfahren mit den Weinen von Zweibrücken ganz ausgedrückt; außer dem wirklichen Vortheil, den Einige unmittelbar davon zogen, hatten von solchem Streich Alle Vergnügen, die nur davon hörten, weit umher im Volke und bei den Truppen selbst, welchen dergleichen Vorgänge stets zu Lust und Ruhm gereichen.

Der Herzog von Braunschweig hatte schon im Februar 1794 den Feldmarschall von Möllendorf zum Nachfolger im Oberbefehl erhalten, und dieser beschloß, in Verbindung mit dem General, Erbprinzen von Hohenlohe, den Feind, welcher seine Hauptstärke bei Kaiserslautern und Deidesheim hatte, auf allen Seiten anzugreifen; der 23. Mai wurde dazu festgesetzt. Dem Befehle gemäß brach Blücher schon in der Nacht vorher mit 5 Schwadronen Husaren, 3 Bataillons Fußvolk nebst 3 Kanonen, von Grünstadt auf, um über den Schorleberg durch das waldige Gebirge quer auf die große Straße zwischen Kaiserslautern und Neustadt vorzudringen, und hier alle Verbindung der Franzosen abzuschneiden. Mit großer An-

ſtrengung gelangten die Truppen durch die unwegſame, zerſchnittene Gegend frühmorgens auf jene Straße, aber der Feind war gleichfalls im Anzuge, und eröffnete ſogleich gegen die Preußen ein wirkſames Gewehrfeuer, ſeine Schützen, von dem Erdreich begünſtigt, kamen dreiſt ganz nahe heran, und thaten großen Schaden. Blücher, der ſeine Stellung auf der Anhöhe des Dorfes Weidenthal genommen hatte, rückte nunmehr zum Angriff, und warf den Feind, welcher in der Richtung von Neuſtadt nach Kaiſerslautern zog, gegen Neuſtadt bis Neidenfels zurück. In dieſem Augenblick aber kam von der entgegengeſetzten Seite eine andere feindliche Abtheilung unter dem General Ciſée zum Vorſchein, welche auf derſelben Straße in der Richtung von Kaiſerslautern nach Neuſtadt vorrückte. Hier galt es Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit. Blücher verſuchte zuerſt die Liſt, mußte aber ſogleich erfahren, daß hier nur Heil in den Waffen ſey. Seine eigene Erzählung berichtet das Weitere: »Ich ritt dem General in Begleitung eines Trompeters und meines Adjutanten entgegen, und rief ihm zu, er ſolle ſich ergeben, weil er abgeſchnitten ſey: ich hoffte um ſo mehr, daß dies geſchehen würde, da er meine Stärke nicht überſehen konnte. Meine Aufforderung wurde mit einer Generalſalve beantwortet, und zugleich wurde ich von der auf Neidenfels zurückgedrängten Kolonne, die dieſes Feuern hörte, auf's neue angegriffen. Nun befand ich mich alſo zwiſchen zwei Feuern. Ich ſchickte zum Major von Bork, der mit ſeinem Bataillon auf meinem linken Flügel ſtand, und bat ihn, nur den Feind von Neidenfels nicht vordringen zu laſſen; meine beiden Kanonen, — die dritte war unterwegs zerbrochen, — ließ ich, gerade in entgegengeſetzter Richtung, die eine die Straße auf Neuſtadt, die andere die nach Frankenſtein beſchießen, um dem

Feinde das Vordringen auf beiden Seiten und seine Vereinigung zu wehren. Eisée faßte nun den kühnen Entschluß, mich zu umgehen, und die Straße auf Türkheim zu gewinnen; er stürmte mit seiner Infanterie rasend den Berg, auf welchem ich mit dem Bataillon von Müffling stand, und drängte die im Gebüsche vor uns stehenden Jäger und Schützen zurück. Nun war der entscheidende Augenblick da; ich eröffnete meinem wackern Freunde, dem Oberstlieutenant von Müffling, dessen Kühnheit und Sachkenntniß ich im Laufe des Feldzuges so manches zu danken habe, daß uns jetzt nichts Anderes übrig bleibe, als dem Feinde mit gefälltem Bajonnet entgegenzugehen, und unsere äußersten Kräfte anzustrengen. Edle Begier, dieses auszuführen, strahlte aus seinem Auge; meinen Husaren, die rechts auf einem kleinen Felde standen, hatte ich den Befehl gegeben, alles, was etwa vom Feinde auf meiner rechten Seite aus dem Walde vordränge, ohne Rücksicht auf die Stärke desselben anzugreifen und niederzuhauen. Jetzt ging ich, nachdem ich in Eil alles angeordnet hatte, mit dem Bataillon von Müffling dem Feind im Sturmschritt entgegen, ohne daß die braven Füsilier einen Schuß thaten; der Feind hingegen machte ein äußerst heftiges Feuer, wodurch ich gleich mehrere Leute, einen Kapitain, einen Lieutenant und zwei Oberjäger verlor; unsere braven Soldaten ließen sich aber dessen ungeachtet nicht aus der Fassung bringen, sie blieben geschlossen, und da wir auf 30 Schritt an dem Feinde waren, stürzten sie alle mit frohlockendem Geschrei auf denselben los, er wurde mit dem Bajonnet über den Haufen geworfen, und völlig in Verwirrung gebracht. Wir erbeuteten 2 Kanonen, und machten viele Gefangene.« Nach diesem glücklichen Gefecht sandte Blücher Offiziere an Möllendorf und Hohenlohe, nahm aber, ungewiß über

die Entscheidungen des Tages auf den andern Punkten, vorsichtig seine Stellung bei Weidenthal wieder ein, und beschloß, auf seiner Hut zu bleiben.

Mittlerweile kam in der Nacht die Meldung, daß Möllendorf bei Kaiserslautern gesiegt, und der Feind an Todten und Gefangenen über 3000 Mann und 20 Kanonen verloren habe. Blücher wurde persönlich zu dem Feldmarschall nach Hochspeier beschieden, wo er den Auftrag erhielt, den Feind auch sogleich aus Neustadt hinauszuwerfen. Er eilte zu seiner Truppenabtheilung zurück, die er noch in der alten Stellung fand, brach unverzüglich auf, und rückte nach Neustadt, wo die Franzosen nicht Stand hielten; doch wichen sie nicht weiter, als bis Fischlingen, wo sie in ziemlicher Stärke sich behaupteten. Nach täglichen kleineren Gefechten kam es am 28. Mai zu einem ernsten Kampfe bei Kirrweiler. Blücher griff mit seinen Husaren den Feind entschlossen an, warf dessen Reiter, überritt Fußvolk und Geschütz, und brachte von der so weit als möglich fortgesetzten Verfolgung 6 Kanonen, 9 Pulverwagen, 120 Pferde und 300 Gefangene zurück. Zur Belohnung so vieler ausgezeichneten Thaten wurde Blücher unter dem 4. Juni vom Könige zum Generalmajor befördert, und zugleich zum Inhaber des Husarenregiments ernannt, welchem er schon bisher durch alle Stufen des Dienstes angehört hatte. Die Nachricht von dieser Ernennung traf ihn am 13. Juni; er glaubte sich an das Ziel seiner Wünsche versetzt. Die Truppen unter seinem Befehl wurden auf 4 Bataillons und 10 Schwadronen nebst 8 Stück Geschütz verstärkt, und bezogen die Vorposten gegen die ansehnliche französische Macht, welche auf der Höhe von Walsheim und Nußdorf im Lager stand. Am 2. Juli brachen die Franzosen hervor, und vertrieben die preußi-

schen Vorposten aus Fischlingen und Edesheim, Blücher aber nahm diese Stellung wieder, indem er den Feind mit Verlust zurückschlug. Nun gab es täglich blutige Gefechte, in welchen doch meistens die Preußen, ungeachtet der feindlichen Uebermacht, die Oberhand behielten. Endlich wurden die Bewegungen im französischen Lager so lebhaft, daß Blücher einen allgemeinen Angriff erwarten mußte, und desfalls ohne Säumen die nöthigen Vorkehrungen traf. Am 13. Juli drang der Feind mit starker Macht über Edesheim vor, und drängte die preußischen Posten gegen das Dorf Edenkoben zurück, wo Blücher sich zum Kampfe gestellt hatte. Zuerst kam das Fußvolk in's Gefecht, da die Reiterei keinen günstigen Raum hatte, und schlug die stets mit frischen Truppen erneuerten Angriffe der Franzosen mit Standhaftigkeit wiederholt zurück. Blücher ritt durch die im Feuer stehenden Reihen, und redete die Leute an: »Kinder, nur heute haltet aus, es gilt Preußens Ehre!« Sie antworteten muthig: »O ja, Herr General, versorgen Sie uns nur mit Patronen!« Dreimal mußte die tapfere Mannschaft, die keinen Schritt weichen wollte, mit frischen Patronen versehen werden, aber der mörderische Kampf gab keinen Vortheil. Blücher suchte daher besfern Raum zu gewinnen, ließ sein Fußvolk in der Schanze stehen, und ging mit der Reiterei und dem Geschütz eine Strecke zurück; der Feind folgte ihm in's offene Feld. Ein starker Truppenzug von allen Waffen, an der Spitze ein Reiterregiment, drang aus Edesheim hervor; diesen Augenblick nahm Blücher wahr, an der Spitze seiner Husaren stürzte er ungestüm auf den noch unentwickelten Feind, warf dessen Reiterei auf das eigene Fußvolk, und jagte den verwirrten Haufen bis nach Edesheim hinein. Der General Laboissiere, der den ganzen Zug geführt,

ein Oberst, mehrere Offiziere und 80 Gemeine wurden gefangen, außerdem unter dem feindlichen Kartätschenfeuer 3 Kanonen erobert, und etwa 100 Pferde erbeutet. Doch hatte der Feind bei Edesheim wieder allen Vortheil des Erdreichs, die preußische Reiterei mußte zurück, und der französische Angriff gegen Edenkoben wurde mit verstärkter Macht erneuert. Zum Glück erhielt auch Blücher Verstärkung an Fußvolk, der Prinz Louis Ferdinand von Preußen führte eben zur rechten Zeit das Regiment Romberg herbei. »Ich kam mit diesem liebenswürdigen und muthvollen Prinzen, erzählt Blücher, dahin überein, daß es nun wohl am besten seyn würde, das Blatt umzuwenden, und gerade auf den Feind loszugehen. Kaum war dieser Entschluß gefaßt, so sprang der junge Held auch schon vom Pferde, vereinigte seine Infanterie mit der meinigen, und stürzte mit der ganzen Linie auf den Feind, welcher in größter Bestürzung floh.« Der Prinz nahm das Dorf Edesheim, welches die Franzosen noch zuletzt in Brand steckten. Inzwischen hatte der Tag auf andern Punkten weniger vortheilhaft geendet; nach vielen abgeschlagenen Angriffen auf die Berghöhe Schänzel hatte der Feind endlich Abends dennoch diesen Posten erstürmt, und konnte nicht wieder vertrieben werden. Dieser Verlust erregte große Bestürzung. Der Erbprinz von Hohenlohe sandte noch in der Nacht an Blücher den Befehl, seinen Rückzug anzutreten, und den des Heeres von dieser Seite zu decken. Das Fußvolk brach sogleich auf, die Reiterei erst am folgenden Morgen, und der Feind rückte ungesäumt nach. Wir lassen Blücher hier wieder selbst reden: »Während des Rückzuges kamen einige feindliche Kavallerie-Offiziere, die wahrscheinlich ihre Kühnheit zeigen wollten, wild auf uns herangesprengt. Ich sagte zu einigen Offizieren meines

Regiments, die um mich waren, wir wollten, um diesen Herren noch mehr Muth einzuflößen, langsam zurückreiten, und dann plötzlich umkehren, und gerade auf sie losfahren. Dies geschah; denn als sie sich uns bis auf 30 Schritt genähert hatten, wandten wir rasch unsere Pferde um, und ritten mit verhängtem Zügel auf sie los, wodurch sie dermaßen außer Fassung kamen, daß sie eiligst die Flucht ergriffen, und bei ihrem ängstlichen Umsehen nur unser demüthigendes Gelächter hören mußten. Um unsrer Gegner noch mehr zu spotten, ließ ich zwölf Trompeter bis an meine Flankeurs vorkommen und Aufzüge blasen. Sie stellten hierauf ihr einzelnes Schießen sogleich ein, und die Musik freute sie so, daß die französischen Offiziere sich derselben immer mehr näherten. Um nun gegenseitig höflich zu seyn, befahl ich, daß meine Leute nicht auf sie schießen sollten, sie wurden daher um so unbesorgter, und hörten mit Aufmerksamkeit zu. Nachdem dieser Spaß einige Zeit gedauert hatte, nahm ich den Hut ab und ritt fort; Alle dankten wiederholentlich auf gleiche Weise, und riefen: „Adieu, général, jusqu'à demain!“ Die Neckereien unterblieben nun; der Feind zog sich gegen Abend zurück, und ich bivouakirte die Nacht über mit meinen Truppen bei Neustadt.«

Wesentlich trug hernach Blücher durch Kühnheit, Zuversicht und Geistesgegenwart zu dem Siege bei, der zum dritten Male bei Kaiserslautern erfochten wurde.

Am 23. Oktober führte Möllendorf das ganze Heer, 60,000 Mann stark, bei Oppenheim und Mainz über den Rhein auf das rechte Ufer zurück, und Blücher zog als Befehlshaber der Nachhut über die Rheinbrücke von Mainz mit seinen Husaren zuletzt. Am 10. November brach Hohenlohe mit 20,000 Mann des preußischen Heeres nach Polen auf, kehrte jedoch in demselben Monat, da die Er-

eignisse in Polen sich wieder günstiger anließen, an den Rhein zurück. Der Winter verging für die preußischen Truppen in ziemlicher Waffenruhe; doch behielt Blücher, als Befehlshaber der Vorposten, stets aufmerksam den Feind im Auge, welches um so nöthiger war, als der Rhein, überall eine feste Eisdecke darbietend, keine sichere Scheidung mehr bildete. Nur ein Mal noch hatten die Preußen ein Gefecht, aber nur, um den Oestreichern beizustehen, welche am 2. Dezember bei Mainz von den Franzosen heftig angegriffen wurden. Schon im Anfange des Novembers hatten in Basel zwischen preußischen und französischen Bevollmächtigten wegen Auswechselung der Kriegsgefangenen vorläufige Unterhandlungen begonnen, welche sehr bald einen wichtigeren Zweck enthüllten, und am 5. April zwischen Preußen und Frankreich den Friedensschluß von Basel herbeiführten. Inzwischen war Möllendorf gegen Ende des Februars, weil die Eroberung von Holland durch die Franzosen die preußischen Länder am Niederrhein und in Westphalen bedrohen konnte, mit der Hauptstärke des Heeres in dieser Richtung abgezogen, und nur Hohenlohe mit **10,000** Mann noch bei Frankfurt a. M. stehen geblieben; bei der völligen Gewißheit des Friedens folgten auch diese bald nach, und die meisten Regimenter kehrten in ihre Standorte zurück. Blücher aber wurde mit seinem Husarenregimente im Voraus zu der Truppenmacht bestimmt, welche, bei dem zwischen Frankreich und Oestreich noch fortdauernden Kriege, zur Sicherung des nördlichen Deutschlands, dem Friedensvertrage gemäß, eine Demarkationslinie bilden sollten. Das Regiment kam gegen Ende des April nach Ostfriesland, wo demselben vorläufig seine Quartiere angewiesen waren.

Sein Verdienst wurde allgemein anerkannt, vom

Könige, der ihm bereits im Jahre 1794 den rothen Adlerorden verliehen hatte, im Heer und im gesammten Volke, das von jeher in Preußen mit leidenschaftlicher Vorliebe den Truppen und Feldherren seinen Eifer zugewandte und ihren Kriegsthaten huldigte. Blüchers ganzes Wesen war gemacht, auch im Frieden seinen Ruf noch zu vermehren, in nahen und fernen Kreisen Ansehn und Zuneigung zu gewinnen. Obgleich schon über das funfzigste Lebensjahr hinaus, behauptete er in der Fülle der Manneskraft noch gleichsam die Frische der Jugend. Lust und Muth des Lebens bezeichneten alles, was er that; seine treuherzige, muntere Weise, dem Volke so verwandt, wußte mit anmuthiger Feinheit auch im vornehmeren Leben zu gelten; eine glänzende Persönlichkeit gewährte ihm Erfolge jeder Art. Schon längere Zeit Wittwer, aber den Frauen hold, und von ihnen begünstigt, entschied er sich durch Neigung zu einer zweiten Heirath. In Aurich lernte er das Fräulein Amalie von Colomb, die jüngste Tochter des dortigen Kammerpräsidenten, kennen; sie wurde, nach einigen Zögerungen der Eltern, seine Gattinn.

Während Blücher auf der Demarkationslinie stand, welche zum Schutz des nördlichen Deutschlands bestimmt war, erhielt er als Befehlshaber der Vorhut seine Stellung in Münster. Die glänzenden Siege Bonaparte's in Italien, und Moreau's in Deutschland, führten den Frieden von Lüneville herbei, der am 9. Februar 1801 geschlossen wurde, und die Demarkationslinie wurde aufgelöst.

Friedrich Wilhelm III. war seinem Vater am 16. November 1797 auf dem Throne gefolgt, und beförderte Blücher, dessen Verdienste er schätzte, im Jahre 1801 zum Generallieutenant. Als Preußen endlich die Entschädigung für die auf dem linken Rheinufer der

französischen Republik abgetretenen Länder erhielt, wurde Blücher beauftragt, die Besitzergreifung von Erfurt, Mühlhausen und Münster im Namen des Königs zu vollziehen. Am 10. Februar wurde er zum Gouverneur von Münster ernannt, und nahm nun daselbst seinen bleibenden Aufenthalt.

Die Weltbegebenheiten führten indeß bald genug neue Kriegsverhältnisse herbei. Großbritannien, den am 25. März 1802 in Amiens übereilt geschlossenen Frieden bereuend, hatte der französischen Republik, an deren Spitze jetzt als erster Konsul der General Bonaparte stand, am 18. Mai 1803 auf's neue den Krieg erklärt, und in Folge dieser Erklärung rückte noch in demselben Monat eine französische Kriegsmacht unter dem General Mortier in das nunmehr unbeschützte Kurfürstenthum Hannover ein, um dieses Land beim künftigen Frieden als ein erobertes in Anrechnung zu bringen. Französische Truppen, in so nahe Nachbarschaft der preußischen Grenzen vorgedrungen, ja im eigentlichen Sinne zwischen diese hineingeschoben, weckten im nördlichen Deutschland, und besonders in Preußen selbst mancherlei bedenkliche Betrachtungen. Für Blücher insonderheit gab es in dieser Nähe mit den französischen Kriegsbehörden vielfache Berührungen, welche bei aller Sorgfalt beider Theile, jeden Hader zu vermeiden, gar oft üblen Groll zurückließen. Der Eifer für Deutschlands Wohl, für Preußens gebietendes Ansehen, welchen eine große politische Thätigkeit unausgesetzt gegen Frankreich regsam erhielt, entzündete leicht Blüchers ursprüngliche Kriegslust, sein gerader Sinn hielt sich an die rohen Thatsachen, wie sie ihm in die Augen fielen, und verwarf die Feinheit der Staatskunst, welche ihm unter der Menge von Rücksichten das wesentliche Ziel zu verfehlen schien. Seine Unzufrieden-

heit mit dem angenommenen Systeme, und insbesondere mit den Männern, welche dasselbe aufrecht hielten, äußerte sich laut genug. Die Kriegslustigen, stets im Heere zahlreich, aber damals auch in den übrigen Ständen, und besonders unter den Schriftstellern stark vernehmbar, sahen in Blücher ihren Helden, einen der Männer, welche sie als Gewähr des glücklichsten Erfolgs anzuführen nicht unterließen. Die Besorgnisse, der Kriegseifer und der Mißmuth empfingen neue Nahrung, als Bonaparte sich im August 1804 zum Kaiser der Franzosen wählen ließ, und die vereinte Anstrengung aller Mächte gegen diese nun fast unbegrenzte Kriegsgewalt nöthig zu werden schien. England führte mit Kraft und Erfolg seinen Krieg fort; Rußland und Schweden zeigten ihre feindliche Stimmung, und auch Preußen fehlte es weder von Innen noch von Außen an Aufforderungen und Anreizungen zum Kriege; doch zu einem Bündnisse waren die Verhältnisse keinesweges reif, und wie laut auch Preußens Zurückhaltung und Mäßigung getadelt wurde, so war sie doch von der Weisheit eingegeben.

Blücher indeß ließ sich auf keine Prüfung von Staatsgründen ein, zur Entscheidung durch das Schwert wünschte er die Sachen gebracht zu sehen, alles Andere war ihm gleichgültig. Sein Leben in Münster übrigens gewährte seinem Unmuthe Zerstreuung genug; auf dem bischöflichen Schlosse, welches er bewohnte, ging es munter zu; die Freuden der Geselligkeit umgaben ihn ohne Zwang; zugänglich und gastfrei für alle Welt, liebte er doch vorzüglich mit seinen Offizieren zusammen zu seyn, ihre Vergnügungen, ihre Vorfälle und Anliegen fanden stets in ihm die zutraulichste Theilnahme.

Inzwischen rückten Oestreich und Rußland im Herbste des Jahres 1805 zu neuem Kampfe gegen Frankreich aus,

aus, und suchten Preußens Beitritt durch wiederholte, dringende Vorstellungen zu gewinnen. Es fehlte nicht an kriegslustigem Eifer, der sich im preußischen Staate lebhaft für diese Theilnahme aussprach; die Kriegsehre der preußischen Waffen schien seit dem Frieden von Basel, und den auf ihn gefolgten Ereignissen neuer Lorbeeren bedürftig; der Einfluß der durch die neue Koalition überall aufgeweckten gegenfranzösischen Gesinnung zeigte sich mächtig in allen Klassen der Gesellschaft; am heftigsten ergriffen diese Richtung die jüngeren Offiziere, deren Uebermuth schrankenlos laut wurde, und in den herrschenden Gesinnungen und Ansichten eine kräftige Stütze und Rechtfertigung fand. Die Staatsklugheit erkannte die Gefahr, welche aus der zunehmenden Macht Napoleons für Preußen emporstieg, allein ihr Urtheil schwankte, ob jene Gefahr noch durch offenen Gegenkampf abzuwenden, oder vielleicht durch angemessene Nachgiebigkeit besser zu entfernen sei. In dem Widerstreite der zwei Partheien, welche damals in Preußen gegen einander rangen, stand Blücher seinem Wesen nach unbedingt auf der Seite der Kriegslustigen; in ihm, dem General von Rüchel, und dem Prinzen Louis Ferdinand, stellte diese Seite ihre kühnsten Verfechter, und zugleich bedeutende Bürgen künftiger Kriegserfolge auf. Gleichwohl schien Preußen, ungeachtet so vieler äußeren und inneren Anregung, dem schon ausbrechenden Kriege, dessen Schauplatz Süddeutschland wurde, fremd bleiben zu wollen, als ein Ereigniß, das nicht unvermutheter eintreten konnte, plötzlich neue Verwirrung brachte. Französische Truppen, unter dem Marschall Fürsten von Ponte-Corvo, welche vom Main in Eile gegen die Donau zogen, nahmen eigenmächtig den Weg durch die Markgrafschaft Ansbach, und diese gewaltsame,

von keiner dringenden Ursache erheischte, und nachher sogar nur obenhin entschuldigte Verletzung des preußischen Gebiets entflammte in Berlin und allgemein in ganz Preußen einen Unwillen, welchem der Krieg um der beleidigten Staatsehre willen nunmehr unvermeidlich erschien. Wirklich eilte die preußische Kriegsmacht, aus ihren zerstreuten Standorten sich in's Feld zu stellen. Der Herzog von Braunschweig und der Fürst von Hohenlohe sollten den Befehl in Niedersachsen und in Franken führen. In Westphalen vereinte Blücher die Truppen, und freute sich des nahen Kampfes. Das Land Hannover, mit Ausnahme der Festung Hameln von den Franzosen ganz entblößt, wurde von den Preußen besetzt; Engländer, Russen und Schweden, aus der Nordsee und Ostsee gelandet, trafen an der Niederelbe ein, und rückten vor; der russische Kaiser selbst kam nach Berlin, schloß innigen Verein mit dem Könige, und eilte darauf zu seinem und dem östreichischen Heere, die er aber schon nach Mähren zurückgewichen fand. Bis dahin siegreich nachgedrungen, lieferte Napoleon daselbst den beiden Kaisern die Schlacht von Austerlitz, und errang den vollständigsten Sieg.

Jetzt erst, und also zu spät, trat der preußische Gesandte, Graf von Haugwitz, mit den Forderungen seines Hofes hervor, die er aber willkürlich milderte, so daß die öffentliche Stimme ihn mit Recht heftig tadelte; ja in der Hauptstadt selbst wurde der Unwille über diese fast verrätherischen Verhandlungen laut; Blücher aber sprach sich am heftigsten aus, und die Stimmung wurde im höchsten Grade kriegerisch. Doch blieben die Dinge einstweilen noch in derselben Lage. Der Graf von Haugwitz setzte neue Verhandlungen in Paris fort, in welchen durch das Uebergewicht Napoleons die Preußische Regierung in immer nachtheiligere Verhältnisse gerieth. Für

Provinzen, welche sogleich an Frankreich oder dessen Verbündete abgetreten wurden, sollte Preußen zwar durch Hannover beim allgemeinen Frieden entschädigt werden, allein die vorläufige Besitznahme dieses Landes befehdete Großbritannien, und zerstörte alles noch übrige Vertrauen. Napoleon indeß schaltete in den deutschen Verhältnissen nach Willkür, betrieb die Errichtung des Rheinbundes, und ließ seine steigende Machtgewalt immer schmerzlicher fühlen; den Beschwerden, daß er die geschlossenen Verträge verletze, stellte er das Erbieten neuer Abschlüsse entgegen, die stets um vieles lästiger bedingt, und um nichts sicherer waren. Die Verhältnisse spannten sich. Mit Gewalt drangen im März 1806 französische Truppen in einige Landstriche der Grafschaft Mark, welche keineswegs abgetreten waren, und Blücher selbst, der in diesem Bereich befehligte, mußte, anstatt jene Eingedrungenen hinauszuwerfen, das Unrecht geschehen lassen, und seine eigenen Truppen zurückziehen. Die Treulosigkeit Napoleons wurde mit jedem Tage dreister. Indem er dem Könige von Preußen, zum Gegensatz und Nachbilde des Rheinbundes, die Stiftung eines Bundes norddeutscher Staaten eifrigst anrieth, hintertrieb er zugleich bei diesen den Erfolg. In seinen Friedenseröffnungen an Großbritannien versprach er diesem sogar den Wiederbesitz Hannovers, ohne die Ansprüche zu berücksichtigen, welche er selbst für Preußen auf dieses Land begründet und gewährleistet hatte. Dem wachsamen Vaterlandsgefühl entgingen solche Züge nicht, dem erregten Kriegseifer gaben sie neue Nahrung. Heftiger als je drangen tausend Stimmen auf ungesäumten Krieg gegen einen Feind, mit dem kein Frieden möglich sei; der Hof selbst erblickte kaum einen andern Ausweg, und begann mit England und Rußland neue Anknüpfungen, seine Sprache gegen Frankreich

wurde ernsthafter, seine Stellung kriegerischer; dennoch wurde die Hoffnung nicht aufgegeben, auf diese Weise auch vielleicht dem Frieden eine festere Grundlage zu geben. Blücher blieb sich gleich in seiner kühnen Zuversicht, und voll Vertrauen auf die preußischen Waffen trug er kein Bedenken, dem Könige vorzuschlagen, daß er ihm gestatten solle, mit seinen unterhabenden Truppen sogleich im schnellen Anfalle auf die Franzosen loszugehen, und ihre jetzt noch getheilten Haufen niederzuwerfen.

Der Krieg, dessen Ausbruch lange genug war zurückgehalten worden, erschien endlich im Herbst 1806 als unabwendbar, denn Napoleon verrieth zu deutlich den Entschluß, Preußen zur entschiedenen Abhängigkeit hinabzudrücken, und so wurde denn der Kampf beschlossen. Aber auf's neue traten Zögerungen ein; zweifelhaft und bedenklich, wie die ganze Lage, waren die einzelnen Maßregeln und Richtungen. Doch kamen endlich die preußischen Streitkräfte, denen die sächsischen Truppen sich angeschlossen hatten, im Anfange Oktobers größtentheils in Thüringen zusammen. Mit den Truppen aus Westphalen, bei Osnabrück gesammelt, traf Blücher daselbst ein. Unter dem Könige führte der Herzog von Braunschweig, und nach ihm der Feldmarschall von Möllendorf, den Befehl über das Ganze, zunächst aber persönlich über das Hauptheer, welches bei Erfurt stand; den rechten Flügel, über Gotha gegen Eisenach gedehnt, wobei die von Blücher herbeigeführten Truppen, führte Rüchel; den linken, an der Saale, fast ein besonderes Heer zu nennen, der Fürst von Hohenlohe. Blücher empfing die Bestimmung, die Vorhut des Hauptheeres anzuführen. Sehr bald aber mußte man wahrnehmen, daß die Einheit der Anordnungen mangele, und daß die verschiedenen Heerführer in ihren allgemeinen Ansichten und persönli-

chen Zwecken gar sehr von einander abwichen. Die Stimmung des Heeres war gut, doch zeigte sich eine zu stolze Zuversicht bei den Offizieren. Blücher hatte sich schon früher mit Rüchel und dem Prinzen Louis Ferdinand zur Waffenbrüderschaft feierlich verbunden.

Mit rascher Kraft und Thätigkeit hatte Napoleon auf die Nachricht, daß die Preußen in Sachsen eingerückt wären, sein Heer in Franken gesammelt, und brach am 7. und 8. Oktober unerwartet auf beiden Ufern der Saale zu nachdrücklichem Angriffe hervor. Die preußischen Abtheilungen, welche vorgerückt in Hof und Saalfeld standen, wurden zurückgeworfen; bei letzterem Orte fiel am 10. Oktober Prinz Louis Ferdinand, der, von schmerzlicher Ungeduld getrieben, in der Hoffnung, eine Entscheidung zu bewirken, wider Befehl dem Feinde hieher entgegengeeilt war, als erstes Opfer vergeblichen Heldenmuths. Die Richtung des französischen Heerzuges drängte überflügelnd in die linke Seite der preußischen Kriegsmacht, und drohte, dieselbe von ihrer Verbindung abzuschneiden; schon war der Feind bis Naumburg vorgedrungen, und hatte die dortigen Vorräthe weggenommen. Der Herzog von Braunschweig zog deshalb mit dem Hauptheere am 13. Oktober von Weimar links gegen Auerstädt zurück, um bei Freiburg über die Unstrut, und nöthigenfalls auf Halle zu gehen, während Hohenlohe bei Jena stehen blieb, und Rüchel zur Unterstützung nach Weimar herangerufen wurde. Das Hauptheer war so auf den äußersten linken Flügel gerathen; die beiden Flügel, rechts vorgeschoben, bildeten gleichsam ein zweites Heer. In dieser Stellung, deren Nachtheil durch die lässige Säumniß der preußischen Feldherren, durch ihre Unkunde über Stärke und Absehn des Feindes, und durch den Mangel an Einheit in ihren Maßregeln, noch vermehrt wurde,

kam es am 14. Oktober zur doppelten Schlacht. Bei Auerstädt wurde mit erster Frühe, da dichter Nebel den Herbstmorgen noch deckte, der Angriff von den Preußen begonnen, doch in der Meinung, nur eine geringere Schaar vor sich zu haben. Blücher, eben erst von Rüchels Heer eingetroffen, und zum Führer des Vortrabes ernannt, der jedoch nun erst gebildet werden sollte, fiel zuerst mit 25 Schwadronen, die ihm hiezu angewiesen wurden, auf den Feind, der sich zwischen den Dörfern Poppel und Tauchwitz gezeigt, und trieb ihn vor sich her, bald aber, zu hitzig nachdringend, geriethen die preußischen Reiter jenseit Hassenhausen in den Bereich französischen Geschützes, und mußten, unter Preisgebung einiger Kanonen, eilig zurückweichen; als endlich das preußische Fußvolk herankam, erschien auch schon feindliches Fußvolk und Geschütz in großer Stärke. Jetzt erst sah der Herzog von Braunschweig ein, daß ihm eine ansehnliche Macht — der Marschall Davoust befehligte sie — gegenüber stand, und ließ nun eilig die bisher in Einem Zuge einander gefolgten Truppen seitwärts in getrennten Abtheilungen zur Gefechtlinie heranziehen; mit Anstrengung gelang dies nur allmählig in dem schwierigen Geländ, und erst mit dem Schwinden des Morgennebels entwickelte sich dem Anblick die von allen Seiten anhebende Schlacht. Auf dem rechten Flügel errang die preußische Reiterei einige Erfolge, und das Fußvolk rückte tapfer gegen Hassenhausen vor, an dessen Gewinn großer Vortheil geknüpft schien. Blücher hatte sich mit der Reiterei links gezogen, und führte sie, über Zechwar und Spillberg, gegen Bunscherau vorrückend, wiederholt auf den rechten Flügel und in den Rücken des Feindes, dem es hier an Reiterei gebrach, dessen Fußvolk aber in geschlossenen Vierecken undurchdringlich allen Angriffen Trotz

bot. Blücher verlor durch eine Kugel sein Pferd unterm Leibe; ein Trompeter gab im Getümmel ihm das seine. Inzwischen rückte das preußische Fußvolk immer zahlreicher in den Kampf, und auch die Franzosen erhielten rasche Verstärkungen; doch jene, regimenterweise unter das feindliche Geschützfeuer vorgeführt, um nach erlittenem Verluste wieder abzutreten, mußten sehr im Nachtheil stehen gegen die zusammenwirkende Kraft, zu welcher diese vereinigt waren. Indem der Herzog von Braunschweig noch beschäftigt war, die nachrückenden Truppen zum Angriff gegen Hassenhausen zu ordnen, traf ihn eine tödtliche Kugel. Seine Absichten und Verfügungen hatte er niemandem vertraut, und mit ihm ging alle Leitung in diesem Gewirr unter. Noch schlugen sich die einzelnen Truppenschaaren mit großer Tapferkeit; der König selbst führte die Bataillone zum Angriff. Allein die Franzosen, ihre Stärke immer heftiger gegen die linke Seite der Preußen zusammendrängend, erhielten schon nach neun Uhr hier entschiedene Oberhand. General Morand traf mit frischen Truppen bei Spillberg ein; sein Geschütz, bei dem Kirchhofe des Dorfes vortheilhaft aufgepflanzt, traf verheerend in die überflügelte Seite der vorgerückten Preußen, seine Plänkler ergossen sich in ungeheurem Schwarme in deren Rücken. Der Angriff gegen Hassenhausen war nun vernichtet. Nicht besser gelang ein anderer auf dem äußersten rechten Flügel; Prinz Wilhelm von Preußen, Bruder des Königs, versuchte vergebens an der Spitze seiner Reiter in die Vierecke des feindlichen Fußvolks einzubrechen. Bei dem zunehmenden Vorrücken und Ueberragen des Feindes auf dem linken Flügel entstand für die Preußen die Nothwendigkeit des Rückzuges, und die Schlacht mußte für verloren gelten. Doch hatten ganze Abtheilungen preußischer Truppen an dem Kampfe noch

nicht Theil genommen, und die Reiterei, welche dem Feinde vorzüglich zu schaffen gemacht, war großentheils noch schlagfertig. Blücher, inmitten so unerwarteter Unfälle noch nicht auf die Ehre des Tages verzichtend, suchte im Gewühl den König auf, und erbot sich, mit jenen frischen Truppen und der gesammten Reiterei noch einen letzten, vielleicht günstig entscheidenden Versuch zu machen. Die Erlaubniß wurde ertheilt, allein ehe noch Blücher, der im Galopp zu seinen Reitern sprengte, diese vorführen konnte, wieder zurückgenommen. Es dünkte rathsamer, sich einigen Rückhalt unversehrt zu bewahren, um am andern Tage, mit Hohenlohe und Rüchel vereinigt, die eigentliche Schlacht zu liefern, für welche der bisherige Kampf nur als Vorspiel betrachtet werden konnte. Der Rückzug wurde demnach anbefohlen; er geschah zuerst nach Auerstädt, um in der Richtung gegen Weimar sich mit dem anderen Heere zu vereinigen, und alsdann aufs neue den Feind mit gesammter Macht anzugreifen. Die Franzosen folgten anfangs nicht eifrig; Blücher bot mit der Reiterei geschlossen ihrem Andrang die Stirn.

Allein auch Hohenlohe und, während des Gefechts herangezogen, Rüchel waren gleichzeitig am nämlichen Tage durch Napoleon selbst, der von Jena unerwartet hervorgebrochen, in blutiger, und auch hier von den Preußen mit äußerster, aber vergeblicher Tapferkeit gefochtener Schlacht geschlagen worden. Auch hier waren die Feldherren sorglos, unvorbereitet, ohne Plan und Uebersicht in den Kampf gerathen, hatten sich bis zuletzt der verderblichsten Täuschung überlassen, und dann im entschiedenen Nachtheil vergebens gegen die Uebermacht gerungen. Beide waren verwundet; ein eignes Geschick, welches an diesem Tage vorzüglich die Anführer als Opfer wählte.

Die Truppen, überall geworfen, zerrüttet und zersprengt, suchten ihr Heil in verschiedener Richtung, nichts war vorbereitet noch bestimmt für den Fall eines Rückzuges. Beide Heere, jedes noch auf das andere rechnend, begegneten einander mit der Botschaft ihrer Niederlagen. Der Verlust der Schlachten hatte die preußische Kriegsmacht noch nicht aufgerieben, die Verwirrung des Rückzuges that es. Von dem rasch verfolgenden Feinde unablässig gedrängt, und immer nachtheiliger linksher überflügelt, in langer Herbstnacht, auf den schlechtesten Wegen, ohne Kunde des Landes, aller Verpflegung und Rast entbehrend, suchten die Truppen ohne Einheit der Bewegung ihr Heil, so gut es gehen wollte; zahlloses Gepäck, zusammentreffende, einander durchkreuzende Truppenzüge, verwirrende Angaben, unsichere Befehle vermehrten die Unordnung; Muthlosigkeit gab alles verloren, die Schaaren lös'ten sich auf, der Gehorsam erlosch, die Gemeinen warfen hin und wieder die Waffen weg, Offiziere ritten bis zur Elbe, ohne ihre Truppen zu finden, und verbreiteten weithin Schrekken und Bestürzung.

So endeten die Schlachten von Jena und Auerstädt, in welchen die Preußen mit großer Tapferkeit, — ihr Verlust auf dem Wahlplatze, gegen **10,000** Todte und Verwundete, bezeugte dieselbe, — doch unter den gegebenen Umständen fruchtlos gefochten. Es zeigte sich hier, daß auch die größten Kräfte und besten Gesinnungen, welche unleugbar in der preußischen Kriegsmacht damals wie später vorhanden waren, doch einem Geschick erliegen können, das ihnen die Bahn ihres freien Wirkens verschlossen hält. Diesen erslen Unfällen folgte eine Reihe schmachvoller Ereignisse, ein Verderben und Jammer ohne Beispiel. Haß und Hohn fielen schmähend über das Unglück her, und wühlten grausam in den Wunden des Vaterlandes. —

In der grenzenlosen Verwirrung, welche durch die Nacht vom 14. auf den 15. Oktober über die geschlagenen preußischen Heerhaufen gekommen war, suchten der General Graf von Kalkreuth, dem der König am 15. in Sömmerda den Oberbefehl über die dorthin geflüchteten Truppen übertragen, und der Fürst von Hohenlohe, dem einige Trümmer seines Heeres folgten, wenigstens eine Art von Ordnung und Richtung herzustellen. Von der französischen Reiterschaar des Generals Lasalle gedrängt, strebte dieser Zug am 16. über Weißensee nach Sondershausen zu gelangen, sah aber plötzlich von Weißensee her eine andere französische Reiterschaar unter dem General Klein heranrücken. Die Lage war verzweifelt, und erlaubte kein Bedenken. Sich durch die feindliche Uebermacht durchzuschlagen mit den gemischten müden Truppen schien unmöglich, das Fußvolk wäre sogleich preiszugeben gewesen, die Reiterei mit ihren abgematteten Pferden in keinem Falle weit gekommen. Da beschloß Blücher, ein anderes Rettungsmittel zu versuchen. Er ritt mit einem Trompeter und einigen Offizieren zu den Franzosen heran, und verlangte ihren Befehlshaber zu sprechen; dieß wurde bewilligt, aber ihm sollten, damit er nicht die Stärke der Truppen sähe, die Augen verbunden werden; davon jedoch wollte er nichts hören: »So lang' ich noch am Leben bin,« rief er, »will ich auch sehen können!« und wehrte sich so gewaltig, daß man ihn zuletzt wirklich mit unverbundenen Augen durchließ. Als er so zu dem General Klein gelangt war, sprach er mit demselben von den Friedenseinleitungen, welche bereits wieder Statt fänden, und zu deren Behuf alle Feindseligkeiten eingestellt wären; er rief den mitanwesenden Obersten von Massenbach zum Zeugen auf, der allerdings betheuern konnte, ein Schreiben Napoleons vom 12. Oktober, mit Friedens-

anträgen an den König gerichtet, habe dieser am Tage nach der Schlacht in gleichem Sinne beantwortet. Daß Blüchers Reden verständigender Dolmetschung bedurften, erleichterte den Eindruck, welchen ihr Inhalt machen sollte, und den ein scharfgestelltes klares Gespräch kaum zugelassen hätte. Genug, der französische General ließ sich überreden, daß ein Waffenstillstand geschlossen sey, und die Preußen zogen ihrer Straße, von einem französischen Offizier begleitet, welcher Ursache wurde, daß auch der General Lasalle die Verfolgung einstellte. Kaum aber waren sie nach Greußen gelangt, so erschien daselbst von Erfurt her die französische Heerschaar des Marschalls Soult, der, minder leichtgläubig, alsbald wieder allgemeinen Angriff befahl. Blücher hielt mit dem Nachtrabe ein lebhaftes Gefecht standhaft bis tief in die Nacht aus, und Kalkreuth erreichte frühmorgens Sondershausen, brach aber nach kurzer Rast am 17. wieder auf, und gewann Nordhausen, doch bald auch hier vom Feinde wieder eingeholt. Blücher empfing daselbst vom Fürsten von Hohenlohe, der ihn der Gegend am meisten kundig hielt, den Auftrag, zum Rückzug über den Harz einen Entwurf zu machen, den er durch Hülfe des Majors von dem Knesebeck zu Stande brachte. Da man jedoch als unmöglich annahm, das gerettete schwere Geschütz, noch aus 32 Zwölfpfündern bestehend, durch das Gebirge zu schaffen, so wurde beschlossen, dasselbe noch mehr links, über Osterode und Seesen, um den Harz herum, und dann auf dem nächsten Wege nach Tangermünde zu führen, wo der Uebergang über die Elbe geschehen sollte. Blücher erbot sich, diesen in jeder Art mißlichen Zug zu geleiten; die Bedeckung bestand nur aus etwa 800 Mann zu Fuß und 600 Reitern. Noch vor Abend zogen die Truppen weiter, aber sogleich wieder zum Gefecht

genöthigt, und Blücher mußte die zunächst nachdringenden feindlichen Schaaren mehrmals zurückwerfen. Kalkreuth führte seine Truppen über Hasselfelde gegen die Elbe hin; unter den Kanonen von Magdeburg sollten sie, wieder vereinigt mit den andern, neuerdings Fuß fassen. Die Franzosen verloren eine Weile die Spur der Preußen, deren Rückzug dadurch nun einigen Vorsprung gewann.

Blücher hatte am 18. Oktober Osterode erreicht, mußte aber schon am 19. wiederum links ausbiegen, und den weiteren Umweg über Braunschweig einschlagen, weil der Feind schon bis Halberstadt streifte, und diesen Weg abschnitt. Am 19. gelangte Blücher nach Beinum, am 20. in die Nähe von Braunschweig, und ging am 21. für seine Person nach Wolfenbüttel, um den Herzog von Weimar zu sprechen, der mit seinen Truppen daselbst glücklich angelangt war. Beide Feldherren beschlossen, den weiteren Rückzug vereinigt zu machen, und nicht bei Tangermünde, wo der Feind schon zu nahe war, sondern weiter unten bei Sandow über die Elbe zu gehen, wohin sogleich der Major Graf von Chasot und der Lieutenant von Thiele vorausgesandt wurden, um alles Nöthige zum Uebergang anzuordnen. Das Geschütz langte über Sachow, Deetz und Dalchau schon am 24. Oktober bei Sandow glücklich über die Elbe, und wurde hier an Hohenlohe's Truppenzug abgeliefert. Blücher hatte in sieben Tagen mit größter Anstrengung vier und dreißig Meilen zurückgelegt, und nur durch seine thätige Sorgfalt und seinen kraftvollen Eifer, welche den nöthigen Vorspann und Unterhalt auf jede Art herbeischafften, war ein solcher Zug mit ermüdeten und entmuthigten Truppen möglich geworden. Gleiche Thätigkeit und Kraft bewies der Herzog von Weimar. Der Feind erschien mehrmals

in der Seite der Abziehenden, und drohte, ihnen an der Elbe zuvorzukommen, allein in vier angestrengten Tagemärschen gewannen auch diese Truppen glücklich den Uebergangsort, bestanden daselbst am 25. Oktober unter Anführung des Obersten von York noch ein heftiges Gefecht mit den Vortruppen des Marschalls Soult, und gelangten in der Nacht, fast ohne Verlust, endlich auf das rechte Elbufer.

Auf dem Zuge nach der Oder erhielt Blücher unerwartet Befehl, mit angestrengten Märschen Tag und Nacht vorwärts zu gehen, um Ruppin zu erreichen. Zwar gelang ihm dieß, aber, beständig von dem Feinde beunruhigt und angegriffen, mußten die Preußen sich zuweilen mit den früher eingedrungenen Franzosen um die Nachtquartiere in den Dörfern schlagen, und dennoch war alle diese Anstrengung vergebens, denn als endlich Prenzlau, das Ziel der Vereinigung mit Hohenlohe, fast erreicht war, lief die Nachricht ein, daß dieser sich mit 10,000 Mann dem Großherzoge von Berg kriegsgefangen ergeben habe, weil es ihm, in gänzlicher Ermangelung der Reiterei, nicht möglich gewesen sey, ein Treffen zu liefern. Augenblicklich beschloß Blücher, mit seinen 10,500 Mann in das Mecklenburgische auszuweichen, in der Hoffnung, sich mit dem Herzoge von Weimar vereinigen zu können. Wirklich wuchs auch seine Heerschaar bis auf 21,000 Mann, und nun hoffte er glücklich bis nach Magdeburg oder Westphalen vorzudringen, aber die Truppen des Marschalls Soult blieben ihm auf den Fersen. Zwar hatte er einige glückliche Gefechte mit diesen, aber jetzt suchten sie ihm längs der Elbe zuvorzukommen, und die Hauptquartiere Blüchers und des Fürsten von Ponte-Corvo kamen sich endlich bis auf eine halbe Stunde nahe, worauf dieser Blücher'n zur Uebergabe auffordern

ließ, mit der Versicherung, daß er umringt sey. Dieser lachte, und verbat sich jede fernere Aufforderung; doch seine Lage war und blieb gefahrvoll, wenn er nicht hinter der Trave einen Stützpunkt fand, um von seinen hundert Kanonen Gebrauch machen zu können. Darum richtete er sein Augenmerk auf Lübeck, wo er sich im äußersten Nothfalle einschiffen zu können hoffte. Ohne die Weigerung des Rathes der Stadt zu beachten, besetzte er die Wälle und die Ufer der Trave. Am 6. schon ward er hier von den Franzosen angegriffen, und zwar mit einer solchen Uebermacht, daß das Burgthor in kurzer Zeit erstürmt war, und Blücher kaum der Gefangenschaft, in welche Scharnhorst gerieth, entgehen konnte. Auf dem Markte raffte Blücher die Flüchtigen zusammen, und warf sich mit ihnen dem Feinde entgegen, den er in wiederholten Angriffen bedeutend zurücktrieb; eine Schwadron Reiter, die er holen ließ, reinigte im vollen Rennen mehrere Straßen, und hieb vieles französisches Fußvolk zusammen, allein die Stadt füllte sich mehr und mehr mit Feinden, geschlossen rückten sie vor, und griffen schon die Travebrücke an. Um nicht abgeschnitten zu werden, mußte Blücher, nach vergeblichem tapferen Kampfe, mit den Trümmern seiner Schaar über jene Brücke und durch das Thor von Holstein sich aus der Stadt zurückziehen. In der Leidenschaft des Augenblicks würde er hier ohne den besonnenen Muth des Hauptmanns von Müffling seine eigene Rettung versäumt haben. Jetzt erst übersah er die Größe des erlittenen Verlustes; von allem Fußvolk und Geschütz waren nur drei Bataillons und zwei Kanonen übrig. Den Unfall verschuldete großentheils der Umstand, daß der Herzog von Braunschweig-Oels außerhalb des Burgthores ein Bataillon seines Regiments aufgestellt hatte, dessen Zurückweichen eine Batterie von

sechzehn Kanonen, welche das Thor vertheidigen sollte, gleichfalls zum Abziehen veranlaßte, worauf das Fußvolk in Unordnung zur Stadt floh, in welche der Feind zugleich mit ihm eindrang.

In dem Schmerze seines Unglücks dachte Blücher nur einzig an die Wiedereinnahme der Stadt während der Nacht; doch da man das Feuer einiger Abtheilungen noch hörte, die sich am Mühlenthore und am Thore von Höxter tapfer vertheidigten, rief Blücher sogleich zum Angriff, und begeistert wandte das tapfere Regiment Kuhnheim sich wieder gegen die Stadt, und versuchte in gereltem Angriff durch das Thor von Holstein einzudringen, um jene Truppen zu befreien; allein der Feind hatte schon in Uebermacht den Zugang besetzt, und der Versuch mißlang mit großem Verlust. Blücher begab sich nun zu seiner Reiterei nach Ratkau, und ließ das noch übrige Fußvolk Schwartau besetzt halten. Seine Aussicht war jetzt auf Travemünde, seine letzte Hoffnung auf ein Reitergefecht beschränkt, worin Muth und Tüchtigkeit darzuthun, wenn auch nicht dem Feldherrn mehr nutzen konnte, doch wenigstens dem Krieger noch schmeichelte. Allein die Gelegenheit blieb versagt. Gegen die Nacht kam die Nachricht, daß der Feind auch Schwartau überrumpelt, und alle dortigen Truppen gefangen gemacht habe; später brachte der Herzog von Braunschweig-Oels die Nachricht, auch Travemünde sey genommen; Geschütz und Gepäck waren auf dem Wege dahin verfahren, die Pferde ohne Futter, die Mannschaft ohne Nahrung und Kleidung, und größtentheils ohne Schuhe; selbst an Schießbedarf ein empfindlicher Mangel. In diesen Bedrängnissen empfing Blücher während der Nacht eine Botschaft des Prinzen von Ponte-Corvo, der ihm vorstellen ließ, für seinen Ruhm und für seine Regierung habe er genug geleistet,

ihm bleibe nach dem Gefechte von Lübeck nichts übrig, als sich auf ehrenvolle Bedingnisse, die ihm angeboten würden, zu ergeben. Er antwortete, seine Lage sey noch nicht so schlimm; andere als ehrenvolle Bedingnisse werde er nie eingehen, zur Unterhandlung aber wolle er den Tag abwarten. Inzwischen ließ er, was schon früher eingeleitet war, den Obersten von Scharnhorst und den Rittmeister Grafen von Golz gegen französische Offiziere gleiches Ranges, die von Kriwitz her kriegsgefangen waren, auswechseln. Noch in der Nacht sann er, sich auf Travemünde zu ziehen, als aber berichtet wurde, die ganze Gegend biete der Reiterei durchaus keinen Spielraum, sah er freilich nichts übrig, als sich in sein Schicksal zu fügen, und erließ den Befehl, alle Feindseligkeiten einzustellen. Nun erschien auch von Seiten des Großherzogs von Berg eine Aufforderung zur Uebergabe, worauf aber erwiedert wurde, die Unterhandlungen seyen schon mit dem Fürsten von Ponte-Corvo angeknüpft. Die Franzosen wollten in der Frühe am 7. November schon auf's neue angreifen, bald aber kamen die Divisionsgenerale Tilly und Rivaud, um wegen der Uebergabe abzuschließen. Sie fanden Blücher'n in Ratkau von heftigem Fieber befallen; dabei von dem lauten Rufen und Schreien während des Gefechts in Lübeck so heiser, daß er kaum reden konnte. Doch betheuerte er, daß er sich der Uebermacht des Feindes nicht ergeben würde, aber die Gegend gestatte der Reiterei nicht zu fechten, und er habe kein Pulver, noch Brot, noch Futter mehr, und diese Gründe ließ er in dem Eingange der Uebergabspunkte anführen. Ihm wurde bewilligt, vor der Niederlegung der Waffen mit allen Kriegsehren auszurücken; Offiziere und Gemeine behielten ihre Habe. Ungefähr 6000 Mann, wovon die Hälfte Reiterei, streckten das Gewehr; so wenige nur

waren noch übrig; einzelne Abtheilungen waren schon früher auf dem beeilten Zuge verloren worden oder zurückgeblieben: fünf Schwadronen unter dem General von Pelet und zehn Schwadronen unter dem General von Usedom. Blücher selbst begab sich auf sein Ehrenwort fürerst nach Hamburg, wohin seine beiden Söhne ihm folgen durften.

Die schreckliche Plünderung, welche Lübeck in Folge der gewaltsamen Einnahme von den französischen Truppen litt, wurde der Grund vielfacher Anschuldigungen gegen Blücher, daß er diese wehrlose neutrale Stadt in das Kriegsunheil mit fortgerissen, nicht nur ohne Fug und Recht, sondern auch, wie der zwei Tage darauf dennoch erfolgte Ausgang dargethan habe, ohne die Hülfe und Rettung für sich selbst, die allein noch einigermaßen solche That beschönigen könnten. Die Mittel wie die Zwecke des Krieges werden immerdar ein Gegenstand streitender Behauptungen seyn; in diesem Gebiete können Mitleid und Schonung nur in so fern walten, als sie der Kraftentwickelung keinen Einhalt thun, sonst würde kein Krieg mehr zu führen seyn, worauf die jetzige Welt doch schwerlich verzichten kann. Hier genügt, daß ein kriegerischer Zweck, und wäre es auch nur der einer längeren Ausdauer im Kampfe, den Feldherrn bei der Besetzung von Lübeck leitete, daß seine Entschließungen und Anstalten guten Erfolg verdienten, und der Zufall jener verwüstenden Plünderung von ihm weder vorhergesehen noch abgewendet werden konnte. In den Augen des Kriegers bedurfte Blücher keiner Rechtfertigung, ihm wurde nur Achtung und Bewunderung zu Theil.

Er hatte sich Spandau zu seinem künftigen Aufenthalte gewählt; da jedoch die französische Ermächtigung, sich dahin zu begeben, nicht sogleich einlief, so beschloß

er, einstweilen in Hamburg zu bleiben, und lebte daselbst nach seiner Gewohnheit fort; gebeugt von seinem und des Vaterlandes Unglück, doch unverzagt und stark, dem inneren Muthe, den er fühlte, vertrauend nach wie vor. Seine Persönlichkeit erhielt ihm auch in dieser, sogar sorgenvollen Lage ein bedeutungsvolles Ansehen. Das Volk blickte mit Vorliebe auf den vierundsechzigjährigen Krieger, der in seiner schlichten und derben Weise jeden Muth ansprach, und durch seine muntere Rüstigkeit auch erkrankt noch zu erkennen gab, er sey derselbe, von dem vielfach erzählt wurde, wie er in den Straßen von Lübeck, durch Stimme und That die Seinen befeuernd, im wildesten Getümmel mitgekämpft. Die Hamburger wurden bald mit ihm näher bekannt, und sowohl an öffentlichen Orten, als in mehreren der angesehensten Familien fand er die traulichste Zuvorkommenheit.

Seinem Wunsche nach Auswechselung kam das Glück bald entgegen. Napoleon hatte im Februar 1807, nach der Schlacht von Eilau, den General Bertrand an den König von Preußen abgesandt, um diesen durch vortheilhafte Friedensanträge zu bewegen, dem Bündnisse mit Rußland und England zu entsagen; diese Anträge fanden zwar keinen Eingang, allein bei dieser Gelegenheit kam zu Osterode am 26. Februar ein Vergleich zu Stande, in Folge dessen dreißig kriegsgefangene Generale und Offiziere von beiden Seiten gegen einander ausgewechselt wurden; unter den Auserwählten stand Blücher oben an, für ihn wurde der französische General Victor freigegeben, welchen erst kurz vorher der unternehmende Partheigänger Lieutenant von Schill auf der Straße nach Stettin aufgehoben und nach Kolberg entführt hatte. Am 16. März abends um zehn Uhr empfing Blücher durch ein Schreiben aus dem französischen Hauptquartier Osterode vom

27. Februar die erste Anzeige seiner erwünschten Auswechselung, und neues Leben ergriff sogleich den erlös'ten Kriegsmuth. Nach erhaltenen Pässen reis'te er am 22. März von Hamburg ab, und eilte über Berlin nach Finkenstein in das französische Hauptquartier, wo ihn der Kaiser Napoleon mit Auszeichnung aufnahm, eine Zeit lang zurückhielt, und endlich zu den Seinen entließ.

Vergeblich fochten die Preußen jenseit der Oder des alten Waffenruhms würdig, für das Ganze wurde dadurch wenig gewonnen. Man beschloß endlich, im Rücken des Feindes etwas Entscheidendes zu versuchen, und Blücher, zum Anführer bei dieser Unternehmung bestimmt, schiffte sich am 29. Mai in Pillau ein, und landete mit den vorangeschickten Schaaren, die etwa 7000 Mann betrugen, auf Rügen, fand aber die Schweden, deren Unterstützung zugesagt war, mit den Franzosen in Waffenstillstand, und wenn gleich dieser von Gustav Adolph wieder aufgekündigt wurde, so hemmte doch die verlorne Schlacht bei Friedland in Preußen alle kriegerische Unternehmungen, indem sie einen Waffenstillstand herbeiführte, dem am 9. Juli der unglückliche Friede zu Tilsit folgte. Die Preußen unter Blücher zogen nun nach Kolberg, und dieser behielt den Oberbefehl in Pommern, und nahm sein Hauptquartier in Treptow an der Rega, den französischen Truppen, auf deren Abzug vergeblich gehofft wurde, gegenüber. In diesem mißlichen Verhältnisse zeigte er aber so viel Klugheit und Mäßigung, als bei andern Gelegenheiten Ungestüm. Späterhin wurde seine Thätigkeit durch krankhafte Zufälle sehr gehemmt, und hypochondrische Leiden wirkten auf seine Einbildung. Dennoch verließ ihn die Hoffnung einer allgemeinen Erhebung Deutschlands gegen seine Dränger keinen Augenblick. Aber jetzt sollte sie noch nicht in Erfüllung gehen. Oestreich

unterlag, trotz des Sieges von Aspern. Der Friede von Wien schloß bald jede Aussicht einer nahen Wandlung der Dinge, und die darauf geknüpfte enge Verbindung Oestreichs mit Napoleon schien den gegenwärtigen Zustand auf weit hinaus zu befestigen. Für Blücher war der Gesichtskreis ringsumher verdunkelt, doch in seinem Innern nach wie vor leuchteten hell Muth und Zuversicht. Inmitten jener unruhigen Bewegungen war ihm aus Königsberg vom 20. Mai 1809 seine Ernennung zum General der Reiterei zugefertigt worden, und somit wenigstens auf künftigen Kriegsbefehl die erhöhte Anwartschaft ertheilt.

Immer drohender wurde in dieser Zeit die Stellung Frankreichs gegen Rußland, und an einem Ausbruche des Krieges war kaum noch zu zweifeln. Preußen kam dadurch in ein höchst drückendes und gefahrvolles Verhältniß, und hatte nirgends eine Gewähr, als in der eigenen Waffenstärke. Doch auch diese konnte es nicht retten, da vorauszusehen war, daß es gewaltsam in den Krieg gegen Rußland werde hineingezogen werden, und alles zu fürchten hatte, wenn Napoleon auch in diesem Kriege Sieger war. Wie hoch auch das Feuer des Patriotismus unter den Preußen aufloderte, die Nothwendigkeit, nachzugeben, war zu offenbar, als daß die Regierung einen entscheidenden Schritt hätte wagen können. Am 24. Februar 1812 kam das Bündniß mit Frankreich gegen Rußland zum Abschluß, und Preußen versprach 20,000 Mann Hülfstruppen für den Fall des Krieges. Die mißtrauische Eifersucht Frankreichs verlangte, daß Blücher und Scharnhorst außer Thätigkeit gesetzt würden, und so mußte denn Blücher schon im Januar 1812 seine Befehlshaberstelle niederlegen, und sich nach Berlin begeben, wo er seine Bitterkeit nur zu laut werden ließ. Um ihn

zu entfernen, schenkte ihm der König ein Gut in Schlesien, und hier lebte er nun in erzwungener Unthätigkeit.

Napoleons Heerschaaren, im Frühjahre 1812 von allen Seiten heranziehend, überschwemmten Preußen, wo sie die Festungen zum Theil schon besetzt hatten, zum Theil nebst der Hauptstadt jetzt noch besetzten, und strömten dann in ununterbrochenem Durchzuge verwüstend gegen die russische Grenze hin. Eine halbe Million Krieger hatte der französische Kaiser hier gegen die Mitte des Juni zusammengebracht, und an ihrer Spitze begann er am 24. durch den Uebergang über den Niemen seinen Einbruch in das russische Reich. Mit reißendem Vordringen gewann er Wilna, Witepsk, Smolensk, anfangs ohne Widerstand der Russen, dann mit vergeblichem, bis endlich die ungeheure Schlacht von Borodino ihm den Weg nach Moskau gewaltsam öffnete, und am 14. September diese alte Hauptstadt sich dem Sieger beugte. So glänzende Erfolge, solch rasches Ereilen eines so entlegenen Ziels überstiegen die kühnste Vorstellung; die Macht Napoleons erschien unwiderstehlich, und mehr als je das Loos der Länder und Staaten seiner Willkür unterworfen. Für Preußen insbesondere schien auf weit hinaus die traurigste Abhängigkeit befestigt, seine Truppen folgten, gleich denen Oestreichs, dem französischen Heereszuge verbündet nach, und durften von dem Kampfe keine Frucht, als die der kriegerischen Ehre hoffen. Allein die kräftig treue Gesinnung der Vaterlandsfreunde war durch die staunenswerthen Erfolge Napoleons nicht zu erschüttern; je mehr er siegte, je mehr sich ihm die Welt unterwarf, desto stärker wuchs ihre Ueberzeugung, er müsse gestürzt werden. In diesem Sinne beharrte standhaft Blücher, und mit ihm tapfere Genossen, welchen der Blick auf Spanien und Portugal das ermuthigende Beispiel eines Volks und

eines Feldherrn zeigte, welche der Allgewalt trotz boten, und denen Andere sich gleich fühlen konnten.

Früher, als es selbst die höchste Scharfsichtigkeit vorausſehen oder ahnen konnte, erschien der Zeitpunkt, in welchem sich diese muthvolle Zuversicht rechtfertigte, denn auf einmal wandte sich das Schicksal Europa's, indem der Eroberer, von seinem Glück verblendet, jede Vorsicht verschmähte, und indem er seinen Feind gering achtete, von ihm ins Verderben gestürzt ward. Moskau, worauf Napoleon seinen Kriegsplan gestützt hatte, ging plötzlich in Flammen auf, und eben dadurch versiegten reiche Hülfsquellen, worauf die Franzosen gerechnet hatten. Die Russen schlugen sich mit der höchsten Hartnäckigkeit, und ein Winter von der furchtbarsten Strenge trat so unerwartet früh ein, daß der Rückzug, zu dem sich die Franzosen nun genöthigt sahen, ihr Untergang werden mußte. Von den russischen Schaaren gedrängt, im Rücken, von beiden Seiten und endlich von vorn angefallen, konnte Napoleon den 26. und 27. November an der Beresina kaum noch seine Rettung erkämpfen, und eilte dann, die jammervollen Trümmer seines Heeres verlassend, in heimlicher Flucht fast allein über Warschau nach Dresden, wo er am 14. December anlangte, und von hier nach Paris, wo er am 18. eintraf. Mit wunderbaren Eindrücken hatte die Nachricht von dem Verderben der Franzosen die Länder erfüllt; in Preußen waren alle Gemüther aufgewacht, und es fehlte nicht an verwegenen Gedanken, dem französischen Kaiser die Rückkehr nach Frankreich abzuschneiden, ihn selbst auf dem Wege aufzuheben. Napoleons Eile überhob einer solchen gewagten Unternehmung. Inzwischen enthüllte sich das Unglück und der Verlust der Franzosen mit jedem Tage schrecklicher; von dem ungeheuren Heere standen fast nur die Hülfstruppen

Preußens und Oestreichs unversehrt, welche abgesondert als äußerste Flügel weit hinter der Mitte zurückgeblieben waren. Der Anblick der französischen Flüchtlinge, die in geringer Zahl und im elendesten Zustande durch Preußen zogen, und die Gewißheit, daß in ganz Deutschland für den Augenblick keine französische Macht vorhanden, die den siegreichen Schaaren der Russen zu widerstehen vermöchte, ließ die Kühnsten schon nicht zweifeln, der Augenblick sey gekommen, wo es nichts bedürfe, als sich offen gegen Napoleon zu erklären, um die französische Herrschaft in Deutschland völlig zu zertrümmern. Allein die sämmtlichen Festungen, welche die Franzosen an der Weichsel, Oder und Elbe besetzt hielten, ließen fast ganz Preußen wehrlos in ihre Hand gegeben, die Bande des Rheinbundes schienen das übrige Deutschland festzuhalten, und die aus Trümmern zusammengerafften letzten französischen Schaaren, die schon von der Weichsel wieder nur kämpfend wichen, halfen das Vordringen der Russen verzögern. Napoleon aber betrieb in Paris mit dem höchsten Nachdruck seiner rastlosen Thätigkeit alle Rüstungen und Anstalten, um an der Spitze eines neu erschaffenen Heeres schleunigst wieder im Felde zu erscheinen. Von ihm durfte man die riesenhafteste Anstrengung erwarten, und seine und Frankreichs Hülfsmittel noch lange nicht erschöpft glauben. Unter solchen Umständen schien die Umkehr der Dinge, welcher Blücher und dessen Freunde mit immer heißerer Ungeduld entgegen sahen, sich abermals zu entfernen, als auf einmal ein kühner Schritt, den der unter Macdonald's Befehl stehende General York wagte, unerwartet eine Entscheidung herbeiführte, durch welche alles eine neue Gestalt gewann. Die nachrückenden Russen hatten die preußische Heerschaar unter York von den Franzosen getrennt, und jetzt faßte dieser feurige General den

Entschluß, auf seine Gefahr mit den Russen eine Uebereinkunft, jedoch unter Vorbehalt der königlichen Genehmigung, zu schließen, nach welcher die preußischen Truppen aufhörten, mit den Franzosen zu seyn, und ohne sich zu erklären, daß sie sich gegen diese mit den Russen vereinigen wollten, doch diese Bereitwilligkeit durch die That zu erkennen gaben. Bei der allgemeinen Stimmung gegen die Franzosen bedurfte es nur eines solchen Signals, um das ganze Land zum Aufstande und die Regierung zu entscheidenden Schritten zu bringen. Napoleon hatte zu oft die Verträge treulos gebrochen, so daß man sich nicht für verpflichtet erkennen konnte, ihm Treue in einem gewaltsam bewirkten Bündnisse zu zeigen, und obgleich der König sich öffentlich gegen das eigenmächtige Verfahren seines Generals erklären mußte, so handelte er doch ganz in dessen Gesinnung, weil sie die allgemeine geworden war.

Um sich der Beobachtung der Franzosen zu entziehen, verließ der König Berlin, und begab sich nach Breslau, um die Verwickelung, in welche der Staat gerathen war, durch entscheidende Maßregeln aufzulösen. Aber höchst schwierig war es, in der Zeit, in welcher man noch nicht gerüstet war, die öffentlichen Angelegenheiten zu leiten, und mit bewundernswürdiger Klugheit, Besonnenheit und Kraft lös'te der Staatskanzler Freiherr von Hardenberg diese schwere Aufgabe. Für die Kriegsrüstung sammelten sich in Breslau die Männer des Vaterlandes. Scharnhorst, Gneisenau und Knesebeck standen dem Könige am nächsten, und Blücher fehlte nicht.

Am 3. Februar 1813 erging ein Aufruf an die Jugend des Landes, sich zu bewaffnen und freiwillig den Reihen der Krieger anzuschließen, am 9. schon wurde die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienste ausgesprochen.

Mit rascher Thätigkeit, mit feurigster Anstrengung wurden die Truppen gemehrt, gerüstet, gesammelt; wie viel auch für solchen Zweck geschehen war, bei weitem das Meiste blieb noch zu thun, und dies unter Noth und Hemmung aller Art. Inzwischen wurde zu Kalisch am 1. März die Verbindung Preußens mit Rußland förmlich abgeschlossen, der russische Kaiser kam den 15. nach Breslau, und als am 17. der König durch einen Aufruf an sein Volk und an sein Heer den Krieg gegen Napoleon aussprach, stand schon eine ansehnliche preußische Macht in Schlesien kampfbereit, während die Truppen unter dem General von York, der nun ruhmvoll gerechtfertigt und in seiner Befehlführung bestätigt wurde, verstärkt durch andere unter dem General von Bülow in die Mark einrückten, und die Russen vorausgeeilte Schaaren an der Elbe hatten.

Anfangs war man ungewiß, ob dem einundsiebzigjährigen Blücher, dessen wilde Husarenart fürchten ließ, daß er gleich im ersten Anlaufe alles aufs Spiel setzen werde, der Oberbefehl über die Heeresmacht in Schlesien, welche die preußische Hauptstärke bildete, anvertraut werden dürfte. Man nannte den Grafen von Tauenzien als den General, der ihm vorzuziehen sey. Blüchers Grimm entbrannte heftig. Er schimpfte laut auf diejenigen, welche im entscheidenden Augenblicke wieder nur zaghaft und bedenklich wären, durch übertriebene Schilderung die Stärke des Feindes nur immer vergrößerten, die eigene herabsetzten; ihm solle man nur 30,000 Mann geben, damit wolle er Napoleon und alle seine Franzosen aus Deutschland hinausjagen, und setzte seinen Kopf daran. Sein Toben und Schelten zeigte wenigstens den Mann, der sich seiner Sache gewiß fühlte; einem Napoleon gegenüber konnte solche Zuversicht, das war nicht zu leug-

nen, mehr ausrichten, als die klügsten Zweifel. Scharnhorst sprach am eifrigsten für den erprobten Feldherrn, in welchem noch Jugendfeuer glühte, und als er wirklich ernannt wurde, den Oberbefehl zu führen, schloß er sich ihm freudig an, und von seiner einsichtsvollen Besonnenheit ließ sich, in Verbindung mit Blüchers Heldenkraft, das Beste erwarten.

Blücher war schon am 16. März mit 25,000 Mann in Sachsen eingedrungen, und ihm gingen 13,000 Russen unter Winzingerode voran. In Bunzlau erließ er einen kräftigen Aufruf an die Einwohner von Cottbus, welche der Friede von Tilsit unter den sächsischen Scepter gebracht hatte, desgleichen an die Sachsen, denen er zurief: »Sachsen! wir Preußen betreten euer Gebiet, euch die brüderliche Hand bietend. Im Osten von Europa hat der Herr der Heerschaaren ein schreckliches Gericht gehalten, und der Todesengel hat dreimalhunderttausend jener Fremdlinge durch Schwert, Hunger und Kälte von der Erde vertilgt, welche sie im Uebermuth ihres Glücks unterjochen wollten. Wir ziehen, wohin der Finger der Vorsehung uns weiset, um zu kämpfen für die Sicherheit der alten Throne und unsere National-Unabhängigkeit. Mit uns kommt ein tapferes Volk, das die fremde Unterdrückung trotzig abgewiesen hat, und im Hochgefühl seiner Siege den unterjochten Völkern Befreiung verheißt. Wir bringen euch die Morgenröthe eines neuen Tages. Die Zeit ist endlich gekommen, ein verhaßtes Joch abzuwerfen, das uns seit sechs Jahren furchtbar drückte. Ein unglücklich begonnener und noch unglücklicher geendeter Krieg drang uns den Friedenstractat von Tilsit auf; aber selbst von jenes harten Tractats Artikeln ist uns nicht ein einziger gehalten worden. Jeder folgende Tractat steigerte die harten Bedingungen des vorhergehenden. Darum

werfen wir ab dieses schimpfliche Joch, und ziehen zum herzerhebenden Kampfe für unsere Freiheit. Sachsen, ihr seyd ein edles, aufgeklärtes Volk! Ihr wißt, daß ohne Unabhängigkeit alle Güter des Lebens für edelgesinnte Gemüther keinen Werth haben; daß Unterjochung die höchste Schmach ist. Ihr könnt und werdet nicht die Sklaverei länger tragen.« In diesem Tone fordert er sie zuletzt auf, sich mit den Preußen zu vereinigen, und mit eben dem Nachdrucke wurde hernach in Dresden ein Schreiben an die daselbst die Regierung führende Immediat=Commission öffentlich bekannt gemacht, in welcher derselben eine sehr derbe Zurechtweisung gegeben wurde, weil sie gegen die Ausschreibung der 'Kriegsbedürfnisse, welche Blücher erließ, Widerspruch erhoben hatte.

Schon am 2. April brach Blücher von Dresden auf, und sandte Abtheilungen der Reiterei weit voraus, die unter andern in Eisenach ein Bataillon sächsischer Truppen zwangen, die Waffen zu strecken. Als es kriegsgefangen in Altenburg eingebracht wurde, wo er sein Hauptquartier hatte, redete er sie herzlich als Waffenbrüder an, und wirklich trat das ganze Bataillon, Offiziere und Gemeine, zu den Preußen über. Nach so guten Anzeichen wurde der Trieb zum Vordringen nur immer lebhafter, die größten Erfolge lagen gesichert vor Augen. Allein inmitten dieser günstigen Aussichten wurde Blücher durch höhere Befehle in Altenburg unbeweglich festgehalten. Der russische Feldmarschall Fürst Kutusoff war der Meinung, die Hauptstärke des russischen Heeres dürfe nicht weiter vorrücken, bevor nicht die Ersatztruppen, die aus weiter Ferne heranzogen, angelangt wären. Die großen Verluste, welche die Russen in dem angestrengten Winterfeldzuge erlitten, die Zurücklassungen, zu denen die Einschließung von neun Festungen nöthigte, deren Zahl beim

Vorrücken sich um vier vermehrte, die Unentschiedenheit der Sachsen, welche, ungewiß ob Freund oder Feind, in Torgau standen, dann die Macht des Vicekönigs von Italien, der bei Magdeburg wieder 40,000 Mann hatte, und endlich der Heranzug Napoleons selber an der Spitze eines neuen Heeres machten es bedenklich, die russischen Streitkräfte zu sehr ins Weite zu wagen. Doch der russische Kaiser theilte diese Meinung nicht, er trat der Ansicht Scharnhorsts bei, dessen Beharrlichkeit endlich siegte, doch für den eigentlichen Zweck schon zu spät, denn nachdem Kutusoff in Bunzlau erkrankt zurückgeblieben, wo er nachher am 28. April starb, rückte zwar die russische Macht von allen Seiten über die Elbe vor, der General Graf von Wittgenstein, dem die Preußen unter York und Bülow folgten, aus der Mark, der General Graf Miloradowitsch von der Lausitz her, allein auch Napoleon hatte inzwischen Zeit gehabt, mit seiner ganzen Heeresmacht heranzuziehen, sich mit dem Vicekönig von Italien zu vereinigen, und schon auf dem rechten Ufer der Saale, gegen die Elbe hin, den Kampf zu suchen, der ihm jenseit des Thüringer Waldes hätte begegnen sollen.

Vierzehn Tage, vom 14. bis zum 28. April, mußte Blüchers Hauptquartier unverrückt in Altenburg weilen. Diese unthätige Zögerung war höchst peinlich. Blücher benutzte sie wenigstens, um seine Truppen in guten Stand zu setzen, ihre Ordnung und Zucht zu fördern.

Als am 30. die ganze französische Macht gegen Leipzig vorrückte, brachen auch die Verbündeten von allen Seiten nach dieser Richtung auf. Blücher trat, nachdem er sich mit den Russen unter dem Grafen Wittgenstein vereinigt hatte, diesem willig den Oberbefehl ab, in der Ueberzeugung, daß die Umstände dieses forderten. Am 1. Mai mußten die Russen ein Gefecht unter Winzinge-

rode mit den Vortruppen des Marschalls Ney bestehen, in welchem sie nach lebhaftem Widerstande sich zurückzogen; doch erlitten hier die Franzosen einen sehr empfindlichen Verlust, indem der Marschall Bessieres, von einer Kanonenkugel getroffen, fiel. Es kam endlich bei Lützen zur Schlacht, zwar nach einem trefflichen Plane, den Scharnhorst angegeben hatte, aber ohne daß dieser Plan kräftig ausgeführt wurde. Die ersten Angriffe waren für die Verbündeten günstig, und Prinz Wilhelm von Preußen that mit der Reiterei den vorrückenden Franzosen kräftig Einhalt. Um den Besitz einiger in der Schlachtlinie liegenden Dörfer entbrennt ein mörderischer Kampf, und indem Blücher selbst bei der Erstürmung des einen Dorfes neue Truppen herbeiführt, wird er zugleich mit Scharnhorst, doch dieser unglücklicherweise tödtlich, verwundet. Die Franzosen bemächtigten sich zum zweiten Male des Dorfes, können aber Groß-Görschen, den Hauptpunkt des Schlachtfeldes, den Verbündeten nicht entreißen. Die Schlacht würde sich für diese gewiß glänzend entschieden haben, wenn sie gleich anfangs kraftvoll vorgedrungen wären, und von ihrer zahlreichen Reiterei bessern Gebrauch gemacht hätten. Jetzt machte die Dunkelheit der Schlacht ein Ende, die erst durch ihre Folgen für die Verbündeten eine verlorene wurde. Blücher, der seine Wunde eiligst hatte verbinden lassen, setzte sich vergeblich noch am späten Abend an die Spitze der gesammten preußischen Reiterei, um mit ihr auf das feindliche Lager loszustürmen; ein Graben hemmte auf einmal die ungestüm Vordringenden, geordnetes Fußvolk hinter demselben empfing sie mit Gewehrfeuer, das Geschütz fing an gegen sie zu spielen, und mit bedeutendem Verluste mußten sie sich zurückziehen.

Die Verbündeten lagerten die Nacht auf dem Schlacht-

felde, von welchem die Franzosen sich der Sicherheit wegen zurückgezogen hatten. Beide Theile schrieben sich den Gewinn der Schlacht zu, welche die Franzosen von Lützen, die Verbündeten von Groß-Görschen benannten. Die Verbündeten, gegen 80,000 Mann stark, meist alte versuchte Krieger, und darunter die trefflichste Reiterei, hatten 10,000 Todte und Verwundete, worunter 8000 Preußen, aber nur wenige Schwerverwundete als Gefangene, und nur 2 Stücke unbrauchbar gewordenes Geschütz verloren. Die Franzosen, über 120,000 Mann, größtentheils Neulinge, und fast nur Fußvolk, von denen aber, wie auch von den Verbündeten, ein großer Theil noch nicht zum Gefecht gekommen war, hatten an Todten und Verwundeten nicht viel weniger, dagegen aber noch 800 Gefangene und 6 Kanonen eingebüßt. Ungeachtet auf Seiten der Verbündeten im Kampfe selbst so bedeutender Vortheil war, so mußte doch am folgenden Tage der Anschein des Sieges, den sie verkündigten, durch die Nothwendigkeit des Rückzuges, zu welchem sie veranlaßt waren, fast verlöscht werden. Der General von Kleist meldete nämlich, daß er, von dem General Lauriston mit starker Macht angegriffen, Leipzig verlassen, und dem Befehl gemäß sich nach Wurzen zurückgezogen habe; andrerseits hatte das russische Geschütz, so wurde ausgesagt, für den folgenden Tag keinen Schießbedarf mehr. Wittgenstein befahl daher den Rückzug gegen die Elbe hin. Unwillig folgte Blücher einer Bewegung, deren Gründe seinem vorwärts strebenden Sinne kaum einleuchteten. Am 3. Mai zog er mit den Preußen bei Droschwitz über die Elster, und nur bis Borna zurück, die Russen bis Frohburg; der Feind wagte sich nicht heran, die Tapferkeit der Verbündeten hatte ihm Scheu eingeflößt, und sein Mangel an Reiterei setzte ihn außer Stand, heftig

nachzudringen. In fester Ordnung, ohne Einbuße und Zurücklassung, gleich Truppen, die im Bewußtseyn des eben Geleisteten sich dem Feinde gewachsen fühlen, setzten jene in den folgenden Tagen langsam und gemessen ihren Rückzug fort.

Der Kaiser von Rußland, der mit dem Könige von Preußen persönlich der Schlacht beigewohnt hatte, sandte von Dresden unter dem 5. Mai an Blücher den St. Georgenorden zweiter Klasse, mit einem huldvollen Schreiben, worin es hieß: »Die Tapferkeit, welche Sie in der Schlacht am 2. Mai bewiesen haben, die von Ihnen an diesem schönen Tage geleisteten ausgezeichneten Dienste, Ihre Hingebung, Ihr Eifer, und die glänzende Art, sich jederzeit da zu befinden, wo die Gefahr am größten ist, Ihre Beharrlichkeit, das Feld der Ehre, obgleich verwundet, nicht zu verlassen, mit einem Wort, Ihr ganzes Benehmen während der Schlacht hat mich mit Bewunderung und Dankbarkeit durchdrungen.«

Das gesammte Heer der Verbündeten nahm seine Richtung nach der Lausitz, um sich in einem festen Lager bei Bautzen aufzustellen, und die Verstärkungen aus Schlesien und Polen an sich zu ziehen.

Am 13. Mai ging die Hauptstärke der Franzosen bei Dresden über die Elbe, und am nämlichen Tage zog das verbündete Heer bei Bautzen in das wohlgewählte Lager, gegen Bischofswerda und Kloster Marienstern eine starke Nachhut zurücklassend. Am 16. hatten alle französischen Truppen an verschiedenen Punkten über die Elbe gesetzt, und befanden sich auf allen Straßen im Anzuge gegen die Spree und Oder; am 18. brach Napoleon selbst von Dresden auf, und eilte an die Spitze seiner Truppen, welche er, nachdem die Zusammenziehung der Verbündeten bei Bautzen ihm unzweifelhaft geworden, nun gleichfalls

aus allen Richtungen gegen diesen Ort zusammenrief. Die Verbündeten, durch den Heranzug des Generals von Kleist, der über Großenhain und Kamenz von der Elbe eintraf, und einiger preußischen Verstärkung aus Schlesien, dann durch die am 16. und 17. erfolgte Ankunft der russischen Truppenschaar unter dem General Barclay de Tolly wieder auf 90,000 Mann gebracht, standen schlagfertig in drei Treffen.

Am 20. Mai in der Mittagsstunde drangen die Franzosen gegen die Spree vor, nahmen Bautzen, und zwangen Kleist, die Höhen, die er hartnäckig vertheidigt hatte, aufzugeben; nur Blücher hielt sich trotzig in seiner Stellung, bis die Nacht dem Kampfe ein Ende machte, der sich in der frühesten Morgenstunde des folgenden Tages erneuerte. Er war mörderisch, und obgleich Blücher sich genöthigt sah, die lange vertheidigten Höhen von Kreckwitz dem Feinde zu überlassen, nahm er doch seinen Rückzug in der ruhigsten Fassung. Doch dieß entschied die Schlacht, denn die Wiedereinnahme war nicht möglich, ohne den Kern des Fußvolks aufzuopfern; darum ward beschlossen, die Schlacht um drei Uhr abzubrechen, und durch geordneten Rückzug weiterm Verlust vorzubeugen.

Diese zweitägige Schlacht, in welcher 90,000 Russen und Preußen gegen 140,000 Franzosen gestanden, und beide Theile nahe an 30,000 Todte und Verwundete verloren hatten, war für Napoleon ein theurer Gewinn. Den Vortheil der Stellung auf Seiten der Verbündeten hatte er mit Aufopferung der Truppen überwinden müssen, die schonungslos dem Kartätschenhagel preisgegeben wurden; sein Verlust war bei weitem der größere, — über 18,000 französische Verwundete kamen in Dresden an, — und der Gewinn des Schlachtfeldes, ohne Gefan-

fangene und ohne ein Stück erobertes Geschütz, nur fünf unbrauchbar gewordene Kanonen waren ihm überlassen worden, dünkte ein schlechter Ertrag für solch blutiges Tagewerk. Seine Truppen, und selbst seine besten Generale waren betroffen durch den hartnäckigen Widerstand, den die Verbündeten zeigten, und durch die ganze Weise der Kriegführung, welche sich in diesem Feldzuge darthat. Sein Mißvergnügen warf sich auf seine Feldherren, denen er Schuld gab, sie führten die Sachen lässig, sie versäumten, gewonnene Vortheile zu benutzen; er selbst begab sich an die Spitze des Vortrabes, um die Verfolgung nachdrücklicher und ergiebiger zu machen. Am 22. Mai, dem Tage nach der Schlacht, leitete Napoleon selbst die Angriffe gegen die Nachhut der Verbündeten auf den Höhen von Weißenberg, Rothkretschmar und Reichenbach; allein sie wich nur Schritt vor Schritt, von Stellung zu Stellung, erst nach Entwickelung regelmäßigen Angriffs, dann langsam und geschlossen, ohne Verlust. Eine Kanonenkugel tödtete den französischen General Bruyeres, später eine andere, in der Nähe Napoleons, den General Kirgener, und darauf den Großmarschall Düroc. Blücher zog über Ebersbach und Ludwigsdorf, wo er über die Neiße ging, unangefochten nach Hennersdorf; Barclay bis hinter Görlitz. So ging der Rückzug, unter lebhaften, stets hartnäckig bestandenen Gefechten, in guter Ordnung fort.

Die Preußen waren bis Haynau vorgerückt, und der Oberbefehlshaber, jetzt Barclay de Tolly, in das Hauptquartier des Kaisers nach Jauer berufen worden, so daß also Blücher auf kurze Zeit den Oberbefehl in seinen Händen sahe. Da konnte er der Versuchung nicht widerstehen, ein kühnes Unternehmen auszuführen. Ohne die ihm ertheilten Befehle genau zu befolgen, erlaubte er sich,

dem Feinde einen Hinterhalt von 21 Schwadronen und 3 reitenden Batterieen zu legen, die auf ein gegebenes Zeichen hervorbrachen, und den Franzosen auf ihrem Marsche in der Ebene in Flanken und Rücken fallen sollten. Obgleich nicht alles nach Blüchers Anordnungen pünktlich ausgeführt wurde, und die Feinde durch das vorgeschriebene Abbrennen einer Windmühle zu früh aufmerksam gemacht wurden, so hatte doch das Unternehmen einen sehr glänzenden Erfolg, denn bei dem heftigen Angriff der Reiterei wurden über 1,500 Mann zusammengehauen, 400 gefangen, und von 16 eroberten Kanonen 11 mit fortgeführt, wogegen die Preußen nur 80 Todte und Verwundete hatten. Das Nachdringen der Franzosen wurde durch diese Niederlage wirksam gehemmt, und unangefochten zog Blücher am 27. Mai über die Katzbach, und endlich in das Lager von Schweidnitz, wo das ganze Heer zusammengezogen wurde.

Indem sich Alles zu neuen Unternehmungen anschickte, traten unerwartet friedliche Unterhandlungen ein, welche französischer Seits eröffnet wurden. Napoleon hatte nach den beiden blutigen Schlachten sich überzeugt, daß es ihm dießmal nicht wieder so leicht werden dürfte, Sieger zu bleiben; auch fürchtete er Oestreichs Zutritt zu den Verbündeten, und darum zeigte er sich zu Friedensunterhandlungen geneigt. Nachdem die Unterhandlungen lange fortgesetzt worden waren, kam endlich in Pleißwitz am 4. Juni ein Waffenstillstand bis zum 20. Juli zu Stande. Ein neutraler Landstrich wurde längs der gesammten Waffenlinie als Zwischenraum der beiderseitigen Truppen ausgeschieden. Hätte Napoleon die Streitkräfte der Verbündeten richtiger würdigen können, so würde er nimmermehr einen Waffenstillstand geschlossen haben, der nur diesen vortheilhaft seyn konnte. Im russischen Heere war ein

drückender Mangel an Munition eingetreten, und das preußische Heer noch bei weitem nicht organisirt; Oestreich aber, das seinen Beitritt bereits den Verbündeten zugesagt hatte, bedurfte noch Zeit zur Rüstung.

Blücher, der diese Lage der Dinge nicht genau genug kannte, oder zu leidenschaftlich beurtheilte, konnte seinen Grimm über den Waffenstillstand, der ihm schimpflich erschien, nicht unterdrücken, und es entwickelte sich aus dieser Ansicht, die von dem Heere sehr bald angenommen wurde, ein gespanntes Verhältniß zwischen Preußen und Russen, indem man diese im Verdacht hatte, daß sie besonders den Waffenstillstand betrieben hätten. Dagegen klagten die Russen über Blücher, und beschuldigten ihn, daß er an dem Verlust der Schlacht von Bautzen schuld sey, obgleich eine größere Ausdauer, als er an diesem Tage bewiesen hatte, nicht möglich war. Da er während des Waffenstillstandes Kränklichkeit zeigte, so suchte man seine Entfernung zu bewirken; doch die Vorsehung hatte ihn zum wichtigsten Werkzeuge in dem entscheidenden Kampfe, der jetzt bevorstand, ausersehen, und darum wurde er zwar von einer Zusammenkunft, in welcher der neue Feldzug berathen wurde, und bei welcher auch der mit seinen Truppen in Pommern eingetroffene Kronprinz von Schweden erschien, ausgeschlossen, aber doch zum Oberbefehl des einen von den drei Heeren berufen, welche man aufzustellen beschloß. Diesem schlesischen Heere wurde indessen eine sehr untergeordnete Rolle zugedacht, ob es gleich dem Feinde ganz nahe bleiben sollte, indem man es zum Beistande des südlichen oder nördlichen Heeres nach den Umständen bestimmte.

Bei dieser Bestimmung hatte man freilich nicht darauf gerechnet, daß Napoleon durch seinen Angriffsplan diesem Heere eine ganz andere und die wichtigere Stellung

geben könne, oder daß Blüchers Unternehmungsgeist ihm diese erringen dürfte.

Der eröffnete Congreß zu Prag hatte keinen andern Erfolg, als daß Oestreich dem großen Bündnisse gegen Napoleon offen beitrat; doch waren die Feindseligkeiten bis zum 17. August ausgesetzt worden. Von beiden Seiten war natürlicherweise alles aufgeboten worden, um sich einen glücklichen Erfolg der Unternehmungen zu sichern.

Ungeachtet der Krieg mit Spanien fortwährend mit der höchsten Erbitterung und Hartnäckigkeit fortgeführt wurde, hatte doch der französische Kaiser in Deutschland wieder ein Heer von 380,060 Mann zusammenzubringen gewußt, wobei 34,000 Reiter und 1300 Geschütze sich befanden. Außerdem hatte er in Italien 40,000 Mann zusammengezogen, die unter dem Vicekönig Eugen gegen Oestreich bereit standen, einer großen Anzahl anderer Rückhalttruppen, und der in den zahlreichen Festungen eingeschlossenen nicht zu gedenken. Doch eine noch größere Macht hatten die Verbündeten unter den Waffen. Wie im Anfange des Feldzuges ohne Zweifel die Ueberzahl auf der Seite der Franzosen, so war sie beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten unleugbar auf der Gegenseite. Die Verbündeten zählten gegen 500,000 Krieger, wobei 100,000 Reiter und über 1500 Geschütze. Die Franzosen hatten ihren Mittelpunkt an der Elbe in Sachsen, die Verbündeten dehnten sich, im Halbkreise umfassend, von der Niederelbe durch die Mark Brandenburg und Schlesien nach Böhmen bis zur Grenze von Baiern aus.

Durch eine folgenreiche Anordnung waren die Streitkräfte der Verbündeten in drei Heere so vertheilt, daß in keinem die Truppen Einer Macht für sich allein standen, sondern immer mit andern gemischt. Das Hauptquartier

in Böhmen vereinigte mit der gesammten östreichischen Macht den Kern der russischen und preußischen Truppen unter dem Feldmarschall Fürsten von Schwarzenberg, der unter der unmittelbaren Leitung der verbündeten Herrscher das Amt und den Namen eines Oberbefehlshabers auch über die andern beiden Heere führte, so weit die Umstände dieß gestatteten. Das Nordheer in der Mark, unter dem Befehle des Kronprinzen von Schweden, bestand aus einem schwedischen, einem russischen, einem preußischen und einem gemischten Heertheile. Das schlesische Heer endlich unter Blücher hatte zwei russische Heertheile, einen von 40,000 Mann unter dem General Grafen von Langeron, und einen von 16,000 Mann unter dem General von Sacken, sodann einen preußischen, der unter dem General von York über 40,000 Mann zählte. Gegen die anfängliche Absicht bestand dieses Heer dennoch aus mehr als 90,000 Mann nebst 330 Kanonen. Die Truppen waren vortrefflich, die Russen im besten Stande, gut bewaffnet und ausgerüstet, mit Reiterei und Geschütz trefflich versehen, die Preußen zwar noch unvollkommen an Waffen und Bekleidung, aber von dem besten Geiste beseelt, und zu jeder Leistung entschlossen. Die Anführer hatten Muth und Kriegskunde in ausgezeichneten Thaten schon längst bewährt. In einem Generalstabe, der nichts zu wünschen ließ, waren, unter der Leitung des Obersten von Müffling, die tüchtigsten Offiziere um den Feldherrn versammelt. Scharnhorst, der an den Folgen seiner bei Groß-Görschen erhaltenen Wunde in Prag am 28. Juni gestorben war, durfte wohl vermißt werden; allein der General von Gneisenau, der den Befehl über die preußischen Truppen bei dem Nordheer abgelehnt, und vorgezogen hatte, als General-Quartiermeister im Hauptquartier Blüchers zu verbleiben, war für dieses ein unbe-

rechenbarer Gewinn. Ungeachtet dieser äußeren Stärke und inneren Trefflichkeit des schlesischen Heeres blieb demselben gleichwohl noch immer die untergeordnete Rolle zugedacht, welche in der Berathung von Trachenberg demselben bestimmt worden war. Erst am 11. August erhielt Blücher in Reichenbach durch den General Barclay de Tolly von dieser Bestimmung nähere Kunde. Abhängig gemacht von den Bewegungen des Hauptheeres, und verpflichtet, demselben in allen Fällen als Ableiter zur Hand zu seyn, ohne sich je mit dem Feinde ernstlich einzulassen, erklärte Blücher, die Aufgabe sey ihm zu schwer, er verstünde die Künste eines Fabius nicht, seine Sache sey, drauf loszugehen, und wenn ihm das nicht erlaubt sey, müsse er lieber auf die Befehlführung verzichten. Jedoch Barclay und dessen mitanwesender General-Quartiermeister, General von Diebitsch, in den Einwürfen Blüchers das scharfe Gepräge seiner kräftigen Persönlichkeit nicht verkennend, suchten ihn zu beruhigen; er dürfe die Vorschrift, sagten sie, nicht allzu buchstäblich nehmen; ein Feldherr, der 100,000 Mann befehlige, werde immer eine gewisse Selbstständigkeit haben, und so möge er denn auch, wenn sich die Gelegenheit zeige, seinen Feind angreifen und schlagen. Unter dieser Bedingung, die jedoch Barclay noch Bedenken trug, schriftlich zu geben, wohl aber den Herrschern zur Genehmigung vorzulegen versprach, ließ Blücher nunmehr sich die angetragene Befehlführung gefallen. Da in der Folge niemals die Sache weiter erörtert oder berührt wurde, so sah Blücher alles für gutgeheißen an, und nahm sich freie Hand. Doch war es gut, daß der Sieg schnell rechtfertigte, was bei zweifelhaftem Gange der Ereignisse leicht strengen Vorwurf und schleunige Wiederbeschränkung erfahren konnte.

Blücher zog seine Truppen den 12. August am

Zobtenberge zusammen, und richtete sogleich seine Aufmerksamkeit auf den Feind. Demselben in Besetzung des neutralen Gebietes, eines Landstriches von der Breite zweier Märsche, zuvorzukommen, schien aus zwiefachen Gründen wichtig, sowohl um jene zwei Märsche schon gewonnen zu haben, falls es galt, dem gegen das Hauptheer der Verbündeten nach der Elbe abziehenden Feinde schleunigst nachzurücken, als auch um die Hülfsmittel jener weniger angestrengten Gegend für die Verpflegung nicht zu verlieren. Sorgsam bewachte er die Schritte der Franzosen, und auf die willkommene Nachricht, daß diese am 13. August sich erlaubt, bis Jauer zu streifen, und Kriegsforderungen einzutreiben, gab er sogleich Befehl, auch von preußischer Seite in das neutrale Gebiet einzudringen, die Franzosen daraus zu verjagen, doch nicht über die Katzbach, als die jenseitige Grenze desselben, hinauszugehen, bevor der Waffenstillstand völlig abgelaufen wäre. Am 14. ließ er Breslau besetzen, und bis zum 16. den ganzen Strich Landes bis zur Katzbach einnehmen. Die Franzosen wichen am 20. August fechtend über den Bober zurück, hier aber, nachdem sie alle Uebergänge zerstört, hielten sie nicht nur fest, sondern stellten sogar ihrerseits, als York sich anschickte, den Fluß zu überschreiten, die Uebergänge desselben schleunigst wieder her, und drangen aus Löwenberg am 21. mit aller Stärke unvermuthet wieder über den Bober vor. Die Nachricht, daß Napoleon angekommen, und an der Spitze der Vordringenden sey, erklärte den plötzlichen Wechsel hinlänglich, und ließ Blücher über sein Verhalten keine Zweifel. Er befahl den Rückzug, aber zunächst nur bis hinter das Gebirgswasser, die schnelle Deichsel genannt, unter stetem Geplänkel, in welchem die preußische Landwehr zum ersten Mal focht, mit tapferem Muthe, aber,

als Neulinge in solchem Gefecht, mit ansehnlichem Verlust. Nachdem sich Blücher von der Nothwendigkeit des Rückzuges aus dieser schwierigen, von Engpässen durchschnittenen Gegend, nach der offenen Gegend von Jauer überzeugt hatte, beschloß er, in dieser Gegend eine Schlacht anzunehmen oder anzubieten. Das Hervorbrechen der Verbündeten aus Böhmen, und ihr Anzug gegen Dresden zwang Napoleon, mit seinen Garden dahin zurückzukehren, und der Stillstand, der dadurch im französischen Heere eintrat, verrieth dem wachsamen Blücher, was geschehen war. Daher benutzte er augenblicklich diesen günstigen Zeitpunkt zum Angriff des geschwächten Feindes, und auch Macdonald, der Ney's Truppen wieder an sich gezogen hatte, beschloß, eine Schlacht zu liefern. So rückten denn beide Feldherren gleichzeitig und in gleicher Stärke, unter strömendem Regenguße, der die Gebirgswasser anschwellte, am 26. August gegen einander; das schlesische Heer, in drei Zügen, Nachmittag um 2 Uhr gegen die Katzbach, Langeron auf dem linken Flügel, zwischen dem Gebirge und der wüthenden Neiße, die sich durch ein tief eingeschnittenes Thal bei Kroitsch in die Katzbach stürzt, gegen Goldberg; York in der Mitte, nach Nieder-Krain, durch das genannte Gebirgswasser links von Langeron getrennt, aber rechts nahe mit Sacken verbunden; dieser auf dem rechten Flügel, in der Richtung gegen Liegnitz ausgedehnt, nach Dohnau. Doch ehe diese Truppenzüge die Katzbach erreichten, fanden sie unerwartet den Feind, der jenseits angegriffen werden sollte, schon diesseits im vollen Anzuge. Die Franzosen waren über die Katzbach, darauf über die wüthende Neiße gezogen, und rückten über Nieder-Krain heftig nach der höheren Gegend vor, welche vom rechten Thalrande der wüthenden Neiße längs der Katzbach sich gegen Liegnitz

erstreckt. Augenblicklich mußte Blücher seine ganze Anordnung, die für eine Schlacht auf dem linken Ufer der Katzbach getroffen war, für eine Schlacht auf dem rechten Ufer derselben umändern, und schnell sind seine Maßregeln ergriffen. Seine schleunigen Befehle gelangen an die Generale; Sacken erwiedert voll kriegerischen Feuers dem Offizier, der ihm die neuen Weisungen bringt, nur kurz: »Antworten Sie dem General: Hurrah!« und Blücher freut sich des guten Zeichens. Die Ueberraschung stört seine Fassung nicht, er redet zu den Soldaten, als komme Alles, wie er es gewollt und erwartet; er reitet umher, den schlauen Blick auf den Feind geheftet, und wie alles bereit ist, ruft er voll Zuversicht: »Nun, Kinder, hab' ich genug Franzosen herüber, nun vorwärts!« Andern ruft er zu: »Kinder, heute gilt's! Ihr sollt beweisen, ob ihr euren König und euer Vaterland liebt. Seht dort den Feind. Auf, zeigt euch wie wackere Preußen!« Unter dem stürmischen Ruf: »Es lebe der König!« setzt sich sogleich alles in Bewegung. Die Anhöhe zwischen den Dörfern Eichholz und Christianshöhe, auf welche der Feind hauptsächlich seine Richtung nahm, durfte ihm nicht überlassen werden. York erhielt den Auftrag, Geschütz dort aufzupflanzen, und Sacken die Weisung, sich auf Eichholz zu wenden. Allein dieser hatte schon selbst diese Richtung eingeschlagen, die Wichtigkeit des Postens erkannt, ihn sogleich besetzt, und von dorther gegen den Feind ein lebhaftes Geschützfeuer angehoben. Als die Preußen diesen Meisterstreich Sackens gewahrten, drangen sie freudig vor, entschlossen, auch ihren Theil an der Ehre des Tages zu gewinnen. York rückte längs des Thalrandes der wüthenden Neiße, dem Feinde durch den wellenförmigen Boden und heftigen Regenguß verdeckt, über Bellwitzhof hinaus, und griff auf

der Ebene von Wahlstadt das französische Fußvolk an, welches ungestüm entgegen kam; aber der Regen hinderte das Gewehrfeuer, es entstand ein Handgemenge, und die Preußen hatten mit Bajonet und Kolben schnell die Oberhand. Blücher zeigte sich überall voran; die Truppen, anfangs in finstrem Schweigen, jauchzten ihm freudig zu: »Hör', Vater Blücher, heut geht's gut.« Sie rückten unaufhaltsam vor, und ihr Geschütz, auf dem rechten Flügel ihres Zuges zu einer großen Batterie vereint, begleitete wirksam ihre Bahn. Einige französische Reiterei wollte ihnen Einhalt thun, allein die preußischen Massen, obgleich beraubt der Hülfe des Gewehrfeuers, hielten geschlossen Stand. Noch war das Gefecht unentschieden. Der Feind hatte die Dörfer Ober-Weinberg und Schlaupe verloren, allein das Dorf Weinberg noch in Besitz, und drang von Nieder-Krain mit einer neuen Truppenschaar in die Seite der Preußen vor, zahlreiches Fußvolk von dem Ney'schen Heertheile und die ganze Reiterschaar des Generals Sebastiani eilten herbei, und wurden nur durch ihr Zusammentreffen in dem langen Engwege von Kroitsch verzögert. Blücher sendet an Sacken den Befehl, mit seinen Reitern zwischen Eichholz und Janowitz dem Feinde in die linke Flanke zu fallen, und ruft die preußische Reiterei heran, um von vorn anzugreifen. Inzwischen kommen üble Nachrichten von dem linken Flügel des Heeres unter Langeron, derselbe sey im vollen Rückzuge begriffen. Eine andere Meldung lautet, der Feind sey bei Schlaupe hervorgedrungen, habe Geschütz erobert, und drohe weitere Fortschritte. Blücher befiehlt, den Rückhalt des Yorkschen Heertheils ungesäumt gegen Schlauphof und Schlaupe abzusenden, um die eigene Flanke zu decken, und die des vorgedrungenen Feindes zu bedrohen, er selbst aber zieht den Säbel, setzt sich an die Spitze der durch das Fuß-

volk durchgezogenen Reiterei, ruft: »Vorwärts!« und stürmt mit Ulanen und Husaren unter lautem Hurrah in vollem Rennen auf die feindlichen Reiter, die zwar geworfen werden, aber während des aufgelöst'en Zustandes der Verfolgenden gerathen diese selbst in Gefahr; die beiden letzten preußischen Reiterregimenter müssen aus dem Rückhalt hervoreilen, diese und die russische Reiterei von Sacken, unter den Generalen Lanskoy und Wasiltschikoff, die im rechten Augenblick dem Feinde in die Seite fällt, entscheiden das Gefecht. Die Franzosen räumen geschlagen das Feld. Einiges Fußvolk allein deckte in geschlossenen Vierecken den Rückzug bis über Nieder-Krain. In den Engwegen des Neißethals aber gerieth Alles in Verwirrung. Der Regen strömte noch immer, die Gebirgswasser wuchsen mit jedem Augenblick, und ihre tobenden Fluthen rissen Brücken und Stege fort. Vergebens suchte man Uebergänge, die eingetretene tiefe Dunkelheit ließ Tausende von Flüchtlingen in der wüthenden Neiße und Katzbach den Tod finden, eine Menge Gefangene, dreißig Kanonen nebst ihren Pulverwagen, und vieles andere Fuhrwerk, fielen in die Hände der Sieger. Die Finsterniß setzte der Verfolgung ein Ziel; der Boden war vom Regen so durchweicht, daß ein Theil des Fußvolks seine Schuhe stecken ließ, und barfuß einherzog; der Regen goß in Strömen immerfort, und löschte jedes angezündete Feuer aus.

Auf dem linken Flügel hatte sich dagegen Langeron von Stellung zu Stellung zurückgezogen, indem er überzeugt war, daß Blücher unter diesen Umständen keine Schlacht geliefert haben könne, und zu spät von dem, was an der Katzbach geschehen war, unterrichtet, konnte er unmöglich in den Schlachtplan mit Nachdruck einwirken. Daher drang frisches französisches Fußvolk muthig

bei Schmogwitz über die Katzbach vor; doch ehe es Boden gewinnen konnte, warf ihm Sacken seine Reserve entgegen, und schlug es mit großem Verlust wieder über die Katzbach zurück. Eben so erging es einer andern französischen Schaar, die gegen Jauer vorrücken wollte, und so war denn eigentlich ein vierfaches Treffen geliefert worden. Die Vortheile dieses siegreichen Tages wurden erst in den nachfolgenden Ergebnissen nach ihrem ganzen Umfange erkannt.

In dunkler Nacht, unter fortwährendem Regen, ritt Blücher, umgeben von seinen Offizieren, über das Schlachtfeld in sein Hauptquartier nach Brechtelshof zurück. An seiner Seite ritt Gneisenau. Das unfreundliche Wetter hielt den Sinn noch unter der Tageslast befangen, und schweigend ging der Zug über das nächtliche Feld. Blücher jedoch, in seinem Innern arbeitend, und seitwärts unter dem Regenmantel hervor nach seinem Nachbar schauend, ruft dem Erkrankten zu: »Na, Gneisenau,« sagt er scherzend, »die Schlacht haben wir gewonnen, das kann uns die ganze Welt nicht abstreiten; aber jetzt laßt uns mal dran denken, was wir klugerweise zusammenbringen, um den Leuten zu sagen, wie wir sie gewonnen haben?« Eine Aeußerung, die unter anderem Scheine doch nur die innere Einfalt und Bescheidenheit des Helden zeigt, der in vollem Gefühl seiner Stärke und des errungenen Sieges doch den Erfolg von der That scheidet, und in der Begebenheit eine höhere Waltung, als die seines Handelns anerkennt. Kaum unter Dach angelangt, erstattete Blücher sogleich seinen Bericht in das große Hauptquartier, gab seine Befehle für den folgenden Tag, und schrieb noch am nämlichen Abend eigenhändig einen Brief nach Breslau, worin er den guten Breslauern den erfochtenen Sieg verkündigt, ihnen seine

Verwundeten empfiehlt, und es dankbar zu erkennen verspricht, wenn die Stadt zur Erquickung seiner braven Waffenbrüder durch Uebersendung einiger Lebensmittel etwas thun wolle. Sein größter Eifer blieb auf die Verfolgung des Feindes gestellt, sie sollte mit nachdrücklichster Schnelle geschehen. York erhielt den Befehl, noch in der Nacht mit seinem Heertheile dem Feinde nachzudringen. Indeß stiegen die Gewässer mit jedem Augenblick, das Fußvolk durchwatete, bis an den halben Leib im Wasser, die wüthende Neiße bei Nieder-Krain, vertrieb die Franzosen aus Kroitsch, und sammelte sich hier zum neuen Angriff gegen die feindliche Nachhut, die sich auf den Höhen hinter Kroitsch hielt. Allein die Katzbach tobte mit aufgeschwollenen Fluthen, und bot hier nirgends mehr einen Uebergang. Doch Sacken ging bei Liegnitz über, und drang bei Hainau vor. Langeron griff die Nachhut des Feindes bei Goldberg an, warf sie mit heftigem Anfall über den Haufen, und nahm ihr Geschütz und Gefangene ab. Endlich war die Katzbach überall zurückgelegt; das nächste Gewässer, die schnelle Deichsel, jetzt gleichfalls angeschwollen, verursachte dem Feinde neuen Aufenthalt; bei dem Uebergange zu Pilgramsdorf von der Reiterei Yorks und Sackens ereilt, ließ er Geschütz, Wagen und Mannschaft zurück. Blücher selbst feuerte unaufhörlich zur Verfolgung an, den ermüdeten Truppen rief er zu: »Nur vorwärts, Kinder! mit einer körperlichen Anstrengung könnt ihr eine neue Schlacht sparen.« Sein Wort gab neue Kraft, und mit Hurrahgeschrei und »Vater Blücher lebe!« ging's weiter. Ein Theil der feindlichen Truppen gewann am 28. August die Uebergänge über den Bober bei Bunzlau und Löwenberg, später kommende fanden an letzterem Orte den Uebergang wegen der zunehmenden Ueberschwemmung nicht mehr

möglich, und Alles drängte am 29. verwirrt auf Bunzlau. Dorthin wollte Langeron nachdringen, als er genöthigt wurde, einer feindlichen Schaar, die von Zobten gegen Löwenberg in seinem Rücken einherzog, sich entgegen zu wenden. Dieß waren die Truppen unter dem General Puthod, welche durch das Gebirge gegen Jauer hatten vordringen sollen, und jetzt längs des Bobers umherirrten, vergeblich einen Uebergang suchend. Langeron schnitt ihnen die Straße nach Bunzlau, den einzigen Weg des Entkommens, völlig ab, und hieß sie das Gewehr strekken, allein auf ihre Weigerung, und nachdem Puthod auf der Höhe von Plagwitz sich zum Kampfe gestellt, ließ jener sie angreifen, und was nicht niedergemacht wurde, oder, Rettung suchend, im Bober ertrank, mußte sich ergeben. Puthod selbst und 3000 Gefangene, zwei Adler, sechzehn Kanonen und zahlreiches Fuhrwerk fiel in des Siegers Hand. Am 30. August fand sich das ganze schlesische Heer am Bober, bewerkstelligte am 31. bei Löwenberg und Bunzlau den Uebergang, und rückte bis an den Queiß vor. Blücher ließ hier am 1. September Victoria schießen und ein Tedeum halten, und gönnte den Truppen nach so großer Anstrengung einen Ruhetag.

Erst jetzt ließen die Folgen des Sieges in ihrem ganzen Umfange sich überschauen. Große Ergebnisse waren mit geringem Verluste erkauft, der Heertheil von York, welcher im stärksten Kampfe gewesen, zählte kaum 500 Todte und Verwundete, auch der Feind hatte verhältnißmäßig wenig durch das Schwert verloren, desto mehr aber in den fluthenden Gewässern, und am meisten an Gefangenen, deren noch täglich bis zum 4. September eingebracht wurden, zum Theil durch den Landsturm, der die Versprengten im Gebirge aufgriff. Immer größer stellte sich der Gesammterfolg dar, je nachdem die einzel=

nen Ergebnisse sich zur Uebersicht anreiheten; das Heer vernahm staunend die Größe des vollbrachten Werkes. In Blüchers Tagesbefehl hieß es: »Hundert und drei Kanonen, 250 Munitionswagen, des Feindes Lazarethanstalten, seine Feldschmieden, seine Mehlwagen, 1 Divisionsgeneral, 2 Brigadegenerale, 18,000 Gefangene, 2 Adler und andere Trophäen sind in euren Händen. Den Rest derjenigen, die euch in der Schlacht an der Katzbach gegenüber gestanden haben, hat der Schreck vor euren Waffen so sehr ergriffen, daß sie den Anblick eurer Bajonette nicht mehr ertragen werden. Die Straßen und Felder zwischen der Katzbach und dem Bober habt ihr gesehen, sie tragen die Zeichen des Schreckens und der Verwirrung eurer Feinde. Laßt uns dem Herrn der Heerschaaren, durch dessen Hülfe ihr den Feind niedergeworfen, einen Lobgesang singen, und im öffentlichen Gottesdienste ihm für den uns gegebenen herrlichen Sieg danken. Ein dreimaliges Freudenfeuer beschließe die Stunde, die ihr der Andacht weihet. Dann sucht euren Feind auf's neue auf.«

Das ganze Heer war zu einer begeisterten Stimmung erhoben, die Soldaten wußten nicht Ausdruck genug für ihre Freude zu finden. Wo Blücher und York sich am folgenden Tage zeigten, wurde ihnen jauchzendes Lebehoch zugerufen. Insbesondere gewann Blücher die Vorliebe der Russen von dieser Zeit an immer mehr, sie dienten freudig unter ihm, und während des ganzen Krieges erfuhr sein Oberbefehl weder Murren noch Eifersucht mehr.

Die Unfälle, welche die Verbündeten bei Dresden erlitten hatten, wo Napoleon das Hauptquartier mit großem Verlust nach Böhmen zurücktrieb, wurden an demselben Tage durch Blücher an der Katzbach, durch Bülow am 23. bei Großbeeren, und durch Ostermann,

Colloredo und Kleist am 30. bei Kulm herrlich aufgewogen. An letzterem Tage traf Blüchers Bericht im großen Hauptquartier zu Töplitz ein, und verdoppelte die Siegesfreude. Der König sandte ihm das Großkreuz des eisernen Kreuzes, der Kaiser von Oestreich das Komthurkreuz des Theresienordens, der Kaiser von Rußland von seiner eigenen Brust den Andreasorden mit einem eigenhändigen Schreiben, welches die innigste Anerkennung, den ehrendsten Dank aussprach. Auch für die Generale, insbesondere für Sacken, dessen Blücher bestens gedacht hatte, für die vielen Offiziere und Soldaten, die sich besonders hervorgethan, erfolgten zahlreiche Belohnungen.

Dem auf's neue kühn vordringenden Blücher that die Nachricht Einhalt, daß Napoleon selbst in Bautzen eingetroffen sey, und gegen ihn anrücke. Daher zog er langsam und unter lebhaften Gefechten sich hinter die Neiße zurück. Doch als Napoleon am 5. Abends mit einem Theil des Heeres wieder nach Dresden umkehrte, da er sah, daß die Verbündeten zu keiner Schlacht zu bringen waren, drang Blücher wieder vor, vereinigte sich mit den Oestreichern unter Bubna, und bedrohte das Heer des Königs von Neapel im Rücken, das sich hierauf nach der Elbe zurückzog. Hier bildete nun die französische Macht einen furchtbaren Halbkreis, dessen Mittelpunkt Dresden war. Wäre die Vereinigung mit dem Nordheere, das bei Jüterbogk und Dennewitz am 6. September Ney geschlagen hatte, möglich gewesen, und hätte das Hauptheer in Böhmen nicht so große Verluste zu ersetzen gehabt, so würde jetzt eine entscheidende Schlacht haben geliefert werden können. Da diese nicht zu bewirken war, so durfte Blücher nicht weiter vordringen, und bezog deshalb bei Bautzen ein Lager. Bis zum 22. September trat daher ein Stillstand ein, welcher zum Theil

in

in dem Zögern des Kronprinzen von Schweden, den behutsame Rücksichten zu hemmen schienen, seinen Grund hatte. Vergeblich suchte man Blücher zu bewegen, sich nach Böhmen zu ziehen und mit dem Hauptheere zu vereinigen. Auf seine eifrigen Gegenvorstellungen wurde beschlossen, ihn in seiner Stellung zu lassen, und den Feind im Rücken durch nachdrückliche Angriffe zu nöthigen, Dresden und die Elbe zu verlassen, um ihm in der Ebene von Sachsen eine Schlacht zu liefern, bei welcher dann das schlesische und Nordheer mitwirken könnten.

Die schwerste Aufgabe blieb bei diesem Plane der Uebergang über die Elbe. Ein glückliches Reitergefecht, welches Tauenzien, der bei dem Nordheere stand, am 19. September bei Mühlberg an der Elbe hatte, und die abermalige Umkehr Napoleons, der Blücher'n vergeblich zur Schlacht zu bringen suchte, nach Dresden, schien jene Aufgabe zu fördern; doch das Säumen des Kronprinzen von Schweden, der keine Anstalten zum Uebergange bei Koswig machte, warf dem schlesischen Heere neue Schwierigkeiten entgegen, die nur durch große Anstrengung und Opfer überwunden werden konnten. Ein französisches Korps von 20,000 Mann unter dem General Bertrand stellte sich dem über die Elbe setzenden Heere Blüchers entgegen, und sein Geschütz bestrich die preußischen Brückenarbeiter, ohne jedoch die Werke in der Nacht hindern zu können. Wartenburg war sorgfältig von den Franzosen verschanzt, und die Stellung derselben schien unangreifbar, weil Gewässer und Dämme sie schützten. Dennoch befahl der unerschrockene Blücher den Uebergang über die geschlagene Brücke, und auf ein mörderisches einstündiges Gefecht folgte die Erstürmung der feindlichen Verschanzungen mit dem Bajonet. Die Franzosen verloren 3000 Mann und 11 Kanonen, und zogen

sich eilig nach Wittenberg und Kemberg zurück. Die Verbündeten hatten 2000 Todte und Verwundete, und besonders die Truppen unter York, die stundenlang das Kanonenfeuer des Feindes ausgehalten hatten. Auch die schlesische Landwehr hatte sich trefflich geschlagen. Die Kühnheit und Schwierigkeit dieses Elb-Ueberganges, der Heldenmuth, welchen die Truppen und Anführer dabei bewiesen, und die Wichtigkeit des Erfolges selbst, machen den Sieg von Wartenburg zu einem der denkwürdigsten der neuern Kriegsgeschichte, der sich mit Recht für immer dem Namen York anknüpft.

Der Kronprinz von Schweden, von Blüchers Ernst unterrichtet, ging am 4. October bei Aken und Roslau nun gleichfalls über die Elbe, und folgte den Truppen des Marschalls Ney, der sich vor ihm gegen Leipzig zurückwandte. Der Kronprinz lobte in seinen Kriegsberichten Blüchers kühnen Marsch und tapfere Schlacht, und verhieß demselben darauf thätiges Zusammenwirken von Seiten des Nordheeres. Allein Blücher glaubte, fürerst nur noch seinen eigenen Kräften trauen zu müssen, und in so fern war seine Lage nicht ohne große Gefahr. Um Haltung auf dem linken Elbufer und Sicherheit des Rückzuges zu haben, beschloß er, die Linie zwischen Wartenburg und Bleddin durch ein verschanztes Lager zu 150 Kanonen in Vertheidigungsstand zu setzen, und sogleich am 4. October ließ er 4000 Arbeiter aus dem Heere zu diesem Werk aufbieten, welches am 10. fertig seyn sollte. Er selbst indeß rückte vorwärts am 5. und 6. bis an die Mulde, wo das schlesische Heer rechtshin dem Nordheere sich anreihete. York machte jetzt den rechten Flügel, Sacken den linken, der Feind zog sich auf Delitzsch und Eilenburg zurück. Sackens leichte Reiterei streifte aufwärts zwischen der Elbe und Mulde über Mokrehna bis

jenseit Wurzen, sandte durch eine Kosackenschaar hinter dem Rücken des Feindes die Nachricht von dem Vorrükken des schlesischen Heeres zu dem Hauptheere nach dem Erzgebirge, und machte auf der Verbindungsstraße des französischen Heeres zwischen Leipzig und Dresden binnen wenigen Tagen über 1000 Gefangene.

Unerwartet sahe sich Blücher genöthigt, seinen Rückhalt bei Wartenburg aufzugeben, als die Nachricht, daß Napoleon auf fünf Straßen von Meißen mit aller Macht gegen Leipzig vorrücke, den Kronprinzen von Schweden bestimmte, darauf zu dringen, daß Blücher mit ihm vereint über die Saale ginge, um hinter derselben eine Stellung zu nehmen. Blücher nahm den kühnen Vorschlag an, und ging sogleich über die Mulde, ließ die Brücken zerstören, und vereinigte sich glücklich mit dem Nordheere, doch ohne dadurch etwas Wesentliches zu erreichen, denn auf einmal läßt Napoleon vier Abtheilungen seines Heeres von 30,000, 20,000 und 15,000 Mann in einer unerwarteten Richtung auf Wittenberg, Dessau und Wartenburg vorrücken, so daß Berlin bloßgestellt war, und der Kronprinz in Gefahr kommt, von seiner Rückzugslinie abgeschnitten zu werden, wenn er nicht auf das rechte Elbufer zurückgeht. Indem er diesen Entschluß faßt, fordert er zugleich von Blücher, ihm dahin zu folgen, indem er erklärt, daß dieser in gewissen Fällen unter seine Befehle sich zu stellen durch die Anordnung der verbündeten Fürsten verpflichtet sey. Doch Blücher, der sich glaubte über den Kronprinzen beklagen zu dürfen, und wichtige Gründe hatte, hier nicht nachzugeben, drang in denselben, mit seinem Heere diesseit der Elbe zu bleiben, da er aus eingezogenen Nachrichten schließen konnte, daß das Vorrücken jener Abtheilungen des französischen Heeres nicht ernstlich gemeint, sondern nur eine Kriegslist

sey. Wirklich schien die Absicht Napoleons keine andere, als durch täuschende Bewegungen das Nordheer auf das rechte Elbufer zu locken, dann selbst schnell umzukehren, und mit aller Macht das Hauptheer anzugreifen, ehe jenes wieder zur Hülfe da seyn könnte. Doch was die Mahnungen Blüchers bezweckten, hatte der Feind selbst unterdessen schon bewirkt. Die bei Wittenberg übergegangenen Franzosen waren auf dem rechten Elbufer nicht nur bis zur Brücke von Roslau, sondern noch weiter abwärts bis zur Brücke von Acken vorgedrungen, hatten die Zerstörung auch dieser Brücke verursacht, und dem Kronprinzen dadurch unmöglich gemacht, seinen Vorsatz auszuführen.

Jetzt war Leipzig entschieden das Ziel aller seiner Bewegungen; von Dresden sollte der Marschall Gouvion St. Cyr, den aber die Befehle nicht mehr erreichten, mit 30,000 Mann heranziehen, von Erfurt war über Naumburg der Marschall Augereau mit 14,000 Mann eingetroffen, der König von Neapel zog sich mit 36,000 Mann vor dem Hauptheere der Verbündeten dahin zurück. Napoleon selbst führte 120,000 Mann von der Elbe und Mulde herbei.

Den Rückmarsch Napoleons von der Elbe gegen Leipzig hatte Blücher schleunig in das große Hauptquartier gemeldet, und seine schon früher gethane Zusage wiederholt, daß auf seine Theilnahme zu rechnen sey, wenn das Hauptquartier zur Schlacht käme; er wolle dann seinerseits gerade auf Leipzig losgehen, und den Feind dort angreifen. Am 15. October morgens empfing Blücher in Halle die Nachricht aus dem großen Hauptquartier, am 16. werde der Fürst von Schwarzenberg den französischen Kaiser südlich von Leipzig bei Wachau mit aller Macht angreifen, zugleich aber einen Heertheil auf

Lindenau, westlich von Leipzig, auf der Straße von Erfurt vorrücken lassen; er rechne auf Blüchers gleichzeitiges Vordringen, so wie auf das des Kronprinzen von Schweden, um dem Feinde auf keiner Seite die Vereinigung seiner Kräfte zu gestatten. Noch am nämlichen Tage zog Blücher von Halle in der Richtung von Leipzig bis Schkeuditz, und ließ sogleich St. Priest von Merseburg gegen Lindenau vorgehen, und das Gerücht ausbreiten, das ganze schlesische Heer rücke in dieser Richtung an. Er gab dem Kronprinzen von Schweden von seiner Bewegung Nachricht, und hoffte, derselbe würde gleichfalls noch bis Delitzsch gegen Leipzig vorrücken, um zur bevorstehenden Schlacht am 16. da zu seyn; doch hoffte er nicht stark genug, um sich auf Verabredung gemeinsamer Maßregeln einzulassen, sondern blieb gefaßt, für sich allein das Unternehmen zu bestehen. In der That rückte der Kronprinz mit dem Nordheere noch am 15. seitwärts nach dem Petersberge, und erst am 16. in die von Blücher verlassenen Quartiere nach Halle, um drei und vier Meilen hinter dem schlesischen Heere zurück. Blücher indeß, auf die Gefahr, die ganze Macht Napoleons, dessen Stützpunkt er am nächsten bedrohte, gegen sich anrücken zu sehen, und geschlagen zu werden, eilte, den Feind aufzusuchen, überzeugt, daß dem Ganzen dennoch zum Vortheil gereichen würde, was ihm insbesondere vielleicht nachtheilig ausfiele.

Am 16. morgens entdeckte Blücher den Feind, und blieb vorsichtig stehen, um zu erforschen, wo derselbe seine Hauptmacht aufgestellt habe. Sehr bald zeigte es sich, daß er das Dorf Möckern stark besetzt hielt. Dieß mußte mehrmals erstürmt werden, und stand endlich in Flammen. York hatte auf dem linken Flügel das Feuer von funfzig Kanonen auszuhalten, welche verheerend in

seine Linien einschlugen, worauf die französische Infanterie zu einem heftigen Angriffe hervordrang, aber, von dem preußischen Geschütz aus einander gerissen, ward sie durch auffliegende Pulverwagen vollends in Verwirrung gebracht. Dieser Augenblick entschied die Schlacht, und die Franzosen, überall geworfen und über einander stürzend, konnten sich nur während der Nacht in die hallische Vorstadt von Leipzig retten. Die Preußen hatten 9000 Mann verloren, die Franzosen wenigstens eben so viel, und verloren über 2000 Gefangene, 43 Kanonen und eine Menge Pulverwagen.

Auch Langeron hatte auf der Seite von Düben dem Feinde im glücklichen Gefechte 11 Kanonen und viele Pulverwagen abgenommen.

Blücher sandte noch vom Schlachtfelde einen Offizier in das große Hauptquartier, um die Nachricht von dem Siege bei Möckern, und in der Frühe seinen ersten Adjutanten, den Obersten Grafen von der Golz, um den genommenen Adler zu überbringen. Auch dem Kronprinzen von Schweden wurde die Anzeige von dem Geschehenen unverzüglich mitgetheilt. Am 17. nachmittags auf der Höhe von Gossa empfingen die verbündeten Herrscher diese gute Botschaft. Auch das Hauptquartier hatte den Tag vorher in heißem Kampfe gestanden, und bei Wachau angestrengt um den Erfolg gerungen, welchen Napoleon durch Aufbieten aller Kraft einen Augenblick an sich zu reißen schien, und zwar nicht selbst errang, aber zuletzt auch den Verbündeten wenigstens an diesem Tage nicht zugestand. Er hatte von den Truppen Marmonts, den er minder bedroht glaubte, zwei Divisionen Fußvolk und den Marschall Ney selbst zur Unterstützung an sich gerufen, und sie erst abends, als er den Angriff des schlesischen Heeres vernahm, wieder zurückgesandt.

Schwarzenberg gab die Versicherung, daß das Hauptheer eine entscheidende Schlacht liefern werde, und erklärte, daß er auf die kräftigste Mitwirkung des Nordheeres rechne.

In dem Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden hatte Blüchers Anzeige von der Schlacht bei Möckern großen Eindruck gemacht. Auf Anregung des großbritannischen Gesandten Lord Stewart hatte der Kronprinz schon am 16. October den General von Winzingerode mit 5000 Reitern zur Unterstützung Blüchers vorgeschickt; sie waren in der Nacht eingetroffen. Der Aufbruch des Nordheeres entschied sich erst auf die Botschaft des erfochtenen Sieges. Blücher nahm indeß auf diese Bewegungen keine Rücksicht mehr, er mochte weder die vergangenen Säumnisse jetzt ohne Nutzen ausführlich zur Sprache bringen, noch durch neue Verabredungen die Gelegenheit künftigen Fehltreffens zu seinem Schaden darbieten, sondern verfolgte ruhig und fest seinen Weg für sich. Am 17. wurde in Gohlis hartnäckig gefochten, und Blücher, der ungeduldig wurde, beschloß, mit bloßer Reiterei einen Versuch zu machen, ob er den Feind nicht aus dieser wichtigen Stellung vertreiben könne. Durch vier russische Husarenregimenter unter dem General Wassiltschikoff ließ Blücher die französische Reiterei an der Partha angreifen; im heftigsten feindlichen Geschützfeuer trabten sie heran, dann blieben zwei Regimenter als Rückhalt stehen, die beiden andern aber stürzten in vollem Rennen auf den Feind, warfen ihn völlig, verfolgten ihn hinter dem feindlichen Fußvolke weg bis zur Parthabrücke des hallischen Thores, und nahmen ihm Gefangene, fünf Kanonen und mehrere Pulverwagen. Das französische Fußvolk hatte sich unterdessen mit großer Fassung mitten auf dem Felde in Vierecke geordnet, stand jedem Angriff,

und gab der russischen Reiterei, die vom hallischen Thore mit ihrer Beute hinter der französischen Stellung wieder längs der Partha zurückging, wiederholtes Gewehrfeuer, unter dessen Schutz ihm darauf der eigene Rückzug nach Leipzig in guter Ordnung gelang. Nunmehr hatte Sakken auch das Dorf Gohlis genommen und behauptet, und der Feind wurde auf einige Häuser und Schanzen vor dem hallischen Thore beschränkt, die seinem Hervorbrechen zwar immer noch eine Stütze, aber schon minderen Raum gewährten. Jenes Reitergefecht aber war eines der kühnsten und glänzendsten; auf solches Gelingen that Blücher sich am meisten zu gut, ja es war ihm, als sey etwas nicht recht gethan, wenn dabei die Reiterei nicht wenigstens mitgewirkt hatte; sich selbst an die Spitze solchen Angriffs in das wildeste Getümmel zu begeben, kam er stets in Versuchung, und nicht immer konnten Gründe ihn zurückhalten.

Indem er im Begriff war, ein neues Wagestück der Art zu unternehmen, um dem Hauptheere seiner Seits jeden möglichen Beistand zu leisten, erhielt er die Nachricht, daß das Hauptheer erst am 18. die Schlacht erneuern werde, und der Kronprinz von Schweden zeigte endlich an, daß er aufgebrochen sey, um sich abends mit dem schlesischen Heere zu vereinigen. Doch diese Vereinigung führte neue Schwierigkeiten und Hemmungen herbei, indem der Kronprinz einen Wechsel der Schlachtordnung forderte, durch welchen dem Blücherschen Heere unverhältnißmäßige Anstrengung aufgebürdet ward. Daher schlug Blücher diese Forderung mit kurzen und derben Worten ab, und der Kronprinz ließ ihn darauf zu einer Unterredung einladen, um den Angriff für den morgenden Tag mit ihm zu verabreden. Diese fand Statt, als der verhängnißvolle 18. October schon angebrochen war, und

aus dieser zurückkehrend, fand er die ganze französische Linie bereits im lebhaften Gefecht.

Als das Feuer bei dem Hauptthore in der Gegend von Probstheida immer heftiger wurde, und das Gefecht an der Partha, welches Blücher mit glücklichem Erfolge leitete, nachließ, erwachte bei diesem die Besorgniß, daß Schwarzenberg der Uebermacht erliegen möchte, bevor der Kronprinz von Schweden zum Angriff käme, und in dem Gefühl, wie wichtig der Augenblick sey, befahl er, die Partha zu überschreiten. Doch kaum hatte sich die russische Reiterei auf dem linken Ufer aufgestellt, da wurde ihm auf eine höchst überraschende Weise die Besorgniß vom Herzen genommen, indem zwei sächsische Husaren- und Uhlanen-Regimenter das französische Heer verließen, und zu dem vaterländischen Heere übergingen. Blücher hieß sie willkommen, und sandte sie einstweilen zum Heertheile von York. Als gegen Mittag endlich das Nordheer zum Angriff erschien, und Blücher gegen Paunsdorf anrückte, gingen die übrigen sächsischen Truppen und zwei würtembergische Reiterregimenter unter dem General von Normann, zusammen gegen 5000 Mann, und 26 Stücke Geschütz gleichfalls über, und schlossen sich an Bülow an, ihr Geschütz sogleich gegen die Franzosen umkehrend. Jetzt war der Halbkreis der Verbündeten um Leipzig überall geschlossen, das Nordheer zwischen dem schlesischen und der Kosackenschaar des Attamans Platoff, zwischen dieser und dem Hauptheere das Heer von Benningsen völlig eingerückt, in der französischen Linie dagegen durch den Austritt der Sachsen eine gewaltige Lücke entstanden. Der General Reynier behielt nur die französische Division Durutte übrig, und zog sich gegen Reudnitz in Unordnung zurück; dieses Dorf selbst war einen Augenblick verloren. Doch Ney kam eiligst mit der Di-

vision Delmas, und Napoleon selbst mit einem Theile seiner Garden herbei, und das Gefecht stellte sich hartnäckig wieder her. Blücher indeß, unermüdet, und dem Feinde kein Aufathmen gestattend, befahl sogleich den Angriff von Schönfeld, welches mehrmals genommen und verloren wurde, bis sich endlich die Russen darin behaupteten. Auch das Nordheer war nun bedeutend vorgedrungen, und die Franzosen, von allen Seiten geschlagen, zogen sich immer enger um Leipzig zusammen; doch ließen sie sich jeden Schritt blutig abkämpfen. Gleichwohl konnte der Kampf, das war abzusehen, zuletzt nur in völligen Rückzug enden, und Blücher nahm frühzeitig auf diese Wendung Bedacht. Napoleon hatte durch den Kern seiner Garden unter dem Marschall Mortier sich des Ausgangs aus Leipzig rückwärts bei Lindenau versichert, und den General Bertrand von dort gegen Weißenfels entsendet, um den Uebergang über die Saale, als den einzigen Weg der Rettung, festzuhalten. Sobald Blücher von dieser Bewegung Nachricht empfing, sandte er an York den Befehl, noch in der Nacht aufzubrechen, und an der Saale dem Feinde seinen Rückzug auf alle Weise zu erschweren. Langeron dagegen, dessen Heertheil, wiewohl den Befehlen des Kronprinzen von Schweden untergeben, doch nur denen Blüchers gefolgt war, und jetzt völlig wieder denselben angehörte, sollte gleichfalls noch in der Nacht auf das rechte Ufer der Partha zurückkehren, um Sacken zu unterstützen, und zur Verfolgung des Feindes, sobald dessen Rückzug sich entschiede, einen Vorsprung zu gewinnen. Blücher machte an seine Truppen die größten Forderungen; aber sie waren überzeugt, daß ihre Anstrengung nothwendig, daß sie ersprießlich sey, und vergaßen gern der Beschwerden in dem sicheren Erfolg. Er selbst und seine Umgebung schonten

sich nicht, überall war der Feldherr dem Soldaten vor Augen, und theilte jede Last und Gefahr, wie jeden Ruhm mit ihm.

Am 19. um acht Uhr Morgens erlangte Blücher die Gewißheit, daß Napoleon den Rückzug angetreten habe, und nun eilten, auf die ihnen mitgetheilte Nachricht, alle Schaaren wetteifernd heran, dem Feinde Leipzig desto schneller zu entreißen. Doch die wüthendsten Angriffe waren lange vergeblich. Hier war es, wo Blücher von dem unaufhörlichen, gewaltigen Zuruf: »Vorwärts! vorwärts!« durch welchen er die russischen Fußvölker anfeuerte, diesen, welche der Bedeutung dieses ewig wiederholten Rufes inne geworden, den Hauptanlaß gab, ihn fürder mit dem schönen Namen »Marschall Vorwärts« zu benennen. Gegen 1 Uhr endlich wurde der Widerstand des Feindes erschüttert, die Preußen unter Bülow drangen von Reudnitz her in die Vorstädte ein, die Franzosen fürchteten abgeschnitten zu werden, und fuhren das Geschütz vom hallischen Thore ab. Dieser Augenblick war entscheidend, die Plänkler von Sacken stürmten in vollem Laufe über die Parthabrücke, und drangen in die Straßen der hallischen Vorstadt. Auch hier dauerte der Kampf noch fort, allein unaufhaltsam drängten Truppen über Truppen von allen Seiten herein, und zwischen den Vorstädten und der inneren Stadt, wo in grenzenloser Verwirrung Kanonen, Pulverwagen und anderes Fuhrwerk, mit Pferden, Flüchtlingen, Verwundeten und Streitenden untermischt, den Raum erfüllten, wurden die letzten Abtheilungen des Feindes, auch hier noch tapfer gegenkämpfend, endlich überwunden. Die Brücke über die Elster nach Lindenau flog in die Luft, zu früh, wie Napoleon mit einigem Anschein klagte, weil gegen 20,000 Mann und mehr als 70 Kanonen sich darüber noch retten soll-

ten, aber dem Stande der Dinge nach zu rechter Zeit, da der Andrang der Verbündeten dem Rückzuge jener schon zuvorkam. Alle Flucht war nun gesperrt, und was von Franzosen noch diesseit der Elster war, mußte sich gefangen geben; Wenige entkamen über die Pleiße und Elster, unter ihnen Macdonald; eine große Anzahl verunglückten, unter diesen Poniatowsky. Von allen Seiten zogen die Sieger ein, Russen, Preußen, Oestreicher, Schweden, voran die Herrscher und Feldherren mit ihren zahlreichen Gefolgen; unter dem Zurufe des hervordringenden Volkes, unter den Ehrenbezeigungen der zum Schutze des Königs von Sachsen aufgestellten sächsischen Leibwachen, ritt Blücher an der Spitze seines Stabes; auf dem Marktplatze stieg er ab, die verbündeten Herrscher waren hier vereint, und begrüßten einander als Sieger; als Blücher nahte, ging ihm der Kaiser Alexander entgegen, umarmte ihn, nannte ihn den Befreier Deutschlands, und führte ihn dem Könige von Preußen zu, der ihn mit gerührten Dankworten anredete. Der Kaiser von Oestreich ertheilte ihm die schmeichelhaftesten Lobsprüche. Der Kronprinz von Schweden konnte nicht umhin, den alten Helden nach Verdienst anzuerkennen. Mit Innigkeit begrüßten einander Blücher und Schwarzenberg. Der große Sieg, die endlich für Deutschland errungene Entscheidung, vereinte alle Theilnehmer in demselben Gefühle des Dankes und der Freude; kein Rückblick, keine Eifersucht störte den großen Tag. Von 170,000 Mann, die bei Leipzig gefochten, brachte Napoleon kaum 90,000 über die Saale; an Todten hatten die Franzosen 4 Generale und über 20,000 Mann, an Verwundeten, außer den Marschällen Marmont und Ney und vielen Generalen, wenigstens ebenfalls 20,000 Mann, ferner an Gefangenen 14 Generale, worunter Reynier und Lauriston,

und über 15,000 Mann verloren, ungerechnet 23,000 in den Lazarethen zurückgebliebene Kranke; ferner 300 Kanonen, 130,000 Gewehre, 900 Pulverwagen, und unendliches Gepäck und andere Beute. Aber auch die Verbündeten hatten ungeheuern Verlust, von 300,000 Kriegern, die an der Schlacht Theil nahmen, zählten sie 21 Generale, 1800 Offiziere und 45,000 Unteroffiziere und Gemeine an Todten und Verwundeten, wovon 22,000 Russen, 15,000 Preußen, 8000 Oestreicher und 300 Schweden, der Zahl nach Russen die meisten, dem Verhältnisse nach Preußen.

Blücher strengte nun jede Kraft an, dem fliehenden Feinde Abbruch zu thun. Am 20. war sein Hauptquartier in Lützen, am 21. Mittags in Weißenfels, wo man die Brücke über die Saale abgebrannt fand, aber schleunigst eine neue schlug, und bei Freiburg Gefangene und Kanonen erbeutete.

Mittlerweile war der Prinz Wilhelm von Preußen, Bruder des Königs, nach kurzem Aufenthalte in Leipzig, bei dem schlesischen Heere wieder eingetroffen, und hatte Blüchern die Ernennung zum Feldmarschall in einem äußerst gnädigen königlichen Schreiben eigenhändig überbracht. »Durch wiederholte Siege,« sagte der König, »mehren Sie Ihre Verdienste um den Staat schneller, als ich mit den Beweisen meiner Dankbarkeit Ihnen zu folgen vermag.« Auch von anderer Seite wurde Blüchers Auszeichnung nicht vergessen. Der Kaiser von Oestreich verlieh ihm das Großkreuz des Theresienordens; der Kaiser Alexander gab ihm, der schon die höchsten russischen Orden besaß, einen reich besetzten goldenen Ehrendegen. Das ganze schlesische Heer, jetzt wieder, bis auf einige Truppen unter dem Fürsten Scherbatoff, der von der Elbe her nachfolgte, auf einem Punkte beisammen,

nahm begeistert Antheil an der Beförderung und Auszeichnung seines Feldherrn, und sah in ihm sich selber geehrt und belohnt. Russen und Preußen waren unter Vater Blüchers Führung brüderlich vereint, und wetteiferten in Anhänglichkeit für ihn. Sein kräftiges Beispiel, seine eindringliche Vertraulichkeit machte aller auferlegten Mühseligkeiten und Gefahren vergessen. Er forderte viel, aber er würdigte anerkennend, was geleistet wurde, neidlos pries er jedes Verdienst, und sorgte für dessen Auszeichnung und Belohnung. Ihm folgte man zum Siege, zum Ruhme, das wußte man. Ihn schreckte kein Gegner in immer neue Zweifel. Sein verwegener Muth schloß nicht Vorsicht aus, und Schlauheit und List gesellten sich seiner Kühnheit: Eigenschaften, deren Vereine der Soldat besonders huldigt und vertraut. Unter den Kosacken galt schon längst die Sage, er sey am Don geboren, also ein Kosack selbst, und nur durch besondere Schicksale in der Jugend nach Preußen gekommen. Die alten Russen nannten ihn mit größter Ehre: »den kleinen Suwaroff«, und von ihnen ging, wie schon erwähnt, auch die Benennung aus, welche bald allgemein Blüchers schönster Ehrenname bei Heer und Volk wurde, »Marschall Vorwärts,« als welcher in der That vor allen andern Heerführern er in diesem Kriege sich dargethan hatte.

Ungeachtet des täglichen Verlustes, den das französische Heer erlitt, zählte es doch noch 80,000 gute Soldaten, und mehr als 200 Kanonen. Unaufhörlich auf seinem Marsche angegriffen, wehrte es diese Angriffe so nachdrücklich ab, daß es im Ganzen keinen beträchtlichen Verlust erlitt. Am 10. October kam Blücher in Fulda an, wo am 1. November die ersten östreichischen Truppen als Vorhut des Hauptheeres eintrafen, daher Blücher

den Weg nach Gießen einschlug, wo er am 3. November ankam. Dieser Marsch war der Gipfel der Anstrengung, die Truppen erlagen fast. Dennoch ließ fürerst ihren Mühsalen sich weder Ziel noch Rast absehen, wenn nicht die Nachricht gekommen wäre, daß Napoleon am 30. October bei Hanau, und am 31. bei Frankfurt am Main in heftiger Schlacht den Widerstand Wrede's gebrochen, und die Trümmer seines großen Heeres, noch etwa 60,000 Mann, bei Mainz über den Rhein geführt habe. Jetzt endlich gönnte auch Blücher seinem Heere Ruhe, und ließ die Truppen ausgedehnte Quartiere nehmen, um sich zu erholen und herzustellen.

Am 11. November erhielt Blücher zu seinem gro=ßen Verdrusse den Befehl, mit dem schlesischen Heere zu=rück in die Gegend von Frankfurt zu gehen, wo ihm diesseit Mainz die Einschließung der Brückenveste Kassel aufgetragen wurde. Der feurige Greis hätte wohl lieber sogleich über den Rhein gehen, und den Krieg in die Grenzen des Feindes tragen mögen, um dort Genug=thuung zu holen für vieljährige Schmach und Knechtschaft. Diese Gesinnung herrschte auch unter seinen Truppen, die jetzt von einer stolzen Zuversicht beseelt waren. So=gar hatte man den Uebergang über den Rhein auf den 15. November bei Mühlheim, Köln gegenüber, bestimmt. Statt dessen traf nun das Heer an diesem Tage vor Kas=sel ein, und lös'te dort die Oestreicher ab, welche sogleich nach dem Ober=Rheine zogen. Blücher selbst begab sich nach Frankfurt, und nahm dann sein Hauptquartier in Höchst, in der Mitte seiner Truppen.

Bei dem bedeutenden Gewinn, der jetzt errungen war, schien es am natürlichsten, vor allem das Gewon=nene sicher zu stellen, und es dem Wechsel des Kriegs=glückes durch einen allgemeinen Frieden zu entziehen, be=

sonders da von Napoleons Verzweiflung die höchsten Anstrengungen einer noch nicht gebrochenen Kraft zu erwarten waren. Daher kam es denn sehr bald zu gemeinsamen Friedensverhandlungen mit dem Kaiser von Frankreich, ohne daß die Stimmen schwiegen, welche Vollendung des großen Werkes forderten, und laut tadelten, daß man sich mit dem Halben begnügen wolle. Ohne Zurückhaltung, nur oft zu derb, drang besonders Blücher auf Fortsetzung des Krieges und Vernichtung des Feindes durch den Einbruch in Frankreich, die dagegen Vielen als Vermessenheit erschien, und wogegen warnend der Kronprinz von Schweden sich erklärte.

Die Gesinnung der verbündeten Herrscher leistete Gewähr für einen Erfolg, welcher die Opfer, die gebracht waren, rechtfertigte und belohnte. Indem sie sich zu einem Kongresse bereit erklärten, waren sie doch unablässig auf die nachdrücklichste Fortsetzung des Krieges bedacht, und durch ganz Deutschland wurde aufs eifrigste zum Kriege gerüstet, wobei die Errichtung einer Landwehr und eines Landsturms allgemein angeordnet wurde. In kurzer Zeit hatte sich am Rheine eine ungeheure Streitmasse aufgehäuft, so daß die Verpflegung höchst schwierig zu werden anfing, und die Stimmen zum Aufbruch sich immer stärker erhoben. Die Entwürfe dazu waren im großen Hauptquartier aufs Sorgfältigste erwogen worden. Die Hauptmacht unter dem Fürsten Schwarzenberg sollte durch die Schweiz nach Langres vorrücken; in Italien übernahm Oestreich die Kriegsführung allein. Die Truppen unter Bülow und Winzingerode zogen mit den Engländern gegen Frankreichs nördliche Grenze. Blücher sollte mit dem schlesischen Heere die bewegliche Mitte bilden.

Jetzt, da es wieder vorwärts ging, verstummten die Tadler, und sein Ansehen leuchtete in erhöhetem Glanze.

Sein

Sein Heer war durch beträchtliche Verstärkungen, besonders der russischen Heertheile, wieder auf 85,000 Mann gebracht, ihm wurden noch drei neue Heertheile zugewiesen, ein preußischer unter Kleist, ein hessischer unter dem Kurprinzen von Hessen, ein gemischt-deutscher unter dem Herzoge von Sachsen-Koburg, zusammen gegen 50,000 Mann, die jedoch erst in zwei Monat streitfertig seyn konnten. Die allgemeinen Entwürfe des Feldzuges waren ihm von den verbündeten Herrschern mitgetheilt, und Schwarzenberg hatte es übernommen, ihn von allen Bewegungen und Unternehmungen des Hauptheeres in Kenntniß zu setzen, wogegen er eben dieß von Blücher erwartete und erbat.

Von allen Auszeichnungen, die dem Feldmarschall bisher zu Theil geworden waren, war unstreitig diese, als Beweis des unumschränkten Vertrauens, die größte. Wichtige Gründe bestimmten ihn, sich näher an das Hauptheer zu halten, da im Norden für jetzt keine nachdrückliche Kriegsführung möglich schien, indem der Kronprinz von Schweden sich gegen Dänemark hingewandt hatte, welches noch mit Frankreich war. Blücher hoffte mit Recht, durch den Kriegsgeist, der in seinem Heere herrschend war, den trägeren Gang des größeren Körpers zu beschleunigen. Er benachrichtigte den Fürsten von Schwarzenberg von seiner in solchem Sinne gefaßten Absicht, durch Lothringen in Frankreich einzudringen, unbekümmert um die Festungen und Engwege, und in der Mitte des Januar in der Gegend von Metz einzutreffen, zu welcher Zeit das Hauptheer bei Langres stehen wollte. Da jedoch der Feind auf dem linken Rheinufer wieder einige Stärke zeigte, so wollte Blücher, um bei dem Rheinübergange weniger Schwierigkeiten zu erfahren, den Feind über sein Vorhaben erst vollkommen täuschen. Es kam darauf an,

denselben glauben zu machen, die ganze Angriffsmacht der Verbündeten wende sich nach der Schweiz, und längs des Rheins werde bloß eine Beobachtungslinie zurückbleiben. Blücher hielt seinen Plan streng geheim, und die natürliche Offenheit, die man bei seinen Aeußerungen gewohnt war, schaffte jetzt der verstellten um so mehr Glauben. Er hatte mit den Einwohnern von Frankfurt lebhaften Verkehr, Viele waren ihm noch aus den früheren Feldzügen am Rhein in guter Bekanntschaft, an deren traulicher Wiederbelebung er es nicht fehlen ließ. Er machte häufige Besuche in der Stadt, die Frankfurter kamen noch fleißiger zu ihm nach Höchst; sie luden ihn freundlichst ein, sein Hauptquartier nach Frankfurt zu verlegen, er aber versicherte, er wolle nicht rasten, und müsse bei seinen Soldaten bleiben. Schon oft hatte er laut seinen Verdruß geäußert, daß er so lange feiern müsse, und seine Ansicht der Dinge war überhaupt kein Geheimniß geblieben. Nun aber wurden seine Klagen stets herber, von seinen Winterquartieren hatte er viel zu reden, und schien endlich, nach vielem Widerstreben, sich in sein Loos zu finden. Zur Feier seines einundsiebzigsten Geburtstages nahm er am 16. Dezember zu Wiesbaden von den Offizieren Yorks einen Ball an, auf welchem er selbst und York munter mittanzten. Endlich sogar verlegte er am 25. Dezember von freien Stücken sein Hauptquartier nach Frankfurt, indem er sagte, da er nun doch einmal den Winter auf der Bärenhaut liegen müsse, so wolle er es sich auch in Frankfurt wohlseyn lassen. Wegen der Winterquartiere und der Verpflegung wurden ausführliche Anordnungen eingeleitet, und mit den Regierungen der benachbarten Länder wegen ihrer verhältnißmäßigen Leistungen unterhandelt. Eine Menge französischer Beamten, die aus den deutschen Ländern, wo sie angestellt gewesen,

in Frankfurt sich zusammengefunden hatten, und bisher zurückgehalten worden waren, sollten jetzt an dem Orte des Hauptquartiers nicht länger geduldet werden, und Blücher ließ sie am 26. Dezember sämmtlich nach Mainz abführen, wo sie zur Verbreitung dessen, was in Frankfurt allgemein geglaubt wurde, trefflich beitrugen. Inzwischen wurden so thätig, als geheim, alle Anstalten gemacht, daß in der nahen Neujahrsnacht das schlesische Heer an drei verschiedenen Orten über den Rhein ginge.

Frankreichs Aufmerksamkeit war voll Sorgen auf die Fortschritte des Hauptheeres der Verbündeten gerichtet, als unerwartet der Angriff, und viel heftiger und drohender, auch von der Rheinseite sich eröffnete. Blücher legte großen Werth darauf, gerade das neue Jahr mit dem Rhein-Uebergange anzuheben, und mit dem allgemein bedeutsamen Zeitabschnitte den Anfang einer neuen Folge wichtiger Begebenheiten zu verknüpfen. Seinen Unternehmungen gab er für Truppen und Volk durch Wort und That in solcherlei Weise besonderen Schwung und Nachdruck. In der Nacht vom 31. Dezember 1813 zum 1. Januar 1814 mit dem Schlage zwölf, da ohnehin durch Schießen und Lärmen das Scheiden des alten und der Beginn des neuen Jahres in jenen Gegenden gefeiert zu werden pflegt, ging das schlesische Heer, jetzt 85,000 Mann stark, zu gleicher Zeit bei Manheim, bei Kaub und bei Koblenz über den Rhein.

Die Franzosen hatten den Mündungen der rechtsher in den Rhein strömenden Flüsse gegenüber Schanzen aufgeworfen, um diese zum Uebergange gelegensten Punkte zu bewachen; doch ihre schwachen Posten durften an keine ernstliche Vertheidigung denken. Sacken erstürmte unter den Augen des Königs von Preußen die Neckar-

schanze gegenüber von Mannheim; St. Priest nahm die Lahnschanze bei Koblenz, der überraschte Feind wurde gefangen oder verjagt, das Geschütz erbeutet. Blücher selbst, mit Yorks Heertheil, und einem Theile von Langerons Truppen, ging bei Kaub über; die Pfalz am Rhein war der Ort, von welchem aus er die Anstalten leitete; die russischen Leinwandpontons reichten nicht hin, die ersten Truppen fuhren auf Kähnen über; die Brücke war kaum zu Stande gebracht, als die Gewalt des Stromes den Theil zwischen der Pfalz und dem linken Ufer fortriß und gänzlich umbog, so daß die Arbeit aufs neue gemacht werden mußte, und zwölf bis vierzehn Stunden verloren gingen, während welcher der Feind gutes Spiel haben konnte; allein er zog sich nach wenigen Schüssen zurück, und die Preußen drangen mit Hurrahgeschrei auf das linke Ufer nach.

Indem Blücher am 11. alles zum ernstlichen Angriff der französischen Stellung an der Saar anordnete, erhielt er die Nachricht, daß Marmont diese Stellung aufgegeben habe, und nach Verdün zurückgegangen sey. Da der Feind nirgends Stand hielt, einige Gefechte ausgenommen, welche den Muth der verbündeten Truppen nur erhöhten, so rückte das schlesische Heer immer vorwärts, doch nicht ohne die Sorgfalt, welche immitten eines so vielfach durchschnittenen und mit zahlreichen Festungen bewehrten Landes erforderlich schien. Die leichten Truppen besetzten Trier, hielten Streifpartheien vor den Festungen Luxemburg, Thionville und Metz, und drangen südwärts gegen Nancy und Saarburg vor. Zu größerer Sicherheit mußte York gegen die Festungen anrücken, mit dem Auftrage, wenn sich bei genauer Besichtigung ein vortheilhaftes Unternehmen zeigte, die eine oder die andere gewaltsam anzugreifen. Sein Erscheinen

engte wenigstens die schwachen Besatzungen ein, und vermehrte die Ungewißheit des Feindes. Unterdessen hatten die französischen Truppen unter dem Marschall Victor und General Milhaud vor dem anrückenden Heere Wittgensteins, der als Zwischenglied des Hauptheeres und des schlesischen bei Fort-Louis über den Rhein gegangen war, den Elsaß geräumt, und über Nancy die Richtung auf Chalons genommen, wohin auch Marmont gezogen war. Sackens Reiterei besetzte darauf Nancy, und am 17. Januar traf Blücher in dieser ehemaligen Hauptstadt des alten Lothringens ein. Die Stadtobrigkeit bewillkommte ihn beim Einzuge mit einer unterwürfigen Rede, welche den Schrekken erkennen ließ, mit dem die Franzosen den fremden Kriegsheeren entgegen sahen. Blücher hielt mit seiner natürlichen Beredsamkeit eine merkwürdige Gegenrede, worin er die großsprecherischen Ausdrücke, deren sich Napoleon in seinen Bekanntmachungen zu bedienen pflegte, mit seltsamer Laune nachahmte, indem er unter andern sagte: »Die Völker der Wolga, der Donau, der Elbe, der Themse und des Tajo sind ausgewandert, und stehen jetzt auf dem Gebiet des einst so glücklichen Frankreichs.« Diese Rede wurde sogleich ins Französische übersetzt, gedruckt, und tausendfältig nach allen Richtungen verbreitet. Blücher sprach und handelte, seitdem er auf Frankreichs Boden war, beständig in dem Sinne, als werde nicht mit den Franzosen, sondern nur mit Napoleon Krieg geführt, und als sey dieser schon so gut wie gestürzt, und der Krieg seinem Ende nahe. Französische Kriegsgefangene entließ er, auf ihren Wunsch, öffentlich in ihre Heimath; Napoleons Heer würde bald, so verkündete er, auf gleiche Weise auseinandergehen. So hielt er wirklich die Menge großentheils zweifelhaft, und viele alte und neue Soldaten von Napoleons Heere zurück. Auch be-

stand in dieser ersten Zeit, während des ungestörten Vordringens, bei guter Ordnung ein günstiges Vernehmen zwischen den Truppen und Einwohnern, welches erst später, als verwüstende Märsche und Gefechte eintraten, eine schlimmere Wendung nahm. In Nancy traf Blücher spanische Kriegsgefangene, die sogleich erbötig waren, gegen die Franzosen zu dienen, und daher in vier Kompagnieen, den General Sotomayor an der Spitze, den verbündeten Truppen sich anschlossen.

In der Gegend von Chalons schien Napoleon alle seine Streitkräfte sammeln zu wollen; daher zogen sich alle Heertheile, die unter Marmont, Victor, Macdonald und Sebastiani den Verbündeten entgegen gesandt waren, dahin zurück. Blücher drang, ohne den Feind zu treffen, bis Brienne vor, wo er am 26. Januar ankam. Napoleon wurde bei dem Heere erwartet, erschien am 26. Januar in Vitry, hatte am 27. ein heftiges Gefecht mit Lanskoy, und folgte den Russen, die sich nach Brienne gezogen hatten.

Als Blücher in Brienne anlangte, und man ihm die Bemerkung machte, daß hier die Kriegsschule gewesen sey, in welcher Napoleon seine erste Bildung zum Soldaten empfangen hätte, meinte er scherzend, hier könne man nun Examen halten, und zusehen, wer gut bestehe; er hoffe, der Feind solle finden, daß auch sie ihrer Seits genug gelernt hätten.

Am 29. Januar erschien Napoleon mit einem höchstens 40,000 Mann starken Heere vor Brienne, um Blüchern, den er durch einen angestrengten Marsch von York getrennt hatte, zu überfallen, und eröffnete sogleich den Angriff, indem er die Stadt mit Granaten beschoß, die an mehreren Orten zündeten. Einige Schüsse trafen prasselnd in das Dach des Schlosses, wo Blücher mit

den Seinigen eben bei der Mahlzeit saß; ein anwesender Fremder konnte seine unruhigen Besorgnisse nicht bergen, und Blücher sprach ihm scherzend zu: »Ach, ich merke nun, Lieber, Ihnen gehört wohl das Schloß? Lassen Sie sich das nicht jammern, wenn's auch zusammengeschossen wird, das bauen wir nachher wohl wieder auf!« Indeß entwickelte Napoleon nach und nach seine Truppen; von der Höhe des Schlosses zu Brienne konnte jede seiner Bewegungen in der Ebene genau bemerkt werden, und Blücher traf demgemäß seine Vorkehrungen; Pahlen zog mit seiner Reiterei nun gleichfalls durch die Stadt zurück. Blücher wurde gewahr, daß, während seine Reiterei sich gegen den linken Flügel der Franzosen auf das freie Feld gezogen, die französische sich rechts gegen die Stadt gesammelt, wo dieselbe nur hinderlichen Boden hatte; diesen Fehler benutzte er sogleich, ließ die Reiterei von Wasiltschikoff und Pahlen den linken Flügel des Feindes umgehen, und ihn darauf mit einbrechender Dunkelheit ungestüm angreifen. Die Franzosen geriethen in Unordnung, und gaben ihre Batterieen preis, von denen jedoch die Russen nur fünf Kanonen fortbrachten. Der General Olsusieff, von Langerons Heertheil, behielt mit 4000 Mann und 24 Kanonen die untere Stadt besetzt, und das Gefecht schien für diesen Tag beendet. Doch durch eine kaum zu erklärende Fahrlässigkeit gerieth Blücher in der Nacht in die größte Gefahr, und verdankte nur der Wachsamkeit des Grafen Nostitz seine Rettung. Indem nämlich die Sackenschen Truppen unaufhörlich den Tag über und noch am späten Abend in die Stadt einzogen und durch die Stadt rückten, dachte niemand, als der Einmarsch aufgehört hatte, daran, von dieser Seite den Eingang in die Stadt gegen die Feinde zu sichern, und mit großer Kühnheit benutzten diese die Sorglosigkeit

der Verbündeten, um das Schloß in der Nacht zu überfallen. Blücher und Gneisenau hatten kaum Zeit, bei den ersten Schüssen sich auf ihre bereit stehenden Pferde zu werfen, und überall, wohin sie sich wandten, kam ihnen die eingedrungene feindliche Reiterei theils entgegen, theils auf dem Fuße nach, so daß sie wie durch ein Wunder der Gefangenschaft entgingen.

Eben dieß Schicksal traf fast zu gleicher Zeit Napoleon und sein Gefolge, indem er Nachts in sein Quartier zurückreiten wollte. Plötzlich sprengte eine Schaar Kosacken in den Weg, und jagte Alles durch einander. Von beiden Seiten wurde geschossen, und seine nächsten Begleiter waren schon überritten, ihm selbst die Feinde so nahe, daß seine Rettung kaum zu begreifen ist.

Blücher hatte zwar noch in der Nacht die Stadt, in welcher das Gefecht bis 11 Uhr mit großer Wuth fortdauerte, völlig wieder einnehmen lassen, allein da der Feind nicht aus dem eroberten Schlosse zu vertreiben war, und die Feuersbrunst in Brienne zunahm, so räumte Blücher am Morgen die Stadt, und zog nach Trannes zurück.

Der Unfall in Brienne machte im Hauptquartier der großen Armee einen sehr üblen Eindruck, und die Friedenspartei fing an wieder sehr laut zu werden. Es wurde immer sichtbarer, daß man östreichischer Seits die Fortsetzung des Krieges nicht wünschte, und daher unterließ, mit Nachdruck vorzugehen. Auch Napoleon blieb unerwartet vom 30. Januar bis 1. Februar ruhig in Brienne stehen, wahrscheinlich in der Hoffnung, durch die neuen Friedensunterhandlungen, die in Chatillon für Seine eröffnet waren, mehr, als durch die Waffen zu gewinnen, da er wohl von der Stimmung, welche im großen Hauptquartiere herrschte, unterrichtet war. Unter diesen Umstän-

den war es ein großes Glück, daß man vor allem Blücchers Zustimmung zu erhalten wünschte, und diesen daher auszuforschen suchte. Seine freimüthige und heroische Erklärung: »Wir müssen nach Paris, und Napoleon muß von dem Throne herunter, auf dem er nie hätte sitzen sollen,« wurde zwar heftig getadelt, und der Vorfall von Brienne benutzt, ihn aufs neue der Unbesonnenheit und Tollkühnheit zu bezüchtigen; allein sie verfehlte doch ihres Eindruckes nicht, und man trug doch nun wenigstens großes Bedenken, mit einer so überlegenen Macht in dem Augenblicke zurückzugehen, da Napoleon noch nicht seine ganze Kraft gesammelt hatte. So wurde denn endlich eine Schlacht beschlossen, und wirklich begann sie im Schneegestöber bei la Rothiere auf einem tiefen Lehmboden, der durch den bloßen Nachtfrost nicht fest geworden war, und auf dem das Geschütz nur mit doppelter Bespannung fortgebracht werden konnte, in einer für die Verbündeten ungünstigen Stellung. Die Schwierigkeiten bei der Aufstellung des Geschützes waren so groß, daß erst gegen drei Uhr Nachmittag das Geschütz gegen die feindliche Stellung in's Feuer kam. Die Russen machten einen glücklichen Angriff auf die französische Reiterei, und nahmen 32 Kanonen, die Napoleon eben seinem linken Flügel zur Unterstützung sandte. Im wüthendsten Handgemenge wurde um das Dorf la Rothiere gestritten, und erst um 11 Uhr in der Nacht war der Besitz desselben errungen. Unterdessen hatte rechts der Kronprinz von Würtemberg das Vorwerk la Giberie und 11 Kanonen genommen, die Baiern unter Wrede hatten Marmont aus Mervilliers vertrieben, das Dorf Chaumenil und 25 Kanonen genommen, und als die Nacht einbrach, sah sich Napoleon in der Mitte und auf seinem linken Flügel völlig geschlagen, so daß ihm keine

Wahl mehr blieb, als schleunig den Rückzug anzuordnen, welchen Dunkelheit und Wetter noch begünstigten.

Die Schlacht von Brienne, oder von la Rothiere, wie Blücher sie nannte, war die erste, welche auf französischem Boden gefochten wurde, die erste, in welcher Blücher und Napoleon persönlich gegen einander anführten. Unter den Augen der verbündeten Herrscher, die bei Trannes dem Kampfe folgten, in Gegenwart Schwarzenbergs und seiner Umgebungen, hatte Blücher den Gegner in die Flucht geschlagen. Als Graf Nostitz den verbündeten Herrschern die erste Meldung Blüchers, la Rothiere sey gewonnen, und der Sieg entschieden, überbrachte, umarmte ihn der Kaiser Alexander mit den Worten: »Sagen Sie dem Feldmarschall, er habe allen seinen früheren Siegen die Krone aufgesetzt.« Der Sieg der Verbündeten würde vollständiger gewesen seyn, wenn mehr Truppen zur Schlacht gekommen, und wenn nach derselben kraftvollere Bewegungen geschehen wären. Allein auch so hatte Napoleon den härtesten Schlag erlitten. An Todten und Verwundeten hatte er über 5000 Mann, 3000 an Gefangenen, und, was für ihn fast unersetzlich war, 82 Stücke Geschütz verloren. Der Verlust der Verbündeten betrug ebenfalls über 5000 Mann, hauptsächlich von dem Heertheile Sackens, dessen Kampf der heftigste und dauerndste gewesen war. Das Wichtigste jedoch war der Eindruck, welchen diese Schlacht auf die Gemüther machte. Die Franzosen fühlten ihren Glauben an Napoleons Unüberwindlichkeit tief erschüttert, denn hier war keine Täuschung möglich, da er unter den Augen seines Volkes eine Niederlage erlitten hatte, und der Muth der Verbündeten erhob sich desto kühner, da Russen, Preußen, Oestreicher, Baiern und Würtemberger vereint unter Anführung eines preußischen Feldherrn gesiegt hatten.

Blücher hatte der langsamen und schwankenden Kriegsführung durch diesen Sieg einen Schwung gegeben, seine Feinde im großen Hauptquartiere zum Schweigen gebracht, sein Feldherrntalent aufs neue bewährt, und die Truppen mit kühner Zuversicht erfüllt.

Am 2. Februar Mittags wurde auf dem Schlosse zu Brienne in einem Kriegsrathe beschlossen, die Heere zu theilen, und ihnen verschiedene Richtungen zu geben, indem die Verbündeten durch ihre große Ueberlegenheit an Reiterei sich gegen jeden Nachtheil, der daraus entstehen konnte, gesichert glaubten, und durch diese Anordnung dem oft schon eingetretenen Mangel an Lebensmitteln vorzubeugen hofften. Aber sehr bald zeigte sich, daß auf diese Art kein kräftiges Zusammenwirken der verschiedenen Heeresabtheilungen mehr möglich war, und daß der Feind aus dieser Zertheilung der Streitkräfte bedeutenden Gewinn zu ziehen wußte. Dieser Gewinn war desto größer, da er die Zuversicht des feindlichen Heeres schwächte, und es durch einen bedeutenden Verlust unfähig machte, angriffsweise zu verfahren. Vier Tage hindurch griff Napoleon, indem er jedes Hinderniß, das ihm die Witterung und der Boden entgegensetzten, durch Anstrengung überwand, in vier besondern Gefechten die getrennten Abtheilungen des 50,000 Mann starken schlesischen Heeres mit Uebermacht an, und nöthigte Blücher, in dem eilfertigsten und für die Truppen höchst erschöpfenden Rückzuge sich die Rettung von gänzlicher Vernichtung zu sichern, wobei der unerschütterliche Feldherr doch für einen Augenblick seinen Gefühlen unterlag, und den Tod suchte, indem er sich dem feindlichen Feuer ohne Noth aussetzte, bis Nostitz, der ihm überall als Schutzengel zur Seite stand, ihn durch ein kräftiges Wort dahin brachte, daß er für seine Sicherheit sorgte: »Wenn Euer Excellenz,« sagte er,

»sich hier, wo noch nichts verloren ist, todtschießen lassen, so wird die Geschichte auch nicht viel Rühmliches davon zu sagen haben.«

Die Sackensche Abtheilung des Heeres gerieth am meisten bei diesem Hin- und Herziehen in Gefahr, und mußte ihren Rückzug eine ganze Nacht hindurch mit der höchsten Anstrengung durch morastige Waldgegenden fortsetzen, wobei 10 Kanonen stecken blieben, und 5000 Mann verloren gingen. Indem Sacken und York sich vereint über die Marne zurückzogen, erlitten sie noch einen Verlust von 2000 Mann und 8 Kanonen, und verdankten es der tapfern Vertheidigung der Brücke, welche Prinz Wilhelm von Preußen mit 2000 Mann behauptete, daß sie einer Niederlage entgingen.

Dieser glückliche Erfolg, der durch 6000 Gefangene und 27 Kanonen, welche im Triumph nach Paris eingebracht wurden, einen gewissen Glanz erhielt, richtete den Kriegsruhm Napoleons und die Zuversicht der Seinen wieder auf; doch Blücher fühlte sich dadurch keineswegs gebeugt, und dachte nur darauf, das Verlorene wieder einzubringen. Seine muthige Stimmung theilte sich sehr bald den Truppen mit. In seinen Berichten nahm er alle Verantwortung auf sich, und zeigte dadurch aufs neue seine edelmüthige Gesinnung und Heldengröße.

Da der Feind ihm nicht nach Chalons folgte, wo alle Abtheilungen seines Heeres am 16. und 17. sich vereinigten, so konnte er sehr bald sich wieder in Angriffsstand setzen, und sogar dem Fürsten Schwarzenberg das Versprechen geben, welches unter diesen Umständen fast abenteuerlich erscheint, ihn auf dem Kampfplatze nicht allein zu lassen. Dieser hatte zwar Fortschritte gemacht, aber nicht sehr bedeutende. Dennoch beunruhigten sie Napoleon aufs äußerste, besonders da er hörte, daß Fontaine-

bleau von östreichischer Reiterei besetzt sey. Daher eilte er schon am 15. früh mit seiner Garde nach der Seine zurück, und griff, mit Victor und Oudinot vereint, am 17. den Vortrab Wittgensteins an, der 9 Kanonen und mehr als 1000 Mann verlor, drängte in einem hitzigen Gefecht den Kronprinzen von Würtemberg zurück, und nöthigte dadurch den zu besorglichen Schwarzenberg, sich mit dem ganzen Heere, nicht ohne Verlust, zurückzuziehen.

Schwarzenberg beschloß, das Heer hinter Troyes in die Stellung von St. Parre zu führen, und daselbst gegen Napoleon Stand zu halten, wenn Blücher versprechen könnte, zum 22. oder 23. Februar an der zu liefernden Schlacht wenigstens mit 30,000 Mann Theil zu nehmen. Als Blücher diese Botschaft durch Schwarzenbergs Adjutanten, den Major Grafen von Schulenburg, empfing, freute sich sein Herz, und er gab zur Antwort: »Ich werde am 21. Februar mit 53,000 Mann und 300 Kanonen bei Mery zur Schlacht bereit seyn.« Die Verstärkungen von allen Waffen, welche stufenweise vom Rheine nachrückten, Russen, unter den Generalen Rudzewitsch, von Korff, Langeron und St. Priest, Preußen unter den Generalen von Röder, von Klüx, von Lobenthal und von Jagow, deren Herbeikommen durch zweckmäßige Befehle beschleunigt wurde, und von welchen wenigstens einige Abtheilungen binnen wenigen Tagen eintreffen mußten, konnten ihn in Stand setzen, bei der rastlosen Thätigkeit seiner Umgebungen und dem noch immer herrlichen Geiste seiner Truppen, ein solches Versprechen wirklich zu erfüllen.

Die Siege, deren Napoleon sich erfreute, sollten, nach dem Rathschlusse der Vorsehung, seinen Untergang herbeiführen, und darum mußten sie den für die Verbün-

deten so glücklichen, wenn gleich nicht gewünschten Erfolg haben, daß sie die abermals angeknüpften Friedensunterhandlungen vereitelten, indem auf einmal der alte Trotz und Uebermuth zurückkehrte, mit welchem Napoleon bis dahin seine Gegner behandelt hatte. Einem Botschafter Schwarzenbergs antwortete er im vollen Uebermuthe, und so mußte Blüchers Niederlage durch ein wunderbares Verhängniß die Hoffnungen und Entwürfe der Friedenspartei zernichten. Doch einstweilen verfolgte Napoleon mit großem Nachdruck die errungenen Vortheile.

Als er bei Mery eine überaus hartnäckige Gegenwehr findet, fragt man mit Verwunderung, wer dieser trotzige Feind sey, und Napoleon will es nicht glauben, als man ihm versicherte, daß es Blüchersche Truppen wären, da diese, nach seiner Meinung, auf 30 Stunden rückwärts stehen müßten. Doch es bestätigt sich, und man begreift nicht, wie diese Truppen, die sich bei Chalons kaum von ihrer Niederlage erholt haben konnten, so schnell wieder, und hier plötzlich auf dem Kampfplatze erschienen? Jedoch stellte er sich für jetzt dem Schwarzenbergschen Heere nachdrücklichst entgegen, um von dieser Seite ein Uebergewicht zu erhalten.

Blücher indeß harrte am 23. bei Mery der Verfügungen zur Schlacht, die ihm aus dem großen Hauptquartiere zukommen sollten. Statt derselben empfing er die Nachricht, mit dem Feinde werde unterhandelt, Schwarzenberg habe die Anträge zur Einstellung der Feindseligkeiten wiederholt, und wolle sich zurückziehen. Daß man Waffenstillstands-Anträge gemacht, die noch dazu Napoleon verwerfen durfte, konnte Blücher gar nicht fassen, noch weniger, daß man mit 124,000 Mann, so stark waren die beiden Heere, vor dem Feinde, der nicht über 62,000 Mann haben konnte, ohne Schlacht zurück-

weichen wollte. Er sandte den Obersten von Grollmann nach Troyes, und ließ Schwarzenberg beschwören, nicht weiter zurückzugehen, sondern, ungeirrt durch den prahlerischen Anschein des Feindes, demselben die Schlacht zu liefern, auf die hier alles ankomme; er selbst mit dem schlesischen Heere allein wolle die Schlacht liefern, dafern ihm das Hauptheer nur zum Rückhalt bliebe. Weit andern Ansichten und Eindrücken war man in dem großen Hauptquartiere schon gefolgt. Die glücklichen Gefechte Napoleons und die Nachtheile der Oestreicher bei Lyon hatten die früheren Plane durchaus zerrüttet, und Schwarzenberg wollte die ganze Heeresmacht nach Chaumont und Langres zurückführen; schon war deßfalls eine Verfügung auch an Blücher fortgeschickt. Blüchers Abgesandter fand durch seine Aufträge diesen Beschluß nicht mehr zu ändern, stellte jedoch vor, wie Blücher, bei der Art wie man ihn kenne, kaum zu bewegen seyn werde, einen Rückzug mitzumachen, den er für durchaus unnöthig, ja für unverantwortlich halte. Unterdeß erfuhr der Oberst von Grollmann, daß die verbündeten Herrscher selbst den Rückzug, der ihrem Sinne nicht entsprach, nur ungern geschehen ließen, und daß von ihnen kein Befehl ausgegangen sey, der Blüchern vorschriebe, auch mit dem schlesischen Heere unter jeder Bedingung der Rückwärtsbewegung des Hauptheeres zu folgen. Mit diesen Nachrichten kehrte der Oberst am 23. Morgens von Troyes nach Mery zurück. Hier hatte Blücher inzwischen den Feind — Napoleon selbst war ihm in Chatres gegenüber — in Augenschein genommen. Es war ein kalter Tag, und der heftige Wind ließ im Freien kein angezündetes Feuer, an welchem der alte Feldherr sich zu wärmen wünschte, bestehen. Endlich fand sich eine gegen den Wind gedeckte Stelle, wo aber, wie bemerkt wurde,

feindliche Kugeln häufig einschlugen. Dieß war für Blücher kein Abhaltungsgrund; begleitet von seinem Adjutanten, Grafen von Nostitz, und von dem General von Valentini, begab er sich zu Fuß dorthin, ganz nahe den russischen Plänklern, welche gegen die französischen im heftigsten Feuer standen. Er sprach mit dem Fürsten Scherbatoff dem jüngern, der die Russen befehligte, über die Anordnung des Gefechts, und ließ sich beim Feuer nieder. Plötzlich wurden die russischen Plänkler zurückgedrängt, und Blücher durfte nicht länger weilen; im Zurückgehen erhielt Scherbatoff einen Schuß, Valentini gleichfalls, ein dritter traf Blüchern am Fuß, daß er auffuhr; Nostitz aber, dessen Arm er gefaßt hatte, führte ihn ungesäumt weiter. Bei näherer Besichtigung fand sich der Fuß unverletzt, und nur der Stiefel zerrissen. »Das ist schlimm,« sagte Blücher, »wir haben mehr Doktors als Schusters bei uns.« Als er sodann am Ufer der Seine, nach einem Uebergange forschend, auf und nieder ritt, begegnete ihm unerwartet der Fürst von Lichtenstein, welcher, durch einen französischen Offizier den Vorposten übergeben, von seiner schon erwähnten Sendung zurückkehrte. Die Mittheilungen über Napoleons unbiegsamen Trotz waren für Blücher entscheidend, er sah nur die gesteigerte Nothwendigkeit, diesen Feind bis zur Vernichtung zu bekriegen, und mit ihm keinen Stillstand einzugehen. Mittlerweile langte aus dem großen Hauptquartiere die Vorschrift zum Rückzuge, aber auch der von Blücher dorthin gesandte Offizier an. Blücher gerieth in großen Unwillen, und drückte denselben heftig aus. Die meisten Generale und Offiziere seines Heeres theilten seine Gesinnungen, und es fielen leidenschaftliche Reden vor; ja es fehlte nicht an Meinungen, welche behaupteten, alles, was seit der Schlacht von la Rothiere vorgegan=

gangen, sey durch Ränke der Friedensparthei gefügt worden, man habe Blücher absichtlich im Stiche gelassen, um ihn so zu schwächen, daß er nicht mehr dem Frieden entgegen wirken könne, und jetzt habe man ihn zur Schlacht gerufen, um ihn in einen Rückzug fortzureißen, mit welchem der Krieg enden solle.

Blücher faßte sogleich den Entschluß, sich nicht zurückzuziehen, und entwarf den kühnen Plan, seine Verbindung mit dem Hauptheere freiwillig aufzugeben, und geradezu gegen Paris vorzurücken, eine Bewegung, welche den französischen Kaiser zur schnellsten Umkehr nöthigen, und das Hauptheer zum Standhalten zwingen mußte. Doch dieser kühne Plan konnte nur unter der Bedingung ausgeführt werden, daß die aus den Niederlanden angekommenen Heeresabtheilungen unter Winzingerode und Bülow mit 25,000 Russen und 20,000 Preußen an der Schlacht Theil nehmen durften. Zu diesem Zweck schrieb Blücher sofort eigenhändig an den König, und zugleich an den russischen Kaiser, da er es nur mit den Truppen dieser beiden Fürsten zu thun hatte, theilte ihnen sein Vorhaben mit, und bat sie, ihm den Oberbefehl über jene beiden Heertheile anzuvertrauen, die zwar zum Nordheere gerechnet wurden, dessen Befehlführer indeß noch nicht den Boden Frankreichs betreten hatte; Blücher ließ mündlich die Versicherung hinzufügen, Napoleon werde unfehlbar das Hauptheer verlassen, und dem schlesischen nacheilen, dann aber möchte nur jenes auch wieder umkehren, und neuerdings vorrücken. Das Schreiben lautete wie folgt: »Der Oberst von Grollmann bringt mir die Nachricht, daß die Hauptarmee eine rückgängige Bewegung machen wird. Ich halte es für Pflicht, Ew. Majestät die unvermeidlichen nachtheiligen Folgen davon allerunterthänigst vorzustellen: 1) die ganze französische

Nation tritt unter Waffen; der Theil, welcher sich für die gute Sache geäußert hat, ist unglücklich; 2) unsere siegreiche Armee wird muthlos; 3) wir gehen durch eine rückgängige Bewegung in Gegenden, wo unsere Truppen von Mangel gedrückt werden; die Einwohner werden durch den Verlust des Letzten, was sie haben, zur Verzweiflung gebracht; 4) der Kaiser von Frankreich wird sich von seiner Bestürzung, worin er durch unser Vordringen gebracht worden, erholen, und seine Nation wieder für sich gewinnen. Ew. Majestät danke ich unterthänigst, daß Sie mir die Offensive zu beginnen erlaubt haben; ich darf mir alles Gute davon versprechen, wenn Ew. Majestät die bestimmten Befehle geben, daß die Generale von Winzingerode und von Bülow meiner Aufforderung genügen müssen. In dieser Verbindung werde ich auf Paris vordringen, und scheue so wenig den Kaiser Napoleon wie seine Marschälle, wenn sie mir entgegen treten. Erlauben Ew. Majestät, daß ich mich glücklich schätzen werde, an der Spitze der mir anvertrauten Armee Ew. Majestät Befehle und Wünsche zu erfüllen.« Mit diesen Anschlägen und Bitten sandte er den Obersten von Grollmann abermals nach dem großen Hauptquartiere, und schritt unterdeß, damit nicht Schwarzenberg immer größeren Raum aufgäbe, ungesäumt zur Ausführung. Im ersten Augenblicke meinte Schwarzenberg, das schlesische Heer dürfe sich von ihm nicht trennen, dasselbe habe seine Stelle auf dem rechten Flügel angewiesen, noch immer sey er Willens, eine Schlacht zu liefern, nur müsse er dazu seine Kräfte rückwärts besser zusammenziehen. Ein großer Kriegsrath in Bar-für-Aube vereinigte jedoch alsbald alle Stimmen für Blücher. Auch Schwarzenberg, ein edler Charakter und persönlich unerschrockener Feldherr, erkannte Blüchers Verdienst, und zeigte keine

Empfindlichkeit. Die verbündeten Herrscher billigten sein Unternehmen, hießen ihn mit allem Nachdruck handeln, und stellten nicht nur, nach seinem Wunsche, die Heertheile von Winzingerode und Bülow, sondern auch den des Herzogs von Sachsen-Weimar, der noch in den Niederlanden stand, unter seinen Befehl. Das Hauptheer aber setzte dabei, wie vorher, seine rückgängige Bewegung fort, und neue Waffenstillstands-Anträge wurden zu Lusigny bei Vendoeuvres zwischen beiderseitigen Bevollmächtigten verhandelt.

Der Marsch, den Blücher nun unternahm, gehört, nach dem einstimmigen Urtheile aller Kriegskundigen, zu den größten und glänzendsten Unternehmungen des ganzen Krieges. Es war die reifste Ueberlegung, die ihn bewog, nicht zuerst die Vereinigung mit Winzingerode und Bülow zu suchen, wie am sichersten und ganz leicht gewesen wäre, sondern gleich gegen Paris vorzudringen, um nur Napoleon so schnell als möglich nachzuziehen, dann erst auf jene sich zu stützen, und seinem Anrennen eine vereinte Stärke von **100,000** Mann entgegenzustellen.

Allein der tapfere und entschlossene Feldherr sahe seine Anordnungen nicht so kräftig von den russischen Generalen ausgeführt, daß sie einen glücklichen Erfolg haben konnten, und so ging denn durch ein Treffen bei Craonne, in welchem nur Russen fochten, und dem Feinde das Feld lassen mußten, die Zuversicht fast ganz verloren, mit welcher sich die russischen Generale an Blüchern angeschlossen hatten; ja es entstanden Verstimmungen, die eine allgemeine Entzweiung im schlesischen Heere besorgen ließen. Nur eine Schlacht konnte diesem Stande der Dinge eine bessere Wendung geben, aber Blücher war leider von Krankheit befallen. Dennoch machte er, als

sich alles bei Laon zu einer Schlacht anließ, mit seinem gewohnten Eifer die Anstalten dazu.

Indem Napoleon die Schlacht durch einen heftigen Angriff gegen ein Dorf eröffnete, rechnete er auf einen Angriff, den Marmont machen sollte, dem er dazu wiederholte Befehle sandte, welche aber alle den Kosacken in die Hände fielen. Endlich hatte Marmont angegriffen, und sich des Dorfes Athies bemächtigt; doch der Einbruch der Nacht endete das Gefecht. Während Napoleon erst am folgenden Tage die eigentliche Schlacht zu liefern dachte, hatte Blücher noch für heute die Entscheidung bereitet. Sacken und Langeron mußten auf den linken Flügel vorrücken, und für York und Kleist als Rückhalt stehen, diese aber erhielten Befehl, sobald jene sich gestellt; unverzüglich, es sey Tag oder Nacht, in ganzen Massen und ohne einen Schuß über den Feind herzufallen. Blüchers Befehl und der beiden Generale Anfrage zu einer solchen Unternehmung begegneten einander auf halbem Wege. Nach eingetretener völligen Dunkelheit, unter anbefohlenem tiefsten Schweigen, rückten die Preußen geschlossen vor. Der Prinz Wilhelm von Preußen drang mit Fußvolk auf der großen Straße in das Dorf Athies ein, die Generale von Horn und von Katzler unterstützten ihn rechts und links, der General von Zieten umging den Feind mit der Reiterei. Das Dorf war sogleich genommen, der Feind, in seinen Lagerstätten überfallen, wollte Widerstand leisten, wurde aber überall geworfen; unaufhaltsam drangen die Preußen in den Kartätschenhagel vor, und nahmen das Geschütz; die Franzosen, von allen Seiten angegriffen, von der Reiterei durchbrochen und überflügelt, flohen in wilder Verwirrung; die Dunkelheit der Nacht ließ keine Herstellung zu, der Schrecken sprengte die Flüchtigen über Bery-au-Bac hinaus bis nach Fismes,

wo Marmont seine Leute erst wieder zum Stehen brachte. Alles Geschütz, mit Ausnahme von vier Stücken, mit welchen der Oberst von Fabvier seitwärts entsendet worden war, im Ganzen über 50 Kanonen, mit 100 Pulverwagen, gegen 1000 Mann an Todten und Verwundeten, und mehr als 2000 an Gefangenen hatten die Franzosen in dieser schnellen Entscheidung eingebüßt. Die Preußen, im Besitz aller Vortheile, hatten kaum 300 Mann verloren. Sie verfolgten den Feind bis über Fetieux, zogen sich aber nach Mitternacht wieder auf Athies zurück.

Nach dieser glänzenden Waffenthat gegen Marmont wollte Blücher sich am folgenden Tage mit ganzer Macht auf Napoleon werfen, der noch bei Clacy stand. Allein der Angriff sollte vernichtend werden, und daher nicht von vorne geschehen. Noch in der Nacht ertheilte Blücher seine Befehle; York und Kleist sollten dem geschlagenen Feinde über Bery-au-Bac bis nach Fismes folgen, Langeron und Sacken über Bruyeres auf die Hochfläche von Craonne rücken, und von dort auf die Straße von Soissons in Napoleons Rücken vordringen. Bülow und Winzingerode waren bestimmt, die starke Stellung von Laon zu halten, und erst bei des Feindes Abzuge ihm angreifend nachzudringen. Die Truppen brachen ohne Verzug nach ihrer Bestimmung auf. Man erwartete, Napoleon würde auf die erste Nachricht von Marmonts Unglück sogleich nach Soissons zurückgehen, allein er blieb am 10. März vormittags in seiner Stellung, und schien sogar aufs neue angreifen zu wollen. Blücher inzwischen war in der Nacht ernstlicher krank geworden, und wenn gestern sein Wille noch seinem Unwohlseyn gebieten konnte, so war dadurch selbst dieß Letztere doch nur vermehrt; die Anstrengungen des Feldlebens und die Einflüsse der Jah-

reszeit hatten ihm eine Augenentzündung und ein heftiges Flußfieber bewirkt, so daß er das Zimmer nicht verlassen durfte. In Erwägung, daß er bei erneuerter Schlacht nicht in Person anführen konnte, und daß es Napoleon sey, der noch fest gegenüber stand, beredeten ihn mehrere der Generale, die ihn Morgens glückwünschend besuchten, jene Bewegung, die ihnen zu gewagt dünkte, besonders da man nicht wissen könne, wie stark Napoleon durch die aufgebotenen Nationalgarden inzwischen geworden sey, wieder einzustellen; die aufgebrochenen Truppen mußten Halt machen, und gleich darauf, als es schien, der Feind wolle selbst angreifen, nach Laon zurückkehren. Der Feind jedoch unternahm nichts Ernstliches, der Tag verging in hitzigen Gefechten um Clacy, woselbst der französische General Charpentier sich tapfer behauptete. Napoleon ließ am Abend das Dorf Semilly noch angreifen, trat aber, als dieß fruchtlos blieb, alsbald den Rückzug nach Soissons an, nur spät und schwach verfolgt, der Krankheit Blüchers seine Rettung dankend. Am 11. folgte Sacken gegen Soissons hin, York und Kleist rückten abermals gegen Bery-au-Bac vor, Bülow ging rechts über die Oise gegen Noyon, Langeron hielt die Mitte zwischen Bülow und Sacken; nur Winzingerode blieb in und bei Laon, die Gegend bot kaum für diese Truppen noch Lebensmittel.

Durch die Schlacht von Laon war die Verstimmung der vorigen Tage im schlesischen Heere völlig wieder gehoben, und Russen und Preußen, wie früher, in bester Eintracht. Die Schlacht war für Napoleon schon dadurch eine Niederlage, daß er sie nicht gewann. Er bedurfte der Siege, um wieder zu gewinnen, was er verloren hatte, die Verbündeten thaten genug, wenn sie das Gewonnene festhielten. Sein Unternehmen war vollkom-

men gescheitert; mit 60,000 Mann, worunter der Kern seiner Truppen, hatte er angegriffen, und einer gleichen Zahl weichen müssen, während gegen 40,000 Mann des schlesischen Heeres noch ungebraucht des Kampfes harrten. Er hatte über 10,000 Mann und einen beträchtlichen Theil seines Geschützes eingebüßt. Den Weg nach Paris mußte er aufs neue dem Sieger preisgeben; seine Lage war verzweifelt. Sie wurde es aber noch mehr durch die veränderte Stimmung des Hauptheeres, welches auf einmal wieder zum Vordringen genöthigt wurde, als die Abtheilungen unter Wrede und Wittgenstein am 27. Februar bei Bar-für-Aube durch einen erfolgreichen Widerstand die Schwäche des Feindes entdeckten, und Schwarzenberg zum Vorrücken nach Sens und Provins bestimmten, wo er sich aber doch durch ein französisches Heer von 32,000 Mann, dem er 90,000 Mann entgegenzustellen hatte, vierzehn Tage lang festhalten ließ.

Blücher unterdeß blieb nach der Schlacht von Laon daselbst noch mehrere Tage fortwährend krank; er führte zwar nach wie vor den Oberbefehl seines Heeres, allein zu den mehreren wichtigen Ursachen, welche dasselbe hier während neun Tagen minder thätig zurückhielten, ist ohne Zweifel die Krankheit des Feldherrn sehr mitzurechnen. Sein kraftvoller Gedanke strebte auch jetzt unaufhaltsam vorwärts auf Paris, und ein Theil seines Heeres war schon bestimmt, auf dem rechten Ufer der Dise dahin sogleich vorzudringen, aber die Ungewißheit über den anderwärtigen Lauf des Krieges, und die Nothwendigkeit, vor allem den Unterhalt der Truppen zu sichern, gebot diesen Zug einstweilen noch auszusetzen. In der That wurden die Schwierigkeiten, für so große Heeresmassen Lebensmittel und Futter aufzutreiben, mit jedem Tage größer. Einige in St. Quentin genommene Vorräthe reichten

kaum für einige Tage hin. Die Unmöglichkeit, auf den schnellen Märschen durch das in allen Richtungen durchzogene Land, unter steten Schlachten und Gefechten, eine geordnete Verpflegung zu erhalten, gab gewaltsamen Plünderungen Raum, welche das Vorhandene mehr noch zerstörten als nutzten, und den Willen der Einwohner völlig abwandten, ja diese zuletzt in bewaffneten Aufstand brachten. Die Erbitterung nahm zu, und bald stand ein großer Theil der Landleute in der Champagne, in Lothringen, in Elsaß und Burgund unter den Waffen. Sie unterbrachen die Verbindungen, hemmten die Zufuhren, fielen über schwächere Haufen her, und beunruhigten aus sicherm Hinterhalte selbst größere Truppenzüge mit Flintenschüssen. Wollte man sie verfolgen, so verlor man Zeit und Mühe im Winter, ohne den Feind zu finden. Die Landestracht der blauen Kittel war diesem Kriegswesen sehr bequem, sie lieh dem Bewaffneten wie dem Unbewehrten dasselbe Ansehen, und verbarg schnell die Uniform des Soldaten und selbst des Offiziers unter der Hülle des Bauern. Diese Erscheinung war für Napoleon ein neuer Strahl von Hoffnung; er sah die Möglichkeit, seinen Krieg, den die französische Nation mit antheilloser Kälte hinnahm, dennoch zum Volkskriege zu erheben. Die Neigung zum Aufstande zu befeuern, und diesen selbst kräftigst zu ordnen, erließ Napoleon am 4. März in Fismes ein Dekret, durch welches er jeden Franzosen nicht nur aufrief, sondern verpflichtete, sobald französische Truppen nahten, zu den Waffen zu greifen, und jenen beizustehen. Ein zweites Dekret erklärte jeden Maire und Beamten, der seine Verwalteten, anstatt sie durch alle Mittel zu erregen, vom Aufstande zurückhielte, für einen Landesverräther.

Als Blücher die Gewißheit erlangt hatte, daß Napoleon mit dem größten Theil seiner gesammten Kriegs-

macht sich wieder gegen das Hauptheer gewendet hatte, beschloß er, ihn aufzusuchen und seine Bewegungen beobachten zu lassen. Daher sandte er Winzingerode mit 8000 Reitern gegen die Marne vor. Unterdeß hatte Napoleon sich jenseit der Aube mit Macdonald und Oudinot vereint, am 20. bei Arcis-für-Aube das Hauptheer angetroffen, und demselben am 20. und 21. eine Schlacht geliefert, die für ihn bei mehreren Kräften ein Sieg werden konnte, so aber, wie die Schlacht von Laon, ein abgewiesener Versuch blieb. Schwarzenberg dachte anfangs auszuweichen, und nach Bar-für-Aube zurückzugehen, die Heftigkeit des Angriffs aber setzte seine an die Seine vorgerückten Heertheile in Gefahr, abgeschnitten zu werden; um für diese die nöthige Zeit zu gewinnen, nahm er das Gefecht auf, aber dieser Widerstand war hinreichend, um Napoleons heftigste Anstrengung siegreich abzuweisen. Zurückgeschlagen auf beiden Seiten, von zwei undurchdringlichen Heerlinien immer näher eingeklemmt, suchte Napoleon durch Kühnheit und List ihr erdrückendes Annahen nochmals aufzulösen. Er ging nach der Schlacht von Arcis über die Aube zurück, und wandte sich nach Vitry, wo er über die Marne ging, und weiter über St. Diziers vorzurücken dachte, um im Rücken der Heere, auf seine Festungen gestützt, neue Schläge zu bereiten, nicht zweifelnd übrigens, daß Schwarzenberg, und vielleicht auch Blücher, auf diese Nachricht schleunigst zurückeilen würden, um ihre bedrohte Rückzugslinie zu sichern. Doch der General von Tettenborn hatte mit seinen Kosacken alle Bewegungen Napoleons genau beobachtet, und nach der Schlacht von Arcis alle Wege, auf welchen derselbe Nachrichten nach Paris senden konnte, sorgfältig bewacht. Seiner Voraussicht gelang es, am 22. einen Kourier aufzufangen, dessen Briefschaften sowohl über die

Ereigniſſe an der Aube, als über die jetzige Bewegung den vollkommenſten Aufſchluß gaben. Ein eigenhändiges Schreiben Napoleons an die Kaiſerinn Marie Louiſe ſprach in ſchwer zu entziffernden Schriftzügen, aber in deutlichen Worten, die Abſicht aus, durch ſein Vorrücken den Feind von Paris abzuziehen. Tettenborn ſandte dieſe wichtigen Aufſchlüſſe ſogleich an Blücher, der den Einfall hatte, das Schreiben Napoleons an die Kaiſerinn den franzöſiſchen Vorpoſten bei la Fertē-ſous-Jouarre übergeben zu laſſen, mit einigen von ihm eigenhändig aufgeſetzten Zeilen, in welchen er der Kaiſerinn verſprach, ihr alle an ſie gerichteten Briefe ihres Gemahls, für die nun einmal kein anderer Weg, als durch ſeine Hand, mehr übrig ſey, richtig zu übermachen.

Noch ehe die Nachrichten von Winzingerode's Reiterei eintrafen, rückte Blücher mit den Heertheilen von Langeron, Sacken und Winzingerode nun unverzüglich am 23. nach Rheims, und am 24. nach Chalons; Bülow blieb vor Soiſſons, York und Kleiſt an der untern Marne gegen Marmont. Unterwegs aber wurde Blücher wegen ſeines fortwährenden Augenübels ſo mißmüthig, daß er daran dachte, den Oberbefehl niederzulegen, das Heer zu verlaſſen, und nach den Niederlanden zu gehen, um ſich in Brüſſel heilen zu laſſen. »Was ſoll ich blinder Mann,« ſagte er, »hier im Felde? ich bin ja zu nichts nutze! Am Ende geht es mir wie dem alten Kutuſoff, daß ſie mich als Blinden mit dem Heere fortſchleppen, als wenn ich's noch wäre, und doch nichts mehr bin.« Gneiſenau's Vorſtellungen und des Arztes beruhigende Verſicherungen brachten ihn jedoch von ſeinem Vorhaben zurück. Der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen waren in dieſer Zeit bei dem Hauptheere, der Kaiſer von

Oestreich aber in Dijon, wohin die Minister und Gesandten ihre Berathungen verlegt hatten.

Napoleons Uebergang über die Marne, sein Marsch nach St. Diziers in der Richtung nach dem Rhein, und der Aufschluß, welchen der aufgefangene Brief an die Kaiserinn über seine Absichten ertheilte, führten in dem großen Hauptquartiere zu den wichtigsten Entscheidungen. Das Hauptheer, in dessen Rücken Napoleon zog, stand ihm selbst im Rücken, und schnitt ihn von Paris ab; ihn einzuholen, und ihm vorauszukommen auf seinem jetzigen Wege, war schon unmöglich, es blieb daher fast nur übrig, ihn ziehen zu lassen, und inzwischen mit ganzer Macht auf Paris loszugehen, und dort den Krieg zu beendigen. Dieser große Entschluß wurde im großen Hauptquartiere zu Vitry am 23. März gefaßt; Schwarzenberg, hier ganz Kriegsmann und Feldherr, setzte freudiges Muthes das Heer in Bewegung nach Paris. Die Verbündeten zeigten der Welt in einer Bekanntmachung den Ausgang des Kongresses von Chatillon, die Vereinigung ihrer Heere, und ihr Vorhaben auf Frankreichs Hauptstadt an. Nur Winzingerode folgte mit seiner Reiterei dem Zuge Napoleons, um ihn im Auge zu behalten, nach St. Diziers; sein Vortrab, unter Tettenborns Anführung, war bereits dem Feinde angreifend auf den Fersen. Als Blücher in Chalons durch einen Adjutanten des Kaisers von Rußland von obigem Beschlusse Nachricht erhielt, brach seine Freude laut aus: »Das ist doch mal eine Nachricht!« rief er, »nun heißt's nicht bloß mehr bei uns, sondern überall: Vorwärts!« Die ganze Umgebung Blüchers, alle Truppen des schlesischen Heeres, theilten preisend seine Freude. »Das wußt' ich wohl, daß mein tapfrer Bruder Schwarzenberg doch noch Eines Sinnes mit mir werden würde! Nun wollen wir

auch bald ein Ende machen.« Dieß Versprechen ging auch sehr bald in Erfüllung. Das Hauptheer, welches nun endlich mit Nachdruck den Feldzug fortführte, schlug bei Fere-Champenoise die Marschälle Marmont und Mortier, Blücher aber rückte rasch vorwärts, obgleich er überall einen recht hartnäckigen Widerstand zu überwältigen hatte. Nach einem hitzigen Gefechte wurde der Uebergang über die Marne, und in der Nacht die Einnahme der Vorstädte von Meaux erzwungen.

Das schlesische Heer drang, fast 100,000 Mann stark, gegen Paris vor, und hatte die Wrede'schen und Sackenschen Abtheilungen, zur Sicherstellung gegen Napoleons etwanige Umkehr, bei Meaux stehen lassen. Der Feind rüstete sich zur hartnäckigsten Vertheidigung der Hauptstadt, indem er alle Anhöhen verschanzte, und insbesondere den Montmartre mit 30 Stück schweren Geschützes besetzte. Man hatte mit der höchsten Anstrengung 30,000 Mann unter Marmont zusammengebracht, wozu ungefähr eben so viel Nationalgarden stießen. Die Ungewißheit, welchen Entschluß Napoleon fassen würde, machte entscheidende Schritte nothwendig. Darum wurde schon am 30. früh um 5 Uhr angegriffen, und zwar von beiden Heeren. Das Hauptheer eröffnete den Angriff; und erst um 7 Uhr erhielt Blücher die Anweisung, ebenfalls anzugreifen. Der Kampf um die befestigten Dörfer war sehr hartnäckig, bis zehn russische Regimenter Infanterie zum Sturm gegen den Montmartre anrückten, und die Höhe gerade aufwärts stiegen, unter dem heftigsten Feuer vordrangen, und auch durch die eingehende Nachricht von einem geschlossenen Waffenstillstande nicht zu hemmen waren, vielmehr mit stürmender Gewalt 29 Kanonen nahmen. York und Kleist hatten inzwischen la

Chapelle genommen, und das Hauptheer 40 Kanonen erobert.

Der Waffenstillstand war nicht nach Blüchers Sinne; er nahm sein Hauptquartier auf dem Montmartre, und äußerte hier, indem er die Stadt mit dem Fernrohr betrachtete: »Lieber, als das Fernrohr, richtete ich auf das Nest meine Kanonen.« Als die Uebergabe nicht gleich zu Stande kam, und die Aussicht erschien, es könne dennoch zur Beschießung kommen, ließ er sogleich 84 Stücke schweres Geschütz auf dem Montmartre gegen die Stadt aufpflanzen. Doch die Uebergabe wurde noch in der Nacht abgeschlossen, und alles nahm schnell eine Friedenswendung. Die verbündeten Herrscher, umgeben von ihren Feldherren, hielten an der Spitze ihrer Heere, am 31. März, ihren Einzug in Paris.

Napoleon indeß glaubte die verbündeten Heere hinter sich her zu ziehen, und bei St. Diziers die Gelegenheit zu ersehen, einen vortheilhaften Schlag zu führen. Er warf sich mit ganzer Macht auf Tettenborn und Winzingerode, erkannte zu spät seinen Irrthum, und eilte nun über Troyes zurück, um Paris noch vor dem Feinde zu erreichen. In Fontainebleau erfuhr er den Verlust seiner Hauptstadt, ihren Abfall von ihm, seine Thronentsetzung durch den Senat, die Zurückberufung der Bourbons, den Uebertritt Marmonts mit seinen Truppen zu der neuen, einstweiligen Regierungsbehörde. So war er denn gefallen, dieser gewaltige Herrscher, von der furchtbaren Höhe, von welcher herab er ganz Europa zittern machte! Ihm schien nur schmachvolle Flucht in außereuropäische Verbannung, oder der Tod der Verzweiflung übrig, sei es, daß er diesen einzeln wählte, oder ihn an der Spitze seiner letzten Getreuen suchte. Indeß das Glück hatte noch glänzendere Auswege für ihn. Er durfte als Kaiser ab=

treten, sein Entsagen an Bedingungen knüpfen, durch einen Vertrag mit den Mächten Europa's sich auf der Insel Elba ein herrliches Daseyn sichern. Doch seine Gewalt war, so schien es, für immer zerstört, der Krieg hatte sein Ziel erreicht, und Blüchers kämpfendes Streben, sein heftiges Begehren und zuversichtliches Verheißen waren glorreich erfüllt.

Leider war es dem Heldengreise nicht vergönnt, sein so schön vollbrachtes Tagewerk in der ganzen Fülle des Erfolgs zu genießen. Seit Laon war er in fortwährendem Krankheitszustande geblieben, das Fieber hatte ihn sehr geschwächt, die Augenkrankheit ihn sehr gehindert. Zwar hatte er den Befehl ununterbrochen geführt, und alle das Heer betreffende Maßregeln geleitet, immer derselbe entschlossene, treibende Geist; allein die Körperkräfte würden ihm nicht erlaubt haben, eine Schlacht in Person von Anfang bis zu Ende durchzuführen. Oft war es ihm schon störend genug, nur seinen Namen zu unterzeichnen. Am Tage der Schlacht von Paris stieg er zwar, dem Willen nach rüstig, auf's Pferd, und zeigte sich den Truppen; allein er konnte nicht lange dieser Anstrengung genügen, und der gute Fortgang der Dinge erlaubte ihm, desto eher sich derselben zu überheben. Im Wagen sitzend, mit einem grünseidenen Damenhute, als Augenschirm, auf dem Kopfe, gab er seine Befehle. Bei dem Einzuge in Paris konnte er die siegreichen Herrscher nicht begleiten. Er blieb auf dem Montmartre. Die Befehlführung des schlesischen Heeres legte er am 2. April nieder, belohnt genug, wie er sagte, daß ihm so Großes anvertraut gewesen zu vollbringen, und jetzt nur der Ruhe bedürfend und der Heimkehr. Ein paar Tage später ritt er in aller Stille nach Paris, und nahm seine Wohnung im Hotel des Herzogs von Otranto, in der

Rue=Cerutti. Seine Krankheit ließ hier bald nach, auch das Uebel seiner Augen besserte sich unter guter, ärztlicher Behandlung. Der König von Preußen und der Kaiser von Rußland besuchten ihn, und bezeigten ihm ihre Theilnahme.

Durch die Erholungsruhe, deren er genoß, und durch die regelmäßige ärztliche Behandlung, der er sich nun völlig überlassen konnte, gelangte Blücher, bei seiner ursprünglich starken Körperbeschaffenheit, bald wieder zu Kräften und zu verhältnißmäßig guter Gesundheit. Er fing an auszugehen, machte Besuche, besah die Merkwürdigkeiten der Stadt, und was ihm an Zeit übrig blieb, verwandte er ganz auf seine gewohnte Weise, im schlendernden Umhertreiben des unbeschäftigten Kriegsmannes, auf Spaziergängen, im Kaffeehause, beim Spiel. Das Palais=Royal gab dieß alles vereinigt in demselben Raume, und wurde deshalb der tägliche Aufenthalt unseres Helden. Während der ganzen Dauer des Feldzuges hatte Blücher dem Karten= und Würfelspiel sich entfernt gehalten, vielleicht ohne sich Zwang anzuthun, da das Glücksspiel des Krieges die Wechselfälle reichlich und im größten Maßstabe darbot, deren der angeregte Geist zu seiner Spannung bedarf, einer Spannung, welcher nur in Ermangelung eines aufgedrungenen Ernstes das gemachte Spiel zum Ersatze dienen soll; aber im Frieden, hier im genußreichen Paris, wurde dasselbe sogleich wieder seine Lieblingsunterhaltung. Er wollte hier nichts vorstellen, nichts vertreten; im bürgerlichen Ueberrocke ging er im Garten oder unter den Laubengängen des Palais=Royal umher, zuweilen unbemerkt, meist aber von Neugierigen umdrängt, vor denen er sich dann gern in den Speisesaal zurückzog, wo er am grünen Tische behaglich Platz nahm, und um große Summen spielte; er gewann und verlor,

was man aber von seinem großen Verluste von mehr als 20,000 Goldstücken gesagt, ist unrichtig, im Gegentheil nahm er 1700 Napoleonsd'or als Gewinn von Paris mit fort.

Am 30. Mai kamen indeß die Friedensverträge mit Frankreich auf billige Bedingungen zum Abschlusse, und die Fürsten, ihre Minister und Feldherren gedachten des Heimzuges, den die Heere größtentheils schon angetreten hatten. Vorher aber wollten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen einen Besuch in England abstatten, wohin sie von dem Prinz-Regenten eifrigst eingeladen worden waren. Auch Blücher hatte schon im April eine solche Einladung durch ein schmeichelhaftes Schreiben des Prinz-Regenten empfangen, und schickte sich an, derselben zu entsprechen. Vorher aber wurde er von dem Könige durch eine Urkunde, gegeben aus dem Hauptquartier Paris am 3. Juni, zum Fürsten Blücher von Wahlstadt erhoben, seinen Nachkommen der gleiche Name mit dem Grafentitel verliehen, und ihm eine Dotation in liegenden Gütern zugesichert. Auch seine Gefährten Gneisenau, York, Bülow, Kleist und Tauentzien empfingen in gleicher Weise königliche Belohnungen.

Am 6. Juni Mittags schifften der Kaiser von Rußland und der König von Preußen, die ersten Staatsmänner und Feldherren in ihrem Gefolge, auf dem großbritannischen Linienschiffe Impregnable, welches der Herzog von Clarence in Person befehligte, von Boulogne nach den Küsten Englands hinüber. Blücher grüßte freudig das wunderbare Inselland, dessen Vorstellung schon oft den Sinn mit eigner Gewalt befangen hatte. Eine unzählbare Volksmenge war bei Dover versammelt, um die hohen Gäste landen zu sehen. Die Landung fand jedoch einige Schwierigkeiten, weil die Ebbe schon eingetreten

treten war, und der Impregnable eine Strecke vom Ufer entfernt bleiben mußte. Die Ueberfahrt vom Schiffe an's Land mußte in leichten Booten geschehen. Blücher wurde im eigentlichen Sinne von dem jubelnden Volke getragen, und mußte es sich dabei gefallen lassen, daß man sich um Stücke von seinem Ueberrocke riß, den er preisgeben mußte. Junge Mädchen, den ersten Familien angehörig, drängten sich um ihn, wollten ihn küssen, ihm wenigstens die Hand gereicht haben. In den Straßen vor seiner Wohnung dauerte das Gedränge ununterbrochen fort. Blücher betheuerte, er sey in Gefahr, der Ehre zu unterliegen, die man ihm erweise. Eine ganze Schaar geputzter Damen verlangte Locken von ihm zum Andenken, da wies er seinen nur noch mit wenigem Haar bewachsenen Scheitel, und ließ ihnen durch den Dolmetscher sagen, sie sähen selbst, wie arm er in dieser Hinsicht sey, denn wenn er auch jedem der schönen Kinder nur ein einziges Haar geben sollte, müßte er durchaus kahl von dannen gehen. Die Landstraße von Dover nach London war überall mit einer unübersehbaren Volksmenge bedeckt; alles wollte die siegreichen Herrscher, den tapferen Blücher sehen. Die Ersteren waren am 7. Juni in aller Frühe, durch die Einfachheit ihres Aufzuges absichtlich täuschend, unerkannt nach London abgefahren; Blücher mußte den ganzen Jubel aushalten. Unter stetem Freudengeschrei und immer wechselndem Gedränge von Wagen, Reitern und Fußgängern im vollen Laufe begleitet, gelangte Blücher endlich um sechs Uhr Abends in einem offenen Wagen, den ihm der Prinz-Regent gesandt hatte, unter Bedeckung einer Schaar von der leichten Reiterei der Garde, in St. James-Park an. Hier hielt das Dragoner-Regiment der Garde in Parade, und als Blücher den Truppen nahe gekommen war, erhob er sich im

Wagen, und stand mit abgezogenem Hute, das Auge unverwandt auf die Mannschaft gerichtet, bis er ganz vorüber war. Das Volk schrie unaufhörlich ihm Lebehoch und Beifall zu. Wir lassen die Zeitungen weiterreden: »Die Postillione hatten den Befehl, den Feldmarschall grades Weges nach Carltonhouse zum Prinz-Regenten zu fahren. Als der Wagen in ein Seitenthor des sonst verschlossenen Vorhofes einfuhr, stürzten Reiter und Fußgänger so unbändig mit in den Hof, daß die beiden Schildwachen sammt dem Thürsteher im buchstäblichen Sinne mit Füßen getreten wurden, und dem ferneren Eindringen des jauchzenden Volkes nur mit der äußersten Gewalt Einhalt geschehen konnte. Der Wagen hielt nun vor einem Nebeneingange des Palastes still, und die Obersten Bloomfield und Congreve kamen in voller Uniform und mit entblößtem Haupte dem Feldmarschall entgegen, halfen ihm aus dem Wagen, und führten ihn durch das Hauptportal zu des Prinz-Regenten inneren Gemächern. Jetzt war das Volk gar nicht mehr zu halten. Es kletterte an Gittern und Mauern empor, als ob es den Zugang des Palastes erstürmen wollte, so daß, um Unordnungen zu verhüten, die Flügelthore geöffnet werden mußten. Nach einer guten Weile sah man den Prinz-Regenten mit dem Feldmarschall in die große offene Vorhalle des Palastes eintreten, in welche sich so viel Volk, als hinzukommen konnte, eindrängte, selbst die Pferdeköpfe einiger neugierigen unbescheidenen Reiter schauten hinein. In dieser Halle hängte der Prinz-Regent mit eigner Hand sein sehr ähnlich gemaltes und reich mit Edelsteinen verziertes Brustbild, an einem blauen seidenen Bande, dem Feldmarschall über die Brust. Blücher ließ sich bei dieser feierlichen öffentlichen Anerkennung seines Verdienstes vor dem Prinz-Regenten auf ein Knie nieder, und küßte

im Aufstehen, nach englischem Hofgebrauche, dem Prinz-Regenten die Hand. Der Feldmarschall kehrte hierauf mit dem Prinz-Regenten in dessen innere Gemächer zurück, und unterhielt sich noch eine halbe Stunde lang mit ihm, alsdann fuhr er nach dem neben der Wohnung des Königs von Preußen für ihn zubereiteten Absteigequartier, wobei das Volk so ausgelassen zudringlich war, daß es sich hinten auf seinen Wagen, desgleichen auf die Wagentritte stellte, und Einige sogar sich in den Wagen zu ihm setzten, und ihm die Hand drückten, alles unter fortwährendem Geschrei: Blücher for ever!« — Am folgenden Tage, als Blücher zur Aufwartung bei der Königinn im vollen Staate nach Hofe fuhr, spannte das Volk die Pferde von dem Wagen, und zog ihn unter Jauchzen und Hurrah im vollen Laufe bis zur Stelle hin, wo er ausstieg. Nach den Herrschern selbst, für welche das Volk, Tag und Nacht auf den Straßen in drängender Bewegung, die leidenschaftlichste Beeiferung zeigte, empfing keiner der fremden Gäste so allgemeine, dauernde Huldigung, als Blücher; der Feldmarschall Barclay de Tolly, der Attamann Platoff, die Generale von York und von Bülow, und so viele andere im Felde und Rathe ausgezeichnete und berühmte Männer erschienen hier nur in zweiter und dritter Reihe, selbst Wellington mußte für den Augenblick zurückstehen.

Am Abend erwartete man die fremden Gäste in der Oper, weshalb der Saal mit Zuschauern überfüllt war. Doch die Herrscher kamen nicht, dagegen erschien in der Mitte des zweiten Aufzuges Blücher, und führte die Herzoginn von York. Kaum wurde man seiner ansichtig, so erschallte die lauteste Begrüßung, die Oper wurde unterbrochen, er mußte vortreten, und wurde mit Jubelruf

und Beifallklatschen überhäuft, wofür er sehr oft und freundlich dankte.

Am 14. ging die Fahrt nach Oxford, um des eignen Anblicks einer englischen Universität zu genießen, und daselbst neue Würden zu empfangen. Denn nach einem jubelvollen Einzuge wurden am folgenden Tage der Kaiser von Rußland und der König von Preußen feierlich zu Doktoren des bürgerlichen Rechts ernannt, und wohnten dann nebst dem Prinz-Regenten, der diese Würde schon früher empfangen hatte, in Doktormänteln der weiteren Feierlichkeit bei, in welcher auch Wellington zum Doktor der Rechte, und Blücher, der Fürst von Metternich und der Graf von Lieven zu Ehrenmitgliedern der Fakultät erhoben wurden. Bei den Namen Wellington und Blücher erhoben die Studenten ein so ungeheures Freudengeschrei, daß die ganze Stadt davon ertönte. Blücher aber, als er hörte, daß er Doktor werden sollte, fand die Sache sehr spaßhaft, und sagte mit wackerem Scherze: »Nu, wenn ich Doktor werden soll, so müssen sie den Gneisenau wenigstens zum Apotheker machen, denn wir Zwei gehören einmal zusammen!« Auf dem Stadthause wurde ihm später das Bürgerrecht der Stadt in einer goldenen Kapsel überreicht. Auch hier war Blücher der Held und Abgott des Volkes, und hatte von dessen Zudrange viel auszustehen; manche rauhe, doch biedere Hand wollte durch den stärksten Druck ihm die herzlichste Liebe kund thun. So laut ertönte sein Lob, heißt es in den Berichten, daß jedes Ohr, welches nicht an den Donner der Kanonen gewöhnt war, davon betäubt werden mußte. »Ich muß über mich selbst wachen,« sagte Blücher, »daß ich nicht zum Thoren werde.«

Als er eines Tages von einem Gastmahl aus der Freimaurer-Taverne zurückkam, fand er sein Vorzimmer

mit Damen angefüllt, die ihn sehen wollten, und war sogleich von ihnen umringt. Um sich des Besuches zu entledigen, wählte er endlich diese List: er umarmte die nächststehenden, in der Hoffnung, die andern würden dann schon flüchten. Aber im Gegentheil! jetzt drängten sie nur heftiger auf ihn ein, und keine wollte solchen Ehrenvorzug, den alten Blücher umarmt zu haben, den andern überlassen. Zugleich bemächtigten sie sich seines Federbusches, der, sogleich in kleinste Stücke zerpflückt, kaum der Menge schöner Hände, die nach solchem Andenken strebten, genügen konnte. Am andern Morgen fand sich wiederum zu Blüchers Lever ein Gedränge der feinsten Damen in seinem Vorzimmer, die sämmtlich ihn zu umarmen verlangten.

In Portsmouth wiederholten sich die Auftritte des Jubels und der Verehrung, und hier wurde Blücher so vom Volke umdrängt, daß das Bild, welches ihm der Prinz-Regent verliehen hatte, auf seiner Brust zerbrach. Als er ausfuhr, setzten und hängten sich ein Dutzend Matrosen überall an den Wagen fest, und zwei derselben tanzten oben auf der Decke herum, indem sie die Hüte schwenkten und jubelten. Das Schauspiel einer großen Kriegsflotte, die in See ihre Bewegungen machte, beschloß würdig die Reihe der Eindrücke, welche Großbritannien so groß als eigenthümlich den Besuchenden gewährt hatte. Nach einigen kleineren Ausflügen kehrten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen am 26. und 28. von Dover nach Calais auf das Festland zurück. Bei Blüchers Abfahrt spannte sich das Volk wieder vor seinen Wagen, und fuhr ihn weit vor die Stadt hinaus; er kam von Portsmouth, wo er mit dem Herzoge von Weimar noch zuletzt bei dem Herzoge von Clarence geblieben, dem Wunsche des Prinz-Regenten zufolge, den

27. nochmals nach London, wo aufs neue derselbe Taumel ihn begrüßte. Als er in Pall-Mall Arm in Arm mit Wellington spazieren ging, konnten Beide im Volksgedränge kaum von der Stelle kommen. Er wohnte hier noch mehreren Festen zu Ehren Wellingtons bei, unter andern auch dem Pitts-Klub, wo er eine kräftige deutsche Rede hielt, die der Herzog von Cambridge in's Englische verdolmetschte. Der Prinz-Regent hatte durch seinen Hofmaler Lawrence schon früher das Bildniß Blüchers malen lassen; tausende der verschiedensten Abbildungen gingen in ganz England umher. Zum Abschiede beschenkte der Prinz-Regent »seinen Freund« noch mit einer prächtigen Jagdflinte, und entließ den alten Helden mit herzlichen Segenswünschen. Am 11. Juli Mittags reis'te Blücher von London ab, und traf Abends in Dover ein, wo er im Schifferhause abstieg. Gegen neun Uhr, ehe er den Gasthof verließ, um an Bord zu gehen, trat er an das Fenster, begrüßte die ihn mit tausendfachem Jubel empfangende Volksmenge, und trank ein Glas Wein auf das Wohlseyn der englischen Nation; das Beifallrufen und Händeklatschen stieg aufs höchste. Als er sich nach dem Ufer begab, mußte er rechts und links immerfort den ihn gedrängt Umwogenden die Hände reichen Endlich bestieg er das Boot, und gelangte zu dem Schiffe Jason, das die Anker lichtete, und ihn mit günstigem Winde von dannen führte. Von den Anhöhen des Ufers wurde die Abfahrt durch den Donner des aufgepflanzten Geschützes und durch das lange nachhallende Hurrahgeschrei des Volkes noch weithin begleitet, und den Schiffenden die Theilnahme Englands nachgerufen.

Er nahm seinen Weg durch die Niederlande, und begleitet von den beiden Adjutanten, dem Major Grafen von Nostitz und dem Major von Strantz, kam er den 15.

Juli nach Lüttich, verweilte aber nicht, sondern setzte seine Reise eilig fort nach dem Rheine. In der Grafschaft Mark vermochte er sich dem Zudrange des Volkes nicht mehr zu entziehen; die Menge strömte auf seinen Wegen zusammen, und jauchzte dem Sieger und Befreier Dank und Heil. Mit Begeisterung wurde er in Pyrmont aufgenommen, wo er am 19. eintraf, und vielfaches Andenken wiederfand. Seine Ankunft in Braunschweig am 23. setzte die ganze Stadt in stürmische Bewegung; der Gasthof, wo er abgestiegen war, die nächsten Straßen, alles füllte sich mit Menschen. Man setzte von außen Feuerleitern an, um den Helden in seinen Zimmern sehen zu können. Als Blücher sich zum Frühstück setzte, heißt es in den Berichten, kam der Herzog von Braunschweig an, und nachdem Beide sich umarmt hatten, erzählte Blücher seine Schicksale in London, und versicherte, daß er lieber noch einen Feldzug mitmachen, als auf solche Art wieder nach London gehen wollte. Er begab sich alsdann nach Wansleben bei Magdeburg, um, wie er sagte, bei seiner Tochter, der Gräfinn von Assеburg, einige Zeit zu verweilen, da der König ihm die Gnade erzeigt habe, ihn ferneren Dienstes zu überheben, damit er seine noch übrige Lebenszeit in Ruhe genießen könne. Indeß traf er doch schon am 29. Juli in Berlin ein. Das Volk drängte sich ihm auch hier jauchzend entgegen, sammelte sich vor seiner Wohnung, begleitete schaarenweise seine Schritte, und bezeigte ihm auf alle Weise die freudigste Theilnahme. Gleich am 30. Morgens brachten ihm die Abgeordneten der Stadtobrigkeit mit dem Oberbürgermeister Büsching als Sprecher an ihrer Spitze, zu so vielen Großthaten und Erfolgen den Glückwunsch und Dank der Bürgerschaft; Blücher antwortete unter lebhafter Anerkennung der ihm dargebrachten Gesinnung, er habe nichts

als seine Schuldigkeit gethan, und der Erfolg der Anstrengungen sey, nächst dem Beistande des Himmels, der unerschütterlichen Tapferkeit und der Ausdauer sämmtlicher Truppen beizumessen. Noch denselben Vormittag ritt Blücher einem Regimente märkischer Landwehr, die aus dem Felde zurückkehrte, entgegen, und nahm Theil an der Festlichkeit, welche diesen Truppen bereitet war. Am 31. wurden auf gleiche Weise sieben russische Grenadierregimenter eingeholt, und als Blücher zu der für diese Gelegenheit gewählten Aufführung Abends zum ersten Mal im Schauspiel erschien, wurde er mit stürmischem, oft wiederholtem Jubelruf empfangen, darauf, als er nach Hause zurückgekehrt war, durch einen von Fackeln und Musik begleiteten feierlichen Aufzug überrascht, in welchem die Stadtobrigkeit ihm ein rauschendes Lebehoch darbrachte, von einer unzählbaren Volksmenge tausendstimmig vervielfacht und unablässig wiederholt. Auch bei der ferneren Einholung zurückkehrender Truppen durfte er niemals fehlen. Alle Körperschaften wetteiferten, ihn durch Gastmahle, Festlichkeiten und Huldigungen zu ehren. Zu besonderer Auszeichnung wurde er, wie früher zu Oxford, nun auch zu Berlin am 3. August von der Universität zum Doktor der Philosophie gemacht; mit ihm der Fürst von Hardenberg und die Generale Grafen von York, Bülow, Gneisenau, Kleist und Tauentzien. Ein großes Gastmahl gaben ihm die zu Berlin anwesenden Ständevertreter, merkwürdig durch den Trinkspruch, welchen er bei dieser Gelegenheit ausbrachte: »Der glücklichen Verbindung des Krieger- und des Bürgerstandes vermittelst der Landwehr.«

Die Gelegenheit, Reden zu halten, ergriff Blücher mit aller Vorliebe, welche die Leichtigkeit des Hervorbringens und die Entschiedenheit des Erfolges einem Talente

zuwenden. Das seinige war durchaus volksmäßig; unvorbereitet ermangelte er nie des Stoffes, der schicklichen Wendung, des treffenden Wortes; die Natürlichkeit seines Vortrages, die treuherzige Meinung, die daraus hervorleuchtete, führten ihn über alle Klippen mancher breiten Redensarten und schwerfälligen Worte glücklich hinweg, und nie verfehlte er eines starken Eindrucks. In der Freimaurerloge zu den drei Weltkugeln wurde ihm den 21. August ein großes Bewillkommungsfest gegeben, und in dieser, wie in andern Versammlungen dieser Brüderschaft, welchen er fleißig beiwohnte, hielt er ausführliche Vorträge. So wies er in einer langen Rede unter andern auf die Männer hin, welche ihm thätig vorgearbeitet und geholfen, und deren Verdienst er sich nicht anmaßen dürfe; nach dem Lobe seines Waffengefährten und Freundes Gneisenau ging er auf das des zu früh verschiedenen Scharnhorst über, und schloß mit der ergreifenden Anrede an diesen selbst: »Bist du gegenwärtig, Geist meines Freundes, mein Scharnhorst, dann sey du selber Zeuge, daß ich ohne dich nichts würde vollbracht haben!« Noch häufiger nahm Blücher an den Gastmahlen der alten Börsenhalle Theil, die in demselben Hause, das einst der Feldmarschall Derfflinger erbaut und bewohnt hatte, Statt fanden, und zeigte auch hier in mancherlei merkwürdigen Vorträgen seine Rednergabe. In dieser Versammlung war ihm besonders wohl und behaglich, er führte gewissermaßen den Vorsitz, und wenn er auch zuweilen bei der Tafel entschlummerte, so wußte er aufwachend ohne Verlegenheit die Gesellschaft durch eine Anrede heiter und schicklich zu entschädigen. Seine Leutseligkeit setzte ihn mit jedermann in unmittelbares Verhältniß, frei war er selbst mit den Höchsten, so durfte es auch der Geringste mit ihm seyn. Schon sein Aussehen flößte Zutrauen ein;

er ging anspruchslos im schlichten blauen Bürgerrocke umher, nur den schwarzen Adlerorden und das eiserne Kreuz pflegte er auch auf diesem zu tragen. Seine Pfeife rauchend, mischte er sich harmlos in jede Gruppe, nahm an jedem Vorfalle Theil, sprach mit Soldaten und Bürgern auf der Straße, nach seinem und ihrem Belieben. In gleicher Art setzte er sich zum Kartenspiel, in welchem er bald seine regelmäßige Parthie machte, bald außergewöhnlich sein Glück in Wagnissen versuchte. Zwischen alle diese friedlichen und anmuthigen Vorgänge drängten sich indeß von Zeit zu Zeit mancherlei Aufwallungen heftiger Mißlaune, sey es, daß allgemeine Verhältnisse oder auch persönliche Einzelheiten seine Unzufriedenheit weckten. Die Ausbrüche seines Unmuths ergossen sich dann häufig in den bittersten, gewaltigsten Redensarten, die jedes Maß und jede Rücksicht außer Acht setzten. Hierin ließen sein Alter und seine ganze Lebensstellung ihm vieles nachsehen, obgleich beide seinem tobenden Schelten auch oft eine unverhältnißmäßige Bedeutung sowohl für Einzelne als im Allgemeinen gaben, die in manchem Betrachte nicht ohne Verdruß und Aergerniß blieb.

Von einer Reise nach Schlesien, wo er mit großer und dankbarer Auszeichnung aufgenommen wurde, nach Berlin zurückkehrend, wiederholte er, indem er seiner Unzufriedenheit mit den Verhandlungen des Kongresses Luft machte, die Vorhersagung: »Wir halten nur Rasttag,« und faßte eine Art Groll gegen Hardenberg. Körperliche Beschwerden machten ihn eben so mißmüthig, wie die zu große Muße. Seine Ahnung ging nur zu bald in Erfüllung, der Rasttag hatte plötzlich ein Ende, und der noch immer rüstige Greis sahe sich noch einmal auf die Bahn des Ruhmes versetzt.

Napoleon entwich am 27. Februar aus seinem Ge-

wahrsam, und landete mit einer kleinen Kriegsschaar in Frankreich. Blücher war einer der ersten, der diese Nachricht erfuhr, und erschien alsbald in der Feldmarschalls-Uniform unter den Linden, wo ihm das Volk Beifall zujauchzte. Daß er mitkämpfen werde, war ihm vom ersten Augenblick entschieden; mit welcher Befehlsmacht, darüber mußte er die königliche Verfügung abwarten. An Eifer und Anstalten zum Kriege that Preußen es allen Mächten zuvor; die Zweckmäßigkeit der Maßregeln, die Waffenregsamkeit im Volke, die Schnelligkeit und der Umfang der Rüstungen setzten in Erstaunen; der Kriegsminister, General von Boyen, zeigte sich als Scharnhorsts würdiger Nachfolger. Die jungen Freiwilligen traten aufs neue in den Kriegsdienst, die Landwehr stellte sich zum Kampfe. Bald empfing Blücher die Ernennung zum Oberbefehlshaber der am Niederrhein aufzustellenden preußischen Heeresmacht. Gneisenau eilte voraus an den Rhein, um dort die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Wellington begab sich von Wien, wo er sich zum Kongresse eingefunden hatte, nach den Niederlanden, um daselbst ein Heer englischer und verbündeter deutscher Truppen zu befehligen. Demnächst setzten auch Russen, Oestreicher, Baiern und andere Deutsche sich in eiligste Bewegung nach Frankreichs Grenzen. Am 10. April reis'te Blücher von Berlin ab, nachdem Abends vorher die sämmtlichen Offiziere der Besatzung, den Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz an ihrer Spitze, ihm bei Fackelschein, und unter Anstimmung aller Kriegsmusik der Regimenter, ein feierliches Lebehoch gebracht hatten.

Ueber Magdeburg und Kassel kam Blücher am 17. April in Köln, und über Aachen am 19. in Lüttich an, wo er sein Hauptquartier nahm. Ueberall war ihm große Ehre erwiesen worden, überall drängte sich das Volk,

den zu sehen, der schon so große Thaten vollbracht hatte, und von dem auch jetzt das Hauptwerk erwartet wurde. Zwischen Rhein, Maas und Mosel befanden sich zu der Zeit, als Napoleon in Frankreich landete, höchstens 30,000 Preußen, über welche der General Graf Kleist von Nollendorf den Oberbefehl führte; in den Niederlanden lagen etwa 20,000 Engländer und Hannoveraner, deren Anführer der Prinz von Oranien war. Die beiden Befehlshaber verabredeten sogleich ihre Maßregeln für den Fall, daß die Franzosen feindliche Unternehmungen wagten. Nach Maßgabe, daß in Folge der thätigsten Förderung mehrere Truppen herankamen, wurde der Plan zur Vertheidigung erweitert, und nachdem Wellington in den ersten Tagen des Aprils zu Brüssel eingetroffen war, rückte das, schon auf 50,000 Mann gebrachte, preußisch-niederrheinische Heer mit der Hauptstärke an die Sambre, in die Gegend von Namur und Charleroy vor. An den Werken der Festungen, sowohl der Niederlande als der preußischen Rheinlande, an Herbeischaffung des Geschützes, der Vorräthe an Kriegsbedarf, und der Hülfsmittel aller Art, wurde mit rastloser Thätigkeit gearbeitet.

Jetzt ereignete sich im Hauptquartiere zu Lüttich ein Aufstand unter den sächsischen Truppen; ein Auflauf vor Blüchers Wohnung, wobei die schändlichsten Schimpfwörter gegen ihn ausgestoßen wurden, und Steine und Koth seine Fenster trafen, nöthigte ihn sogar, Lüttich heimlich zu verlassen, und erst nach einigen Tagen gelang es, die Aufrührer zu bändigen, und sie zu zwingen, das Gewehr zu strecken. Sieben Grenadiere, die Rädelsführer, wurden erschossen. Wie glücklich, daß die Meuterei nicht in dem Beginn des Krieges ausgebrochen war!

Diesen eröffnete Napoleon, indem er die Niederlande angriff, wo Preußen, Engländer, Niederländer, Hanno-

veraner und Braunschweiger unter Blücher und Wellington am äußersten Punkt standen, dem ganzen Anfall der wohlgerüsteten feindlichen Macht zuerst und allein ausgesetzt. Wellingtons Hauptquartier war in Brüssel.

Zieten, der bei Fleurus stand, wurde auf einmal mit solcher Heftigkeit angegriffen, daß er ansehnlichen Verlust erlitt, und sich zurückziehen mußte, nachdem er den ganzen Tag hindurch die Sambre hartnäckig vertheidigt hatte. Dennoch erschien Wellington am 15. mit seinem Generalstabe auf einem glänzenden Balle, wahrscheinlich, um die Gemüther zu beruhigen, die durch allerlei Gerüchte aufgeregt waren. Hier empfing er um Mitternacht die Nachricht, daß Napoleon sich mit seiner ganzen Macht auf das preußische Heer werfe, so wie die dringende Aufforderung Blüchers, ihn zu unterstützen. Am 16. gegen Mittag trafen beide Feldherren auf der Höhe zwischen Ligny und Bry zusammen. Wellington versicherte, daß sein Heer sofort beisammen seyn, und Blücher um 2 Uhr 20,000 Mann zu seiner Verfügung haben werde.

Um 3 Uhr nahm die blutigste Schlacht ihren Anfang. Um Ligny entbrannte der Kampf am heftigsten; große Massen Fußvolk und 200 Kanonen von beiden Seiten rangen hier um den Preis des Tages. Blücher selbst befeuerte die Truppen durch seine Gegenwart. »Kinder, vorwärts! wir müssen was gethan haben, ehe die Engländer kommen!« rief er den Stürmenden zu. Aber der Kampf stand hartnäckig, die Franzosen waren nicht zum Weichen zu bringen, sie führten stets frische Truppen heran. Weniger heftig war der Streit auf dem linken Flügel unter Thielmann, doch hielt diesen der Marschall Grouchy, mit dem französischen rechten Flügel gegen Tongrines und Sombref vordringend, genug beschäftigt.

Mittlerweile wurde es 7 Uhr, und weder Wellingtons Hülfe, noch der sehnlichst erwartete preußische vierte Heertheil zeigte sich. An Bülow hatte Blücher vom Schlachtfelde aus den erneuerten Befehl gesandt, mit aller Eile heranzurücken, an Wellington wurden Offiziere abgeschickt, ihn von dem Gange der Schlacht zu benachrichtigen. Dieser, selbst nunmehr im Gefecht mit bedeutender Feindesmacht, gab von der Aenderung, welche dadurch den beabsichtigten Bewegungen geboten worden, frühzeitige Nachricht, und schon um 6 Uhr wußte man, daß auf seine Hülfe nicht mehr gerechnet werden durfte. Ein Irrthum drohte auf einmal gegen Abend die ganze Schlachtordnung zu zerrütten, indem Ligny fast von Truppen entblößt war. Blücher sah die Gefahr, und raffte schleunig zusammen, was ihm an Truppen noch übrig war, die vorbehaltene Reiterei des ersten Heertheiles war zur Hand, doch schon mannichfach geschwächt und gestört durch die Vorfälle des Tages; ein Uhlanenregiment warf sich muthig dem Feinde entgegen, mußte aber an dessen Ueberlegenheit scheitern. Da konnte Blücher nicht länger säumen, er bot sein eigenes Haupt dem entscheidenden Augenblicke dar. Schnell setzte er sich an die Spitze eines neuen Angriffs, und stürmte mit seinen Reitern zum Einhauen auf die feindlichen Kürassiere; doch diese empfingen geschlossen den Anlauf, feuerten ihre Karabiner ab, und als die preußische Reiterei nach bedeutendem Verluste umkehrte, setzten sie ihr heftig nach. Blüchers Pferd, ein Schimmel, den ihm der Prinz-Regent von England geschenkt hatte, war durch einen tödtlichen Schuß in den Leib, das Pferd seines neben ihm reitenden Adjutanten, Grafen von Nostitz, in den Hals verwundet; als Blücher wahrnahm, daß sein Pferd, nachdem es eine Weile pfeilschnell fortgerannt,

zusammenstürzen wollte, rief er, im Bewußtseyn der Feindesnähe: »Nostitz, nun bin ich verloren!« in demselben Augenblicke stürzte das Pferd nieder, und mit ihm Blücher, halb unter demselben betäubt am Wege liegend. Sogleich sprang Nostitz vom Pferde, stellte sich neben den Feldherrn, ließ das wilde Getümmel, erst der Preußen, dann der nachsetzenden Franzosen, vorüberjagen, und hielt sich, um unbeachtet zu bleiben, ruhig und unbeweglich; doch hatte er den Degen gezogen, um keinen Feind ungestraft Hand an den Feldherrn legen zu lassen. Schon war der Abend eingetreten, und ein beginnender Regen vermehrte die Dämmerung. Zum Glück sammelte sich die preußische Reiterei nochmals, und warf die französische wiederum zurück. Zum zweiten Male sprengten, jetzt auf dem Rückwege, die französischen Kürassiere an Blücher vorüber, ohne des Daliegenden zu achten, und die Preußen jagten verfolgend nach. Schnell hielt nunmehr Nostitz die Vordersten von diesen an, sie halfen Blücher unter dem todten Pferde hervorziehen, ein Uhlane, Namens Schneider, gab das seinige, sie hoben den Feldherrn hinauf, und kaum war dieß geschehen, als die Franzosen in verstärktem Anlauf abermals zurückkehrten, die preußischen Reiter eilig weichen mußten, und Blücher noch eben mit ihnen entkam. Eine Schaar geschlossenen Fußvolks nahm die Flüchtigen auf, und setzte dem Verfolgen ein Ziel. Blüchers Rettung hing an dem Augenblicke, da er durch Nostitz wieder aufs Pferd kam; unmittelbar darauf drang der Feind wieder vor, und blieb in dem Besitze des Bodens, der ihm einen Augenblick den unschätzbarsten Gewinn, doch glücklicherweise unerkannt und vergebens, getragen hatte!

Während dieser Ereignisse war es dunkel geworden, der Feind entwickelte immer neue Streitkräfte, und die

Preußen hatten schon ihren letzten Rückhalt im Gefecht. Wellington, selbst angegriffen, wie schon erwähnt, hatte die versprochene Hülfe nicht senden können, auch Bülow mit dem vierten preußischen Heertheile war ausgeblieben; die Schlacht war verloren, die Dörfer St. Amand und Ligny wurden nun dem Feinde ganz überlassen, und der Rückzug angetreten, nicht ohne große Verwirrung und vielfache Bedrängniß, alle Waffengattungen waren durch einander gemischt, die Reiterei großentheils aufgelöst, nur einige alte Regimenter Fußvolk hielten bei dem Abzuge vom Schlachtfelde geschlossen dem Feinde Stand, und wiesen seine Reiterangriffe tapfer zurück. Die Dunkelheit der Nacht entzog die Preußen dem Feinde völlig, sie wurden bald nicht weiter verfolgt, ihre hartnäckige Ausdauer in dem wüthenden Kampfe hatte die Anstrengungen der Franzosen erschöpft. Die Schlacht von Ligny war von beiden Seiten mit heftigster Erbitterung und größtem Verluste gefochten worden. Die Preußen verloren an Todten und Verwundeten gegen **12,000** Mann, und ließen **21** Kanonen auf dem Schlachtfelde zurück; der Heertheil von Zieten allein hatte seit der Eröffnung der Feindseligkeiten über **13,000** Mann eingebüßt. Der Verlust der Franzosen war nicht viel geringer, eine ganze Division, die des General Girard, war bei St. Amand fast vernichtet worden. Gefangene wurden von keiner Seite gemacht, weder Preußen noch Franzosen wollten Schonung, selbst niedergestreckte Verwundete stritten noch gegen einander mit ihren letzten Kräften.

Napoleon sahe sich in der Erwartung getäuscht, daß die Preußen gegen Namur ihren Rückzug nehmen, und dadurch von Wellingtons Heer getrennt werden würden. Blücher ertrug die Niederlage mit seinem unerschütterlichen Muthe, und erklärte sich das Ausbleiben der von

Wel=

Wellington ihm zugesagten Hülfe sehr richtig, indem er annahm, daß die Engländer ebenfalls einen heftigen Angriff würden zu bestehen gehabt haben. Bei Quatre-Bras hatten sie nur nach dem hartnäckigsten Kampfe sich gegen Ney behaupten können. Beinahe hätte Blücher, ohne Schuld und Willen, dem englischen Feldherrn Gleiches mit Gleichem vergelten müssen, denn dieser hatte, voll Zuversicht zu der Hülfe, die er von Blücher erwartete, bei Quatre-Bras die Schlacht angenommen, als er sich hier dem Angriffe der gesammten Macht Napoleons ausgesetzt sahe, und aufs neue am Morgen des 17. Blüchers Zusicherung erhielt. Vorwärts von Brüssel erwartete Wellington das französische Heer zur Schlacht, und hier hatte ihn Napoleon nicht zu finden geglaubt. Dieser ordnete sein Heer auf den Höhen von Belle-Alliance, einem Vorwerk, zum Angriff, und gab erst um Mittag Befehl, zum Angriff vorzurücken. Der Kampf dauerte mehrere Stunden, indem weder die Franzosen in ihrer Wuth, noch die Engländer in ihrer ausdauernden Standhaftigkeit nachließen. Wellington eilte persönlich in das stärkste Feuer, so oft er sein Heer in Gefahr sah, durchbrochen zu werden, und strengte alle Kräfte an, sich gegen die Uebermacht zu behaupten, bis Blücher mit den Preußen herankäme. Allein obgleich dieser früh von Wavre in zwei Heerzügen aufgebrochen war, und den Truppen auf den grundlosesten Wegen die äußerste Anstrengung zumuthete, rückte er doch nur sehr langsam vor, weil das Geschütz kaum fortzubringen war. Es war fast ein Wunder zu nennen, daß es der höchsten Anstrengung aller Kräfte gelang, um 4 Uhr das Schlachtfeld mit der Vorhut zu erreichen. Blücher gab durch frühzeitiges Geschützfeuer dem bedrängten Heere Zeichen seiner ersehnten Ankunft, und erweckte dadurch in diesem

frohe Zuversicht, in dem feindlichen Staunen und Bestürzung. In dem gefahrvollsten Augenblicke, gegen 7 Uhr, erschienen die ersten preußischen Truppen unter Zieten auf dem Kampfplatze, und erstürmten das Dorf Papelotte; da läßt Napoleon den Kern seiner Truppen zur Durchbrechung der Schlachtordnung Wellingtons im Sturm vorrücken, dicht zusammengedrängt, das Gewehr im Arm, ohne einen Schuß zu thun, und wirklich fangen die Engländer nach hartnäckigem Widerstande an zu wanken, ihr Geschütz schweigt. In diesem Augenblicke rückt Zieten über Papelotte hervor, läßt 24 Kanonen in den Feind schmettern, und führt seinen Hauptangriff im Sturmschritt, unter dem Wirbel aller Trommeln, mit dem größten Nachdruck aus. Diese Bewegung wirkte entscheidend, denn nun rückte das Heer Wellingtons mit erneuerter Kraft vor, die französische Garde wird in Unordnung gebracht und flieht. Vier Bataillone, die am meisten vorgedrungen sind, ziehen sich in Vierecken geschlossen zurück, gerathen aber unter die Batterieen des Bülowschen Zuges, und werden fast gänzlich aufgerieben. Jetzt kommt auch der zweite preußische Heertheil, unter Pirch, zur Schlacht, und um halb acht Uhr erneuert sich der Kampf bei Plancenois. Noch leistet der Feind verzweifelte Gegenwehr, alle drei preußische Heertheile sind im heißesten Gefecht, aber die Schlacht ist schon gewonnen, der Feind überall im Rückzuge, er kämpft nur noch für seine Rettung. Endlich gegen 9 Uhr erobern Pirch und Bülow vereint das Dorf Plancenois, und das Verderben des französischen Heeres ist entschieden. Der Rückzug artet in wilde Flucht aus, die Truppen aller Waffen, mit Geschütz und Fuhrwerk untermischt, drängen sich auf der Straße nach Genappe und Charleroy; die Nacht nimmt die Flüchtigen auf. Es war schon völlig dunkel, als Blücher und

Wellington auf der Höhe von Belle-Alliance zusammentrafen, und sich gegenseitig als Sieger begrüßten.

Die Schlacht war gewonnen, aber die Arbeit noch keineswegs vollendet. Das Heer Wellingtons hatte furchtbar gelitten, die Menschen und Pferde konnten nicht weiter. Die Preußen waren kürzere Zeit im Kampfe gewesen, die Anstrengung des Marsches kam nicht in Anschlag. Von dem Nachdringen beider Heere auf derselben Straße fürchtete man indeß nur Verwirrung; man kam deshalb überein, Wellington sollte, nach fürerst höchst nöthiger kurzer Rast, über Nivelles und Binch in Frankreich einrücken, während Blücher unmittelbar die Verfolgung Napoleons und seines geschlagenen Heeres übernähme. Also noch in derselben Nacht ging Blücher sofort nach Genappe, wo sein Vortrab den Feind, der sich anfangs vertheidigen wollte, um 11 Uhr in der Nacht zu weiterer Flucht nöthigte. Der Feind hatte sein meistes Geschütz auf dem Schlachtfelde stehen lassen, das mit seinen Trümmern und Leichen bedeckt war. In Genappe war aufgehäuft, was an Geschütz, Pulverwagen, Gepäck und anderem Fuhrwerk noch gerettet worden; alles fiel hier den Preußen in die Hände, unermeßliche Beute, Napoleons eigne Feldrüstung, sein Silbervorrath, seine Edelsteine, der Wagen selbst, in welchem er gefahren war, und den er beim plötzlichen Geschrei, die Preußen seyen da, ohne Hut und Degen eiligst verlassen hatte, um sich aufs Pferd zu werfen. Die Kleinodien, das viele Geld und anderer Besitz, verblieb den Soldaten; den Wagen Napoleons, seinen kaiserlichen Mantel, sein Fernglas, nahm Blücher an sich, Hut und Degen und die Ordenssterne Napoleons sandte er als Siegeszeichen an den König. Die Verfolgung ging unaufhaltsam fort. Wie bei Genappe, so auch bei Quatre-Bras und weiterhin bei Frasnes, wurde

der Feind noch in derselben Nacht immer wieder aufgestört; wo im Getreide sich ein Trupp lagern, in Gebäuden und Höfen sich einrichten wollte, trieb schnell wieder der Schall der Flügelhörner und Trommeln, das Feuern aus Flinten und Kanonen ihn auf; der Mond schien hell, und begünstigte die Verfolgung, welche Gneisenau mit dem Heertheile von Bülow rastlos betrieb, und an welche, wie Blücher befohlen hatte, der letzte Hauch von Roß und Mann gesetzt wurde. Durch diese, von Gneisenau voll muthigen Eifers und kriegerischer Thätigkeit angestrengte Verfolgung wurde die Niederlage des französischen Heeres vollendet. Die Flüchtigen wurden von jedem Orte, wo sie zu ruhen meinten, oder sich sammeln wollten, durch die nachstürmenden Preußen schnell wieder aufgetrieben, und mit größerem Verlust in vermehrte Verwirrung gestürzt. Erst an der Sambre konnte man dazu gelangen, die Ergebnisse der letzten Schlacht zu überschauen. Das Heer Wellingtons hatte gegen 13,000 Todte und Verwundete, und unter diesen die angesehensten Befehlshaber. Geringer war an diesem Tage der Verlust der Preußen; obwohl sie dem Feinde den größten bewirkt, hatten sie selbst, begünstigt durch den Stand und die Wendung der Dinge, den kleineren, er betrug 7000 Mann, meistens den Heertheil von Bülow betreffend. Die Franzosen dagegen hatten über 30,000 Todte und Verwundete, 15,000 Gefangene, 300 Kanonen nebst der verhältnißmäßigen Anzahl Pulverwagen, und zahlloses Fuhrwerk mit Gepäck und Kriegsgeräthen aller Art eingebüßt. Was übrig war, floh in aufgelöst'ten Haufen, Napoleon mit ihnen, kaum ein Bataillon war noch beisammen, nur einige Kanonen wurden über die Sambre gerettet; Napoleon dachte anfangs bei Charleroy die Trümmer seines Heeres wieder etwas zu gestalten, er-

kannte aber die Unmöglichkeit, und gab den verwirrten Massen weit rückwärts die Stadt Laon zum Sammelort; er selbst flüchtete zuerst nach Philippeville, und begab sich von da nach Paris.

In Chatillon für Sambre hatten beide Feldherren, während die Truppen rasteten, am 23. eine Zusammenkunft, um die weitere Kriegsführung zu verabreden. Blücher drang darauf, daß beide Heere unverzüglich gegen Paris vorrücken sollten, und zwar auf dem rechten Ufer der Dise, während der Feind, der sich bei Laon und Soissons wieder sammelte, durch preußische Reiterei, die sich für den Vortrab des ganzen Heeres auszugeben hätte, hingehalten bliebe, und durch niederländische Reiterei, die in angestrengten Märschen über Pontoise vorgehen sollte, im Rücken beunruhigt würde. Zugleich wurde die Berennung und der Angriff der zahlreichen Festungen verabredet und angeordnet. Zieten hatte bereits Avesnes, wo große Pulvervorräthe durch eine Granate angezündet wurden, eingenommen, und rückte nun gegen Guise; Pirch erhielt den Auftrag, die Festungen Maubeuge, Landrecy, Philippeville, Rocroy und Givet anzugreifen; Kleist wurde beordert, von Trier vorzurücken, und die Festungen der Maas bis Mezieres einzuschließen. Am 24. in Henappes empfing Blücher ein Schreiben des Generals Morand, der die Nachhut der wieder zusammengerafften französischen Truppen befehligte, und auf den Grund der inzwischen zu Paris stattgehabten Thronentsagung Napoleons einen Waffenstillstand vorschlug, den aber Blücher, dieser Nachricht mißtrauend, ablehnte, es sey denn, daß Napoleon selbst und einige Festungen, zur Sicherheit, den Verbündeten überliefert würden. Er setzte seinen Zug unaufhaltsam fort, nahm den 25. sein Hauptquartier in St. Quentin, den 26. in Genvry bei Noyon, und den

27. in Compiegne. Hier kam er um einige Stunden dem Feinde zuvor, der, durch das rasche Vordringen der Preußen in seiner linken Flanke überflügelt, von Laon und Soissons schnell zurückeilte, um Paris zu vertheidigen.

Unaufhörlich vorwärts strebend, und zwei Märsche vor Wellington voraus, stand Blücher mit seinem Heere, das, nach so großen Verlusten und Anstrengungen, und nachdem der Heertheil von Pirch und andere Entsendungen zurückgeblieben, etwa noch 60,000 Mann stark war, am 29. vor den Linien, welche Napoleon zwischen St. Denys und Vincennes um Paris her mit allem Fleiße hatte befestigen lassen; sie waren mit zahlreichem Geschütz besetzt, uud durch mehr als 60,000 Mann vertheidigt, welche theils durch Grouchy zurückgebracht, theils von der Loire herangekommen waren, eine Zahl von 40,000 Nationalgarden konnte zur Mitvertheidigung aufgeboten werden. Napoleon indeß hatte wirklich, durch die Umstände gezwungen, dem Throne zu Gunsten seines Sohnes entsagt, und war am 29. von Paris nach Malmaison abgegangen. Die eingesetzten Regierungsverweser hatten den Marschall Davoust zum Oberbefehlshaber der Truppen ernannt, und sogleich Friedensverhandlungen eingeleitet. Schon früher waren Bevollmächtigte in Laon eingetroffen, wohin Blücher auf ihr Ansuchen seinen Adjutanten, den Grafen, von Nostitz sandte, allein es war unmöglich, sich über die Bedingungen eines vorläufigen Abkommens zu vereinigen, und die Bevollmächtigten wurden an die verbündeten Herrscher selbst verwiesen. Da man sich aber französischer Seits mit der Unterhandlung wegen eines Waffenstillstandes begnügte, so versuchte es Blücher, auf das linke Ufer der Seine übergehend, die Demüthigung des Feindes und die unbedingte Unterwer-

fung zu erzwingen, eine Bewegung, durch welche er das preußische Heer in Gefahr setzte, wenn der Feind Fassung behielt. Wirklich hatten auch die Preußen noch ein sehr hartnäckiges Gefecht zu bestehen, in welchem sie jedoch die Oberhand behielten, und gleich nach diesem Gefecht erschien ein französischer General als Unterhändler, mit der Ankündigung, daß sich Paris auf Bedingungen ergeben wolle. So wurden denn die Unterhandlungen zu St. Cloud eröffnet. Blücher hatte sich vorgenommen, dießmal mit den Franzosen recht derb zu verfahren, und alle Manieren, in welchen sie immer ihren Vortheil zu finden wußten, geflissentlich zu durchbrechen; sie sollten fühlen, daß sie als Besiegte vor dem Sieger stünden. Erst mußten sie im Vorzimmer lange warten; als ihre Geduld genugsam auf die Probe gestellt schien, durften sie endlich hereinkommen, sie fanden Blüchern sitzend, wie er seine Pfeife rauchte, und den Dampf gleichgültig vor sich hin blies; er erlaubte ihnen dann, ihre Sache vorzutragen, und ließ sich den Inhalt ihrer Worte in der Kürze dolmetschen. Als unter den Abgeordneten selbst über einige Punkte sich eine Verschiedenheit der Meinungen zeigte, und besonders über das Zurückgehen des französischen Heeres hinter die Loire ein lebhafter Wortwechsel entstand, wurde Blüchern das viele unverständliche und nutzlose Parliren zu arg, zornig stand er auf, trat mit brennender Pfeife zwischen die Streitenden, und gebot Ruhe; dann sagte er kurz, die Feindseligkeiten sollten sogleich wieder losgehen, wenn seine Forderungen nicht auf der Stelle angenommen würden, und nun blieb den Abgeordneten nur übrig, in den Rückzug hinter die Loire einstimmig zu willigen. Als sie noch bedingen wollten, daß Paris, wie das vorige Jahr, von Einquartierung befreit bliebe, sagte Blücher: »Die Franzosen haben Jahre

lang in Berlin recht angenehm logirt, es soll kein Preuße, der mir hierher gefolgt ist, zurückkehren, ohne sagen zu können, daß die Pariser ihn gut bewirthet haben.« Als jene weitere Einwendungen machen wollten, hieß er sie schweigen, es sey genug. Anstatt ihnen, wie sie es verlangten, Sicherheit für das Museum zu gewähren, kündigte er ihnen an, sie müßten herausgeben, was sie zusammengeraubt, es solle dieß Mal nicht gehen, wie das vorige Mal. Nachdem so die Hauptpunkte mündlich und kurz abgethan waren, übertrug Blücher dem General von Müffling die völlige Ausführung der Sache; er rief ihn bei Seite, und hob mit einer Art von Feierlichkeit an: »Es sind beinahe neun Jahr, daß wir ein schlechtes Geschäft bei Lübeck machten, und Sie hatten damals den schwierigen Auftrag, die Konvention zu schließen; besorgen Sie heute das Geschäft wieder, es wird ihnen dieß Mal leichter werden.« Noch am nämlichen Tage wurde der förmliche Vertrag, französischer Seits von den genannten Bevollmächtigten, und preußischer und englischer Seits von dem General von Müffling und dem Obersten Hervey in achtzehn Artikeln abgeschlossen, unterzeichnet, und von den Oberbefehlshabern genehmigt.

Am 7. Juli rückte die erste Abtheilung des preußischen Heeres in Paris ein, die französische Heeresmacht zog sich hinter die Loire zurück. Nach dem Einzuge in Paris nahm Blücher sein Hauptquartier in St. Cloud. Er und Wellington in Gemeinschaft bestellten den General von Müffling als Gouverneur von Paris; dieser ließ die wichtigsten Plätze und Brücken mit Truppen und Geschütz gehörig besetzen, und traf alle sonstigen Anordnungen der Sicherheit und Ruhe. Der Stadt Paris wurde eine Kriegssteuer von 100 Millionen Franken auferlegt. Was die Franzosen besonders erschreckte, war der schnelle

Anfang zur Ausräumung des Museums; ein strenger Befehl Blüchers beauftragte zur Wegnahme alles dessen, was an Kunstschätzen sich daselbst aus deutschen Ländern vorfand. Noch heftiger wurden die Pariser durch die Nachricht aufgereizt, Blücher wolle die eherne Siegessäule auf dem Platze Vendome zertrümmern, und die Brücke von Jena sprengen. Zu dem Letzteren wurde bereits Anstalt gemacht, als die bekümmerten Franzosen alle Mittel des Einflusses und der Verwendung in Bewegung setzten, um die Ausführung dieser nach ihrer Meinung allzu großen Gewaltthat zu hintertreiben. Das Eintreffen des Königs von Preußen in Paris rettete die Brücke, welche durch einen übereilten Sprengungsversuch nur wenig beschädigt worden war.

Der Zwiespalt der Meinungen über die Bedingungen, unter welchen der Friede geschlossen werden müsse, erregte sehr oft Blüchers Unmuth, und reizte ihn zu heftigen und bittern Aeußerungen. Als immer lebhafter und allgemeiner anerkannt und ausgesprochen wurde, daß diese glorreiche Entscheidung des erneuerten Kampfes für die Freiheit Europa's Blüchers Werk sey, glaubte er sich um so mehr berechtigt, seinen Unmuth laut werden zu lassen. Einigermaßen wurde dieser doch durch die Auszeichnungen besänftigt, welche die Gnade des Königs ihm zuerkannte, indem durch den Beschluß desselben für ihn allein der Ordensstern des eisernen Kreuzes mit goldenen Strahlen gestiftet wurde. Gneisenau, dem nach ihm der größte Antheil an den großen Waffenerfolgen beigelegt wurde, erhielt den schwarzen Adlerorden und die Beförderung zum General der Infanterie, Blüchern zur äußersten Befriedigung. Die Aufhebung aber mehrerer von ihm angeordneten Maßregeln, deren Gegenstände doch der Befugniß des Feldherrn wenig angehörten, wurde ihm

zu solchem Verdruß, daß er sogar daran dachte, die Befehlführung niederzulegen. Wenn dieses auch nicht geschah, so machte er doch durch wilde Worte und grausames Schelten seinem Zorne Luft, und mancher sonst gefeierte Name wurde durch ihn mit schlimmer Rede beschmitzt, oft auch die Person selbst, wenn die Gelegenheit es gerade wollte, die er nicht eben suchte, aber auch im geringsten nicht mied. Gegen die Diplomaten hegte er besonders einen Groll; diese Leute, meinte er, wären in der Welt zu gar nichts nütze, wollten nur immer gut essen und trinken, und das sey gewöhnlich noch das Beste von dem, was sie thäten. Als er überzeugt war, man würde abermals einen für Frankreich allzu günstigen Frieden machen, und dadurch den Grund zu neuem baldigen Kriege zurücklassen, sagte er zu dem Fürsten von Hardenberg mit Nachdruck: »Ich wollte nur, daß ihr Herren von der Feder einmal nur ein etwas scharfes Plänklerfeuer aushalten müßtet, damit ihr doch erführet, was es heißt, wenn der Soldat mit Blut und Leben eure Fehler wieder gut machen muß, die ihr so leichtsinnig begeht.« Er wollte nicht in Paris wohnen, sondern behielt sein Hauptquartier in St. Cloud, wo er sich auf Napoleons kaiserlichem Schlosse eingelagert hatte, und allen Prunk des gestürzten Herrschers mit besonderem Behagen in der Kriegsgewalt der Preußen sah. Das berühmte Bild Napoleons, ihn zu Pferde an der Spitze des Heerzuges über die Alpen vorstellend, von dem großen Meister David gemalt, ließ Blücher einpacken, um dasselbe als ein Andenken in die Heimath zu bringen, desgleichen eine Sammlung trefflicher Bilder der Bonapartischen Familie. Mehrere Offiziere wünschten als Andenken ein oder das andere Buch aus Napoleons Handbibliothek sich anzueignen, aber niemand wagte eigenmächtig zu nehmen, es entstanden

sogar Zweifel, ob es überhaupt geschehen dürfe, und Blücher wurde gefragt; »Bücher?« sagte dieser scherzend, »die stehen ja in Reih' und Glied, und sind alle kriegsgefangen; davon nehmt euch nur Andenkens, in Gottesnamen!«

Der Krieg wurde nur noch gegen die Festungen fortgesetzt, deren mehrere von den Preußen, unter dem Prinzen August von Preußen und dem General von Hake, beschossen und eingenommen wurden; die Sicherheit der Heere forderte, diese Plätze nicht in fremder Hand zu lassen, besonders da diese noch kürzlich als bonapartische feindlich gewesen, und selbst jetzt, als der Farbe nach zwar wieder bourbonische, noch wenig zuverlässig waren. Inzwischen aber hatte das französische Heer hinter der Loire, nachdem Ludwig XVIII. wieder in Paris eingezogen, und die königliche Regierung hergestellt war, sich dessen Geboten unterworfen, und die dreifarbige wieder mit der weißen Fahne vertauscht. Bald nachher wurde das Heer aufgelös't, und ging wirklich aus einander. Napoleon selbst hatte sich den Engländern überliefert, und sollte auf der Insel St. Helena zeitlebens in ihrem Gewahrsam verbleiben. Von dieser Seite war also keine Gefahr mehr, und der Krieg als völlig beendet anzusehen. Es kam nur noch darauf an, welche Bedingungen in Betracht Frankreichs mit dem neuen Frieden zu verknüpfen wären. Sie fielen billiger aus, als die Franzosen erwartet hatten; zwar wurden einige Landstriche an der Grenze abgetreten, ansehnliche Geldsummen gezahlt, die Kunstwerke zurückgegeben, und bedeutende Erstattungen zugesagt, allein gegen das gehalten, was Napoleon als Sieger in fremden Reichen zu fordern pflegte, war es augenscheinlich, daß die Verbündeten mehr mit einem Freunde abgerechnet, als einem Feinde und Ueberwunde-

nen ihr Gebot auferlegt hatten. Die für die Dauer von fünf Jahren verabredete Besetzung der westlichen Grenzlande von Frankreich durch verbündete Truppen bezweckte zunächst die Sicherheit der Bourbons, und gab dann auch die Gewähr für die Erfüllung des Friedens in Betreff der Verbündeten.

Blücher verlegte sein Hauptquartier gegen Ende des Septembers nach Versailles, von wo er jetzt wieder häufig nach Paris kam, und gegen die Mitte des Oktobers nach Compiegne. Auch von hier aus machte er öftere Besuche in Paris, wo ihm unter andern bei einem englischen Wettrennen, dem er, von Wellington eingeladen, zusah, der Unfall begegnete, daß sein Pferd über die von ihm nicht bemerkten Stricke, die als Schranken der Bahn ausgespannt waren, stürzte, und er sich den Arm aussetzte; doch hatte der Fall für den Augenblick keine schlimmere Folgen, wiewohl die Kränklichkeit, welche ihn nachher befiel, ohne Zweifel von daher befördert wurde.

Von Compiegne aus erließ er endlich am 31. Oktober, nachdem die Friedenssache zum Abschlusse gediehen war, und die verbündeten Heere, mit Ausnahme der vertragsmäßig zurückbleibenden Truppen, heimzogen, folgenden Abschied an die preußischen Krieger: »Ich kann das Heer, das jetzt auf dem Rückmarsche in seine Heimath begriffen ist, nicht verlassen, ohne euch, brave Soldaten, mein Lebewohl und meinen Dank zu sagen. Als Seine Majestät der König mir den Oberbefehl des Heeres aufs neue anvertraute, folgte ich diesem ehrenvollen Rufe mit Vertrauen auf eure so oft geprüfte Tapferkeit. Ihr habt dieses bewährt, Soldaten, und das Zutrauen gerechtfertigt, das der König, das Vaterland, Europa in euch setzten. Eingedenk eurer hohen Bestimmung, habt ihr den alten errungenen Ruhm zu rechtfertigen gewußt, und ei-

nen so schweren Kampf in so wenig Tagen beendigt. Ihr seyd der Namen: Preußen, Deutsche, werth. Nehmt meinen Dank, Kameraden, für den Muth, für die Ausdauer, für die Tapferkeit, die ihr bewiesen, und womit ihr die so herrlichen und großen Erfolge in so kurzer Zeit erkämpft habt. Der Dank eurer Mitbürger wird euch bei der Rückkehr empfangen, und indem ihr die verdiente Ruhe genießet, wird euch das Vaterland zu neuen Thaten bereit finden, sobald es eures Armes bedarf!«

Kopfschüttelnd über den neuen Frieden, ja seiner Erfüllung schon gleich mißtrauend, verließ Blücher Frankreich. Die Befehle zum Abzuge waren ertheilt, die Tage, Quartiere und Verpflegungsmittel mit den wieder in Wirksamkeit getretenen französischen Landesbehörden genau verabredet, und der Marsch ordnungsmäßig angetreten. Plötzlich vernimmt Blücher, die Unterzeichnung des Friedens finde unerwartet neuen Aufschub, und augenblicklich läßt er das ganze Heer Halt machen. Die Bestürzung der Franzosen hierüber war außerordentlich, alle ihre Maßregeln waren gestört, der ganze Landstrich in Verwirrung; die Truppen blieben stehen, wo man nur auf ihren Durchzug gerechnet hatte; wo man sie erwartete, kamen sie nicht an. Es entstand ein großes Geschrei, die Verbündeten wären nicht gesonnen, die geschlossenen Uebereinkünfte zu halten, man wandte sich mit bitteren Klagen nach Paris, wo die Sache sehr unangenehm für beide Theile war. Blücher wurde hierauf ungesäumt bedeutet, auf genauere Befolgung der ihm ertheilten Befehle hingewiesen, und die Sache hatte keine Folgen weiter. Dieß war der letzte Streich, den er den Franzosen spielte; das Heer zog fernerhin ohne Aufenthalt und in guter Ordnung seine Straße, und Blücher nahm als Einzelner, bloß von seinen Adjutanten und Aerzten be-

gleitet, seinen Weg für sich nach den Niederlanden und dem Rheine zu.

Die Tage der Ruhe wurden für den Heldengreis nicht erfreulich, alle Leiden früherer Krankheiten stürmten auf ihn, und verbitterten ihm die Freuden, welche die Bezeigungen der Verehrung und Liebe, die ihn auf seiner Heimreise überall begleiteten, hätten erwerben können. In Frankfurt am Main hielt er in Hieronymus Napoleons Wagen, der bei Belle-Alliance erbeutet war, seinen Einzug, von der städtischen Bürgerwehr eingeholt, und redete dann von einem Altan herab die versammelte Menge an. Erst am 4. Januar 1816 verließ er Frankfurt, vom Landsturm eine Strecke begleitet, und kam am 21. Januar in Berlin an, wo er durch einen Besuch des Königs geehrt und erfreut wurde, das Ehrenbürgerrecht erhielt, und durch Festlichkeiten aller Art ausgezeichnet und erheitert wurde. Als er hierauf nach Schlesien reis'te, erneuerten sich die Festlichkeiten, und eben so, als er im Juni nach Karlsbad kam, wo eine Compagnie östreichischer Truppen ihm zur Ehrenwache beordert war, die er jedoch ablehnte. Hier sah er unverhofft seinen Waffenbruder Gneisenau wieder. Als er Karlsbad verließ, ward er von allen anwesenden östreichischen Generalen eine weite Strecke begleitet. Am 2. August traf er in Berlin ein, feierte den Geburtstag des Königs durch eine Anrede an die Soldaten unter freiem Himmel, und machte dann eine Reise nach Dobberan, wo er bei einer feierlichen Mahlzeit, die der Großherzog veranstaltete, mit großem Feuer eine Rede hielt. Dann besuchte er Rostock, wo er unerkannt eintraf, in der Petrikirche am Grabe seiner Eltern betete, und sich darauf in das Haus führen ließ, wo er geboren worden war. Eine noch lebende und herbeigerufene Spielkameradinn umarmte er mit Herzlichkeit. Nach Dobberan

zurückgekehrt, verweilte er hier noch vier Wochen, und besuchte dann das ihm so werthe Hamburg. Hier zog er am 12. September unter einem Zudrang und Jubel ein, der an die Auftritte in England erinnerte. Auf den unablässigen Zuruf: »Vater Blücher!« zeigte er sich dem in der Straße, an allen Fenstern und auf benachbarten Dächern gedrängten Volke, und dankte mit biedern Worten, die unendlichen Beifall weckten. Die Stadt wurde ihm zu Ehren beleuchtet, der Rath gab ihm ein Fest; im Schauspiel wurde ein Stück aufgeführt, das, wie schon sein Name sagte — »Vorwärts« — die persönlichsten Beziehungen hatte; überall feierte man sein Erscheinen mit üppigster Gastfreundschaft. Seine Worte machten ihn zum Helden des Volks, wie er es schon durch seine Thaten war. Man erzählte von ihm, man wiederholte seine guten Sprüche, seine bündigen Antworten, die Züge der Einfachheit und Größe. Sein Federbusch wurde hier, wie in England, von Frauenhänden zerpflückt, die sich solcher Andenken wetteifernd bemächtigten, und ihm statt des preisgegebenen einen neuen am nächsten Tage darbrachten. Er besuchte die Feste der Freimaurer, in deren Mitte er sich immer gern befand. Die schönen Landhäuser und Gärten der reizenden Umgegend boten den reichsten Wechsel festlicher Unterhaltung. Seiner alten Bekannten vergaß er keinen; überall sprach er, eingedenk der früheren Verhältnisse, treuherzig an. Der Wittwe Klopstocks, den er persönlich gekannt, und seinen Freund genannt hatte, und an dessen Grabstätte in Ottensen bei Altona er stets nur mit entblößtem Haupte vorüberging, versäumte er nicht, seinen Besuch abzustatten; sie setzte ihm eine Flasche Tokaierwein vor, welchen sie für ein besonderes frohes Ereigniß, nach Anordnung ihres Gatten, aufsparen sollte, und bei dessen

Leben schon funfzehn Jahre, und nach seinem Tode wieder vierzehn unangetastet verwahrt hatte. Zum Abschiede empfing Blücher von der Stadt Hamburg noch das Bürgerrecht, wie er selbst gewünscht hatte. Unter mannigfachen Ausbrüchen der ihm gewidmeten Gesinnungen und Wünsche, wobei er in tiefster Rührung sich der Thränen nicht erwehrte, und unter andern sagte: »Es ist die höchste Zeit, daß ich gehe, denn ich erliege sonst,« reis'te er am 22. September Mittags ab, von einem zahlreichen Ehrengefolge bis zur Grenze des hamburgischen Gebietes begleitet.

Als er im folgenden Jahre wieder Schlesien besuchte, und ein königliches Handschreiben ihn zur Einweihung des Denkmals auf dem Schlachtfelde an der Katzbach eingeladen hatte, erschien er am Jahrestage der Schlacht, und redete kraftvoll die Versammlung an.

Im Frühjahr 1819 traf Blücher in Karlsbad mit dem Fürsten Schwarzenberg zusammen, und die Feldherren zeigten einander die herzlichste Freundschaft. Er schien gestärkt, verfiel aber auf seinem Gute in eine ernstliche Krankheit, und war überzeugt, daß sein Tod nahe sey. Zu seinem treuen Kriegsgefährten, dem Grafen Nostitz, sagte er eines Tages, als dieser ihm einen Labetrunk reichte: »Nicht wahr, mein lieber Nostitz, Sie haben Manches von mir gelernt, jetzt sollen Sie auch von mir lernen, wie man mit Ruhe stirbt.«

Der König, damals in Schlesien, sandte auf die Nachricht von der Verschlimmerung der Krankheit am 5. September seinen Generaladjutanten von Witzleben zu ihm; dieser fand ihn schwach, aber bei voller Besinnung. Blücher trug dem General auf, Seiner Majestät für alles ihm widerfahrene Gute zu danken, Höchstihrem Wohlwollen seine Gemahlinn zu empfehlen, auch zu bit-

ten,

ten, daß er ohne Gepränge, auf dem Felde, an der von ihm näher bezeichneten Stelle, am Wege von Kriblowitz nach Kanth, unter den daselbst stehenden drei Linden beerdigt würde. Der General wandte ihm ein, er dürfe an seinen nahen Tod noch nicht denken, da die Aerzte seinen Zustand keineswegs für rettungslos hielten. Blücher aber versetzte: »Ich weiß, daß ich sterbe, denn ich fühle es besser, als die Aerzte meinen Zustand beurtheilen können. Ich sterbe gern, denn ich bin nichts mehr nutze. Sagen Sie dem Könige, daß ich treu für ihn gelebt habe, und treu für ihn sterbe« Nach diesen Worten nahm er mit einem Händedruck förmlich Abschied. Am Tage darauf kam der König selbst, in Begleitung des Prinzen Karl, ihn zu besuchen, wurde aber erst nach einer Weile von ihm erkannt. Der König sagte ihm unter mehreren wohlwollenden Aeußerungen: »Sie können überzeugt seyn, daß niemand mehr Theil an Ihrem Wohle nimmt, als ich. Ich weiß, was das Vaterland und ich Ihnen schuldig sind. Geben Sie die Hoffnung zu Ihrer Wiederherstellung nicht auf, aber folgen Sie auch dem Rathe der Aerzte, und brauchen Sie die Mittel, die man Ihnen darbietet.« Blücher dankte dem Könige mit größter Rührung, bezweifelte die Möglichkeit seiner Genesung, wiederholte, daß er gern sterbe, und empfahl dem Könige nochmals seine Gattinn. Nach diesem Besuche wurde sein Zustand immer schlafähnlicher und schmerzloser, die Kräfte verließen ihn allmälig, und er verschied sanft am 12. September Abends um zehn Uhr, im sieben und siebzigsten Jahre seines Lebens. Der König ließ das Heer, dem Andenken des Verstorbenen zu Ehren, auf acht Tage Trauer anlegen. Die bei Breslau zur Uebung versammelten Truppen rückten aus, und hielten dem abgeschiedenen Feldherrn,

an seiner erwählten Grabstätte bei den drei Linden, eine kriegerische Todtenfeier. Die zurückgelieferten Ordenszeichen erhielten, als vaterländische Denkwürdigkeiten, zur würdigen Aufbewahrung einen besonderen Platz in den königlichen Sammlungen. Auch im Auslande wurde sein Andenken vielfach gefeiert; in Hamburg legte die Bürgergarde Trauer an, der Blücherklub und andere Vereine widmeten ihm den Ausdruck ihrer Betrübniß. —

Blücher ist eines der herrlichsten deutschen Heldenbilder neuerer Zeit. Er repräsentirt in würdigster Art, wie die Liebe zu Fürst und Vaterland sich mannhaft ausdrücken muß. Sein Beispiel zeigt, daß nur die Kraft des Gemüths den wahren Feldherrn charakterisirt. Denn was er wußte, hatte ihn unmittelbar das Leben gelehrt. Auch kannte er nur seine Muttersprache. Fremde Rede hatte ihn nicht verweichlicht. Gewisse sprachliche Feinheiten mochten ihm daher immer abgehen. Er war dafür kräftig und stark, und wußte Gemüther zu bewegen. Wer unter ihm diente, ging gern für ihn in den Tod. Wie arm an Lebenskraft steht daher hierneben bloß feinwitziger Verstand, oder kalt gelehrtes Wissen von dem, was Alles die Vorfahren gedacht und gethan haben.

Dafür aber kam Blücher auch vor lauter Thaten zuletzt nicht zur Schrift, und mochte seine Schlachten lieber zählen, als sie erzählen. Das Beschreiben lag ihm rückwärts, vorwärts aber die That. Groß gezogen als Husar, einer Waffe angehörend, die ohne Schnelligkeit und Entschlossenheit nutzlos sich auflös't, die einen wie von Leichtsinn beflügelten Willen verlangt, in diesem Sinne alles wie mit leichtsinnigem Ernste unternehmend, und diese Eigenschaft bewahrt durch leidenschaftlichen Spieltrieb — wie immer kämpfend mit dem Scheine des Zu-

falls und Fatums im Spiel — darum auch, nach physiognomischem Ausdruck, ernst, leichtsinnig, entschlossen, immer edel bleibend ohne Gier nach Gewinn, zugleich aber auch fast nur durch das ewig aus demselben Stoffe wieder sich neu und anders Gestaltende die Zeit sich vertreibend, die so anhaltend trübe, langweilig, schmerzhaft, endlich fast hoffnungslos sich ausdehnte: — so stellte Blücher sich dar.

Darum aber gewährte er auch den vollständigsten Ausdruck treuherzig gediegener Kraft. Zu seinem ehrlichen Auge darf kein anderes Volk sich bekennen, als das deutsche. Nichts von italischer eifersüchtiger versengender Gluth, nichts von der Bonmots-Natur des Franzosen war bei ihm zu schauen.

Ihm drückte das Schicksal des Vaterlandes das Herz. Er ward ernster unter dem Einflusse der gekränkten Vaterlandsliebe. Nur so stählte sich bei ihm die Liebe wie die Kraft.

Was der deutsche Hermann einst als Jüngling wider die Römer empfand, das entflammte auch ihn — obschon bereits hinaufschreitend in das Alter des Greises.

Er gehörte ausschließlich seinem Volke an. Er kannte keinen wahren Ruhm, als in und mit seinen Mitbürgern. Ein echter fürstlicher Sinn drückte darin sich aus. Daher haßte er auch die »Allerweltskerls,« die das gesammte Volksdaseyn nur aus dem allerallgemeinsten Gesichtspunkte zu erfassen streben, überall zu Hause sind, immer bereit, Allen zu dienen, die sie zu beehren und zu bezahlen vermögen — darum eigentlich ohne Vaterland, wie ohne Liebe und ohne Herz — und sich als Soldaten nur schlagen, wie bloße Kriegskünstler und bewaffnete Leiber.

Die nahe Vergangenheit hatte Blücher'n, als er Corps-Führer geworden, große Lehren ertheilt über moralische und physische Nachtheile der rückwärtigen Bewegungen. Das Kriegsgeschick gab ihm die Weisung, den Husaren auch als Feldherr nicht zu vergessen.

Blücher haßte Napoleon. Der Haß hatte in seiner Vaterlandsliebe, im Gefühl des Preußen, des Deutschen seinen Grund. Das warme Herz des Menschenfreundes, des geraden ehrlichen Mannes konnte sich nicht mit dem kaltsinnigen Machthaber verständigen, der sich überall als das blinde Fatum, als das personifizirte Volksschicksal darstellen wollte, bloß um desto schreckhafter und unerbittlicher zu seyn.

Napoleon wollte überall erscheinen, als würde er von tiefer Ahnung des Weltgeistes und des allwaltenden Schicksals getrieben, wie selber nur That durch Gottes Hand — immer aber nur trügend, weil er sonst die Menschen geliebt haben würde. Seine geheuchelte Liebe zu Frankreich war die Anhänglichkeit der Habsucht und Herrschsucht. Er benutzte den Glauben der Menschen an Ahnungen. Aber seine Ahnungen waren trüber Natur. Sie haben ihn selber betrogen wegen ihrer unreinen Quelle. Sein Gewaltsinn und unbändiger Stolz zerrütteten die Bilder der Zukunft, die vor seiner Seele aufsteigen mochten. Sonst wäre er nach Moskau's Brand sogleich zurückgezogen, oder hätte Frieden gemacht zu Dresden, oder am Rhein, oder zu Chatillon. — Doch nichts Heiliges beseelte ihn. Er wollte nur gewaltige Handlungen thun. Er hat sie auch gethan, und endete zum gerechten Lohn dafür — in der Einsamkeit. Der Genius der Menschheit hat sich an ihm gerächt!

Seltsam aber mag es genannt werden, daß gerade

dieser gewaltige Napoleon auf den ungelehrten Husaren-General starren Sinnes immer sein Augenmerk hielt. Mehrere Mal beehrte er ihn sogar mit Moniteur-Spott, zu einer Zeit, als dieses Pariser Tageblatt noch fast als eine europäische Gesetzsammlung erschien. Napoleon hat in seiner Ahnung über Blücher sich nicht geirrt. Er hat keinen Feldherrn zum Gegner gehabt, der von höheren Gefühlen beseelt war. —

Ein Mensch von unbezwingbarer Kraft, ein Mann mit eisernem Willen, wie er selber diesen seinen Willen erkannte, ein liebender Sohn des Vaterlandes im vollen Sinne des Wortes, ein Feind aller Usurpation und Unterdrückung, ein Menschenfreund zog gegen Napoleon aus. — Ein Greis mit jungem Herzen, ungeschwächten Sinnen, fester Faust, muthig wie ein Löwe, vorwärts strebend zum Kampfspiele, wie nach einem heißersehnten Gegenstande der Liebe; selber sich vorrechnend seine schon weit vorgerückten Jahre, daß er also für sich selber nicht mehr viel thun könne, und nur für seines Fürsten und Volkes Freiheit alles thun müsse; daß jenseit der wiedererrungenen Freiheit des Vaterlandes für ihn nur der Tod im Anzuge sey: — und daher vorwärts blickend wie nach einem ewigen Ziele, eilend, keine Zeit habend zum Grübeln und Ueberlegen; — das hohe Gefühl der Ahnung des Sieges gerechter Sache vorauf: so kämpfend mit dem ganzen Preußenvolk mit Gott für König und Vaterland: das war Blücher!

Das, was auf den gottvertrauenden Ruf des geliebten Königs ein ganzes Volk darstellte im höchsten Glanze erhabener Begeisterung und Ahnung; Alle von Einem Geiste, von Einer Hoffnung, von Einem ahnungsvollen Wissen beseelt — das stellte sich dar in einem alten Hu-

saren=General, als ein entschieden ausgebildeter Charakter.

Und dieser Charakter, als Repräsentant des preußischen Volks=Charakters in den großen Thaten ernster blutschwerer Jahre; dieser Charakter der ahnungsvollen Begeisterung ist es, der ihn ausgeprägt hat zu einem der Unsterblichen, die der Geschichte auf ewige Zeiten angehören. Und darum steht Blücher auch in seinem Ehrendenkmal mit Recht mit dem Säbel in der Rechten dargestellt in Erz, auftretend auf ein feindliches zerbrochenes Geschütz mit dem linken Fuße, wie vom Herzen aus, und auf das Oberbein, dem Knie zu, die geballte Faust gedrückt, zürnend über den frechen Feind, den Helden repräsentirend im Volkscharakter jener Zeit. Es ist der Greis, der da steht mit dem Säbel zum Kampfe gezogen, in einem Alter, in welchem die Meisten schon zusammenfallen, erschlafft, verbraucht, mit schleichendem Blut und unempfindlichem Nerv.

In Allem aber, was von Blücher bekannt ist, zeigt sich immer eine und dieselbe Natur. Mit seiner Regsamkeit, seiner Bravour und seinem Unternehmungsgeist, als Chef eines Husaren=Regiments, deckte er in früheren Kriegen die Armee. Er vertraute dem Glücke, wenn es ihm so um's Herz war, wo sich Gelegenheit zum Schlagen ergab. Rascher Entschluß war die Seele seiner Kriegsthaten schon in früherer Zeit.

Endlich hatte der Genius Preußens ihn zum Heerführer hingestellt. Und auch in dieser Lage blieb er sich treu. Immerfort strebte er darnach, mit seiner Armee die Avantgarde zu bilden, für Sieg und für Ruhm; vorauf eilend überall, wo es irgend möglich war — so zuletzt auch dem Marschall Wellington noch zwei Tagemärsche

voraus, und schon in Paris, als erst die übrigen Armeen den Oberrhein passirten.

So wird denn der Feldmarschall Vorwärts — der Feldmarschall = Husar, als erhabenes Ehrenzeichen und Denkmal des Volksgeistes immer auch in fernen Zeiten den Preußen als Musterbild erscheinen in den Stunden der Noth und Gefahr, und zugleich als ein erhabenes Erinnerungsbild, daß der Fürst nie an seinem Volke zweifeln kann, wenn er mit Gerechtigkeit und Menschenliebe regiert. Denn die Liebe erträgt Alles und duldet Alles; und was vermag nicht ein Volk, das seinen Fürsten liebt! Die Liebe erscheint auch hier wie allmächtig — alles Andere aber nur wie Getriebe nach mechanischen Gesetzen des Dranges und Zwanges.

Wenn das Schicksal die Menschen groß und stark machen will, so giebt es ihnen Mühe, Last, Schmerzen und Kampf. So verlangt das Schiff seinen Ballast, damit der Kiel sich nicht aufwärts wende; so steht eine Brücke am festesten und sichersten im Strome, wenn sie schwer belastet worden ist. Und so wurde auch Blüchers Herz hart gedrückt, indem sein herrlicher hoffnungsvoller Sohn an den Folgen schwerer Kriegswunden entsetzlich litt, und in der Blüthe seiner Jahre die Bahn des Ruhmes verlassen mußte, die er so ehrenvoll betreten.

Dem Vaterherzen war also das größte Opfer abverlangt worden, die Erinnerung daran erfüllte ihn mit einem nie sich mindernden Schmerz. Dazu war Blüchers Seele auch stets von den Klängen der Zukunft durchzogen. — Er strebte darum auch überall vorwärts, wie fürchtend die Eil der Zeit.

Der Wahlspruch des glorreichen Kaisers Karl V.:

»immer weiter« hat sich nie in einem Feldherrn edler und volksthümlicher realisirt.

Die Zeit zu besiegen, war die Aufgabe seines Gemüths. Er wollte sein Werk vollendet haben, ehe der Tod bei ihm anklopfte. Er fühlte, daß sein Tag bald sich neigen würde.

Als nun nach dem unvergeßlichen Junimonat des Jahres 1815 in acht Tagen zwei Schlachten geliefert, fünf große Gefechte durchfochten, drei Festungen eingeschlossen waren, und die Preußen immer vorwärts stürmten, und sie einzogen in Paris: — wer hätte da wohl anders glauben können, als ihr Feldherr, Fürst Blücher, habe dort umhergeblickt im Gefühl des glücklichen Anführers, lachenden Muthes!

Aber mit nichten. Als sein Ruhm in aller Welt erscholl, da war er allein der Freudenlose, der Durchschmerzte, der Tiefbewegte.

Die letzten Kriegsjahre hatten seine Kräfte aufgerieben; der Kampf in allen Richtungen war zu lange anhaltend gewesen; die Orden, die seine Brust bedeckten, milderten nicht den Jammer seines Herzens über seinen geliebten Sohn. —

In dieser Stimmung sprach er im Jahre 1815 abermals in Paris, freundlich zwar, wie immer vorher, aber vom Seelenschmerz durchzogen — in tragischer Stimmung — ahnend, daß seine Thaten geendet, und er auch bald nachfolgen müsse Allen, die in den vielen blutigen Schlachten bis dahin für König und Vaterland willig und freudig hinüber gegangen in ein höheres Land.

Und er hat richtig gerechnet; er hat nur wenige Freuden noch gehabt; körperliche Leiden stellten sich ein — bald schied auch er.

Seine

Seine tief bewegten Worte, als er nach Berlin zurückgekehrt war: »Ach! der Krieg hat große Opfer gekostet; der Krieg ist voll Grausen, Entsetzen und Blut; möchte kein Fürst je sich belasten mit ungerechtem Krieg!« Diese Worte beweisen, daß er nicht zu denjenigen gerechnet werden darf, die Ruhm über Leichen hinweg suchen aus Selbstsucht und Lust, sondern daß er vielmehr den Würdigsten der Weltgeschichte beigesellt werden muß.

Anhang.

Ein Brief Wallensteins an den Obersten von Arnim.

Aus des Herrn schreiben vernimb ich was der Reichs-Canzler aus Sschweden an den Herrn schreibt auch was er ihm vermeint zu antworten lasse mir die Antwort nicht übel gefallen das man den Sschweden mitt Hofnung solte unterhalten auf das er sich nicht mit dem Denen conjungiren thete was anbelangt das er sich lamentiren thuet das der Kayser dem Künig aus Polen heuer ein Regiment hatt zu kommen laßen hatt wol kein ursach sich deßwegen zu lamentiren denn der Künig aus Polen hatt solches Regiment selbst gezahlt zu deme auch zu underschiedlichen mahlen so oft der Kayser Polnischer reiterey begehrt ihm solche zukommen laßen zu deme der Ob. Farensbeck vorm jahr gemeld das der Künig sich mitt dem Kayser und haus von Oestereich in ein vertrauliche correspondenz ein lassen wolte aber darvon weiter nichts gemeldt worden will nun der Künig aus Sschweden etwas mit dem Kayser tractiren lassen so sey er versichert das alles das was der Kayser wirdt abreden festiklich halten

undt manuteniren wirdt was der Ob. Leitnampt Götris wirdt beym Herrn angebracht haben das communicire mir der Herr aufs eheste wirdt man ferner was tractiren wollen das will ich nicht ausschlagen kan derowegen der Herr solches incaminiren Was den Zug in Preisen belangt hab ich unterschiedliche Bedenken zum ersten diese tractacion welche der Herr auf alleweis sehe zu incaminiren zum andern das ich ohne Bewilligung des Kayſers nicht gern wolte dorthien was tentiren dann nicht allein movirete ich den Sschweden wieder uns sondern auch die Polen denn sie seindt dem Künig feindt undt hencken ihr viel auf des Sschwedens seiten zum dritten weis nicht wie eifrig sich der Churfürst des werks annehmen thete und zum Beschlus wir seindt noch nicht fertig mitt dem Denen solten erst neue hendl mit Sschweden und Polen anfangen wenn sich der Sschwed und die Polen so wider den Künig sein, welche schier alle im Künigreich seindt mitt ein ander congregiren theten Bethlem und den Türken zu hülf nehmeten möchten was zu schafen geben wirdt derowegen der herr gewahrsam darmitt umbgehen die 15 fandle Knecht halte der herr in bereitschaft so dem Künig aus Polen zugeschickt werden sollen das ist 5 von meinem Regiment 5 vom alt Sachsischen undt 5 von des Ob. von Tiefenbach sonsten sehe der herr wie er sich in Pommern aller der Mährhafen bemechtigt sie fortificirt und wol besetzt undt vor allen die Insel Rügen. Was die Sschwedische schief anbelangt bitt der Herr wolle kein Zeitt verliehren sondern dieselbige fort abbrennen lassen denn bis dato haben wir noch kein verbündnis mit ihm gemacht undt menniglich sagt das er die leit gern bei der Nasen herumb führt nun bedarf er keiner schief wann er allein sein Künigreich defendiren

will will er aber zu uns deſwegen ſollen ſie ihm abgebrent werden denn wir bedürfen ſeiner bei uns nicht drum bitte ich der Herr verliehre keine Zeitt undt ſpare kein geldt wie auch laſſe ihm der Herr angelegen ſein laſſen wie er weiter tractation mitt uns anſtelt alsdann wirdt ſich alles zu erkönnen geben was einer oder der ander im ſchild führt ich aber verbleibe

Frankfurt den 2. Nov.
Ao. 1627.

des herrn guttwilliger
A. H. z. F.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gedruckt bei Carl Friedrich Amelang.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wilmsen, Friedrich Philipp,

Pantheon Deutscher Helden Ein historisches Lesebuch für die Jugend zur Belebung der Vaterlandsliebe und des Eifers für die Wissenschaft

Berlin 1830

Paed.pr. 4411 v
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761684-1